

HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Die Piratenstadt von GOR

FANTASY





SCIENCE FICTION

Herausgegeben
von Wolfgang Jeschke

Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen folgende
Bände in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR - die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3432)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)

Weitere Bände sind in Vorbereitung, ebenso eine Neuausgabe der früher erschienenen, inzwischen vergriffenen Titel in neuer Ausstattung von Oliviero Berni.

JOHN NORMAN

DIE PIRATENSTADT VON GOR

6. Band des GOR-Zyklus

Fantasy-Roman



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 06/3433
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe
RAIDERS OF GOR
Deutsche Übersetzung von Thomas Schluck
Das Umschlagbild schuf Oliviero Berni

3. Auflage

Redaktion Wolfgang Jeschke
Copyright © 1971 by John Lange
Copyright © 1975 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München
Printed in Germany 1983 scanned by f451
Umschlaggestaltung Atelier Heinrichs & Schütz, München
Gesamtherstellung Ebner Ulm

ISBN 3453-3095 1-0

Ich roch das Meer, das schimmernde Thassa, das den Legenden zufolge endlos war.

Ich bückte mich auf meinem Binsenboot, schöpfte eine Handvoll Wasser und kostete es. Das Thassa konnte nicht mehr weit sein.

Das dreieckige Temholz-Paddel steuerte mein kleines Fahrzeug, das kaum für einen Mann ausreichte. Es bestand aus biegsamen langen Vosk-Binsen, die mit Sumpfranken zusammengebunden waren. Rechts vor mir sah ich plötzlich unter Wasser den gelben Bauch eines Wassertharlarion aufblitzen, der hastig zuschlug und mit seiner Beute abzog — wahrscheinlich ein Vosk-Karpfen oder eine Marsch-Schildkröte. Aus dem Schilf zu meiner Rechten flatterte ein buntgefiederter Vogel und stieg kreischend und flügelschlagend zum Himmel auf. Sekunden später verlor er sich wieder in dem endlosen Binsenwald, den schwankenden Sporenstengeln, den Samenträgern der vielfältigen goreanischen Vegetation im Gezeitensumpf. Nur ein Wesen in der Marsch wagt sich am Himmel sehen zu lassen — das Raubtier Ul, der geflügelte Tharlarion.

Ich vermochte nur wenige Meter weit zu schauen; oft reichte mein Blick kaum über den Bug des kleinen Bootes hinaus, so eng standen die Binsen und die Rencepflanzen.

Es war der vierte Tag der sechsten Wartenden Hand, kurz vor der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche, die nach dem allgemeinen goreanischen Kalender den Monat Se'Kara einleitet. Nach dem Kalender Ko-ro-bas, das seine Jahre — wie die meisten goreanischen Städte — nach den Listen ihrer Administratoren zählt, hatten wir das elfte Jahr der Administration meines Vaters Matthew Cabot. Nach dem Kalender Ars, das darf ich vielleicht auch erwähnen, lebten wir im ersten Jahr der Wiedereinsetzung von Marlenus, des Ubar aller Ubars. Am klarsten ist vielleicht die Jahresangabe, die das Chaos goreanischer Zeitrechnung überbrückt — danach hatten wir das Jahr 10119 Contasta Ar, seit der Gründung Ars.

In dem kleinen Boot lagen meine Waffen, daneben eine Wasserflasche und ein Behälter mit Brot und getrocknetem Boskfleisch. In einer Scheide trug ich ein goreanisches Kurzsword, dazu besaß ich einen Helm und, in Leder gewickelt, einen goreanischen Langbogen aus biegsamem Ka-la-na-Holz, aus dem Holz der gelben Weinbäume Görs, an jedem Ende von eingekerbten Boskhorn gekrönt, außer-

dem eine Anzahl von Feder- und Flugpfeilen. Ein Bogen dieser Art wird nicht von allen goreanischen Kriegern benutzt, genießt jedoch Respekt. Er hat die Größe eines ausgewachsenen Mannes, ist in der Mitte etwa vier Zentimeter breit und drei Zentimeter dick, und das Spannen erfordert erhebliche Körperkräfte. Die Durchschlagskraft der mit ihm abgeschossenen Pfeile ist enorm. Auf kurze Entfernung durchdringen sie zehn Zentimeter dickes Holz, auf zweihundert Meter kann man einen Mann noch an einem Baumstamm festnageln, auf vierhundert Meter noch einen Bock töten. Die Pfeile lassen sich überdies blitzschnell abfeuern. Der Langbogen hat jedoch auch erhebliche Nachteile — er kann nur im Stehen bedient werden und ist vom Sattel aus oder im Nahkampf kaum zu gebrauchen, auch kann man ihn nicht ständig schußbereit halten wie eine Armbrust.

In den Händen eines Experten ist der Langbogen zwar die gefährlichere Waffe; doch es gab im großen und ganzen nur wenige, die die Kraft und das scharfe Auge hatten, gute Langbogenschützen zu sein. Ich war stolz auf meine Geschicklichkeit mit dieser Waffe.

In meinem kleinen Boot kniend, paddelte ich vorsichtig weiter.

Es ist die Waffe eines Bauern, klang eine wohlbekannte Stimme in meiner Erinnerung auf, und ich lächelte. So hatte der Ältere Tarl gesprochen, mein früherer Waffenmeister in Ko-ro-ba, meiner Heimatstadt, die man auch »Die Türme des Morgens« nannte. Ich betrachtete den langen, lederverhüllten Bogen aus weichem Holz, der zu meinen Füßen lag.

Es stimmte, daß der Bogen eine Waffe der Bauern war. Schon allein diese Tatsache führte dazu, daß viele Goreaner — besonders Menschen, die mit der Waffe nicht vertraut waren — verächtlich darüber dachten. Die goreanischen Krieger, im wesentlichen aus den Städten stammend, sind Krieger von Geburt an, aus ihrer Kaste heraus; zudem gehört ihr Stand zu den Hohen Kasten, wozu die Bauern, die in ihren kleinen Dörfern isoliert leben, nicht zählen. Von den Stadtmenschen wird der Bauer bestenfalls für ein unwissendes und abergläubisches Tier gehalten, für jemand, der im Dreck wühlt, für ein schwerarbeitendes, unberechenbares Wesen, das bauernschlau und gefährlich ist. Doch ich wußte, daß in jeder Strohhütte der Bauern ein Heimstein zu finden ist, und der Bauer selbst bezeichnet sich stolz als der Ochse, auf dem der Heimstein lastet.

Die Bauern werden übrigens nur in Notfällen für den Dienst bei den Streitkräften der Städte herangezogen; ein weiterer Grund, warum ihre Waffe, der Langbogen, in den Städten und bei den Kriegern allgemein recht wenig bekannt ist.

Ich hielt den Langbogen für eine vorzügliche Waffe und hatte mich von Anfang an damit vertraut gemacht, sehr zur Verwundung meiner Freunde.

Vierzig oder fünfzig Meter rechts von mir schrie ein Vogel; es hörte sich nach einer Marschgans an, einem kleinen gehörnten, schwimmfüßigen Wasservogel mit breitem Schnabel und großen Flügeln.

Der Ruf wurde aufgenommen und erwidert, aus gleicher Entfernung, diesmal jedoch aus der entgegengesetzten Richtung.

Es war später Nachmittag, meiner Schätzung nach die vierzehnte goreanische Stunde. Da und dort hingen Insektenschwärme über dem Schilf, aber sie hatten mich bisher nicht sehr gestört; das Jahr ging seinem Ende zu, und die unangenehmeren Insekten dieses Planeten zogen ohnehin Gebiete vor, in denen es weite, stille Wasserflächen gab.

Ich war seit Wochen unterwegs. Auf Flußbooten hatte ich mich mit der Strömung des Vosk treiben lassen, doch wo der mächtige Fluß sich zu teilen begann und in unzählige sich ständig verändernden Kanäle verzweigte, die sich in den gewaltigen Gezeitensümpfen seines Deltas verloren, bevor sie in das Thassa, das Meer, mündeten, hatte ich die Barken verlassen und von Rencebauern an der Ostgrenze des Deltas Vorräte und dieses kleine Riedboot erstanden.

In diesem Augenblick entdeckte ich an einer Rencepflanze unter den Staubgefäßen und schmalen Blütenblättern ein weißes Reptuch, das dort angebunden war.

Ich paddelte näher heran und betrachtete meinen Fund. Dann blickte ich mich um und verhielt einige Sekunden lautlos. Schließlich steuerte ich mein Boot an der Pflanze vorbei, drückte das Rence zur Seite und setzte meinen Weg fort. Irgendwo hinter mir schrie erneut eine Marschgans.

Es hatte sich niemand gefunden, der mir als Führer durch das Voskdelta dienen wollte. Die Barkenschiffer des Vosk steuern ihre breiten, flachen Kähne nicht bis in das Mündungsgebiet. Tatsächlich verändern sich die Kanäle des Flusses von Jahr zu Jahr, und das ganze Delta ist oft nicht mehr als ein undurchdringlicher Sumpf, Hunderte von Quadrat-Pasangs aus überfluteter Wildnis. Oft ist es sogar für die großen flachen Barken zu seicht; außerdem müßte den Booten Meter um Meter ein Pfad durch das Schilfdickicht geschlagen werden. Der wichtigste Grund für den Mangel an Führern — auch bei den Rencebauern des Ostens — liegt jedoch in der Tatsache, daß das Delta von Port Kar beansprucht wird, das mitten darin liegt,

etwa hundert Pasang von seinem nordwestlichen Rand entfernt, am Ufer des flachen Tambergolfs, der den Beginn des schimmernden Thassa kennzeichnet.

Port Kar, eine dicht bevölkerte, schmutzige, herrschsüchtige Stadt, wird manchmal auch der Tarn des Meeres genannt. In der goreanischen Sprache steht ihr Name für Grausamkeit und Piraterie. Die Flotten der Tarnschiffe aus Port Kar sind die Plage des Thassa, schöne Galeeren mit Dreieckssegeln, die das Thassa durchstreifen auf der Suche nach Beute, die Küstenstädte und Kauffahrer überfallen, ausplündern und ihre Opfer in die Sklaverei verkaufen. Sie machen die Meere unsicher von den Ta-Thassa-Bergen der südlichen Hemisphäre bis zu den Seen des Nordens, und sogar im Westen bis zur Terrasseninsel Cos und zum felsigen Tyros mit seinen labyrinthhaften Varthöhlen.

Ich kannte einen Menschen in Port Kar, einen Sklavenhändler namens Samos, der ein Agent der Priesterkönige sein sollte.

Ich war nun also im Delta des Vosk und näherte mich der Stadt Port Kar, die als einzige goreanische Stadt Fremde willkommen heißt, wenn auch zumeist nur Ausgestoßene, Mörder, Geächtete, Diebe und sonstiges Gesindel den Schutz ihrer kanaldurchzogenen Schatten suchen. Ich erinnerte mich an Samos, der im Curuleum von Ar in seinem Sessel gelegen hatte, herausfordernd, doch von der Ruhe eines Raubtiers. Über der linken Schulter hatte er nach Sitte seines Volkes die geknoteten Schnüre Port Kars getragen; seine Kleidung war einfach und dunkel gewesen; die zurückgeworfene Kapuze hatte seinen breiten Kopf und das dichte weiße Haar enthüllt; das Gesicht war von Wind und vom Salz gerötet gewesen, runzlig und faltig wie Leder. In den Ohren hatte er goldene Ringe getragen. Ich hatte seine Ausstrahlung von Macht, Erfahrung, Intelligenz und Grausamkeit gespürt. Ich freute mich nicht auf unser Wiedersehen; doch hatte ich aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß er den Priesterkönigen zu dienen verstand.

Es überraschte mich nicht, hier im Delta ein Reptuch vorzufinden, denn die Sümpfe sind bewohnt. Der Mensch hat dieses Gebiet nicht völlig dem Tharlarion, der Ul und dem Sumpfhai überlassen. Fast unsichtbar sind Gemeinden von Rencebauern über das Delta verstreut, die vorwiegend unter der Oberherrschaft von Port Kar ein kärgliches Dasein fristen. Wahrscheinlich handelte es sich bei dem Tuch um eine Wegmarkierung der Sumpfbewohner.

Aus der Rencepflanze wird eine Art Papier gewonnen. Sie hat eine lange dicke Wurzel von etwa zehn Zentimetern Durchmesser,

die sich horizontal unter der Wasseroberfläche erstreckt; kleine Wurzeln erstrecken sich von ihr aus nach unten in den Schlamm, und mehrere »Stiele« — maximal ein Dutzend — steigen bis zu drei oder vier Metern in die Höhe. Die Rencepflanze dient nicht nur als Rohstoff für die Papierherstellung; die Wurzel wird auch als Holz verwendet, in getrocknetem Zustand gibt sie außerdem guten Brennstoff ab, und aus den Stengeln machen die Rencebauern Riedboote, Segel, Matten, Schnüre und auch eine Art Fibertuch; schließlich ist ihr Mark eßbar.

Hauptprodukt ist jedoch das Papier, das auf komplizierte Weise in Handarbeit gewonnen wird und in Rollenform auf den Markt kommt — am östlichen oder am westlichen Rand des Deltas.

Rencepapier ist aber nicht das einzige Papier, das es auf Gor gibt. Ein Leinenpapier wird ebenfalls viel verwendet, das in Papiermühlen bei Ar fast industriemäßig hergestellt wird.

Ich bemerkte nun an einem Rencestengel ein zweites Stück Rep-tuch, größer als das erste Zeichen. Ich setzte meinen Weg fort. Die Schreie der Marschgänse, eine Art schrilles Pfeifen, wurden häufiger und schienen auch näher zu kommen. Ich blickte mich um, doch der dichte Bewuchs versperrte mir die Sicht, und ich sah keine Vögel.

Ich war nun etwa sechzehn Tage im Delta. Erneut probierte ich das Wasser, und der Salzgeschmack war wieder stärker geworden. Der gewaltige, saubere Duft des Thassa begann sich bemerkbar zu machen. Frohgemut bewegte ich mein Paddel. Meine Wasserflasche war fast leer, die letzte von mehreren Flaschen. Das getrocknete Boskfleisch und das gelbe Sa-Tarna-Brot waren fast aufgegessen.

Plötzlich hielt ich mit Paddeln inne, denn an einer Rencepflanze vor mir leuchtete nun ein rotes Tuch, und ich begriff, daß die beiden weißen Markierungen keine Wegzeichen, sondern Warnsignale gewesen war.

Trotz des Wertes ihrer Produkte und des Schutzes der Marsch, trotz der Rencepflanzen und der Fische, von denen sie leben, haben die Rencebauern kein leichtes Dasein. Sie haben nicht nur die Sumpfhaie und die fleischfressenden Aale zu fürchten, die sich überall im Wasser tummeln, ganz zu schweigen von den anderen Raubtieren des Meeres, sondern müssen sich vor allen Dingen vor den Männern Port Kars in acht nehmen.

Wie schon angedeutet, beansprucht diese Stadt die Oberherrschaft über das Delta. So dringen immer wieder Gruppen von Bewaffneten, Anhänger dieses oder jenes Ubars der Stadt, in das Delta vor, um — wie sie sagen — Steuern einzutreiben. Und wird

eine kleine Rencegemeinschaft erst einmal aufgetrieben, fällt die Last schwer aus — große Mengen Rencepapier werden mitgenommen, Söhne werden zum Ruderdienst auf den Galeeren gepreßt, und Töchter werden zu Vergnügungssklavinnen für die Tavernen der Stadt bestimmt.

Ich starrte das rote Tuch an. Der Stoff hatte die Farbe von Blut - das ließ keine Zweifel aufkommen. Ich durfte nicht weiterpaddeln. Doch ich führte mein kleines, leichtes Boot an dem Zeichen vorbei. Ich mußte nach Port Kar.

Die Schreie der Marschgänse folgten mir.

2

Durch eine Lücke in den Binsen sah ich das Mädchen, etwa fünfzig Meter entfernt. Fast im gleichen Augenblick blickte sie auf und entdeckte mich.

Sie stand in einem kleinen Renceboot, kaum größer als mein Fahrzeug, das etwa zwei Meter lang und sechzig Zentimeter breit war. In ihrer Hand ruhte ein krummer Wurfstock, mit dem die Rencebauern Vögel jagen.

Ich steuerte mein kleines Boot auf sie zu und ließ es schließlich treiben. Sie hatte offenbar erfolgreich gejagt, denn vier tote Vögel lagen zu ihren Füßen.

Sie sah mich ruhig an.

Ihr Blick war klar; sie hatte dunkelblondes Haar und blaue Augen; ihre Beine waren ein wenig kurz und ziemlich stämmig, ihre Schultern vielleicht ein wenig zu breit, aber sie war ausgesprochen hübsch. Sie trug ein kurzes, ärmelloses Kleidungsstück aus gelbbraunem Rencetuch. Das Haar wurde hinter dem Kopf von einem purpurnen Reptuch zusammengehalten — ein Zeichen, daß ihre Gruppe direkt oder indirekt Kontakt mit zivilisierten Goreanern hatten, denn Reptuch wurde in dieser Gegend nicht hergestellt, schon gar nicht hier im Delta. Das Mädchen war zweifellos die Tochter eines Rencebauern, und ihre Renceinsel war sicher ganz in der Nähe; sicher stammten die Stoffzeichen von ihrer Gruppe.

Sie stand aufrecht in dem kleinen Boot, wobei sie sich unmerklich bewegte und unbewußt das Gleichgewicht hielt — eine Übung, die mir noch immer schwerfiel. Sie machte keine Anstalten, mich anzugreifen oder zu fliehen, sondern sah mir ruhig entgegen.

»Hab keine Angst«, sagte ich.

»Hast du die Warnzeichen nicht gesehen?« fragte sie.

»Ich habe keine bösen Absichten gegenüber dir und deinem Volk.« Ich lächelte. »Ich beanspruche den Sumpf nur bis zur Breite meines Bootes.« Dies war die Abwandlung eines auf Gor üblichen Grußes, wenn man fremde Gebiete durchreist — nur die Spannbreite der Flügel meines Tarns, nur die Breite meines Tharlarion, je nach Beförderungsmittel.

»Bist du aus Port Kar?« fragte sie.

»Nein.«

»Welches ist deine Stadt?« wollte sie wissen.

Ich trug keine Insignien auf meiner Kleidung, auch nicht auf meinem Helm oder Schild. Meine rote Kriegertunika war ausgebleicht und fleckig.

»Du bist ein Geächteter«, sagte sie. »Wohin willst du?«

»Nach Port Kar«, erwiderte ich.

»Packt ihn!« rief sie.

Sofort ertönte aus allen Richtungen lautes Gebrüll, und Dutzende von Rencebooten tauchten aus dem Schilf, jeweils von einem Mann am Heck gestakt, während ein zweiter am Bug einen dreizackigen Sumpfspeer hob.

Es war sinnlos, mein Schwert zu ziehen oder eine andere Waffe zur Hand zu nehmen; man hätte mich sofort niedergemacht.

Das Mädchen stemmte die Hände in die Hüften, warf den Kopf zurück und lachte triumphierend.

Man nahm mir Waffen und Kleidung. Ich wurde mit dem Gesicht nach unten in das Boot geworfen, die Handgelenke wurden mir auf dem Rücken zusammengebunden, die Fußgelenke ebenso gründlich verschnürt.

Mit leichtem Schritt trat das Mädchen in mein Boot und stellte sich über mich. Jemand reichte ihr die Stange, mit der sie ihr Boot vorangetrieben hatte, das nun an ein anderes gebunden wurde. Mit der Stange begann sie mein Binsenboot durch das Schilf zu staken, gefolgt von mehreren anderen Fahrzeugen. Einmal hielt das Mädchen inne, legte den Kopf zurück und stieß ein seltsames Pfeifen aus — den Ruf der Marschgans. Der Laut wurde sofort von mehreren Seiten erwidert, und kurz darauf schlossen sich weitere Renceboote unserer Gruppe an.

Die Rencebauern verständigten sich also mit diesen Signalen, mit der Nachahmung des Schreis der Marschgänse. Sie hatten mich also längst entdeckt und beobachtet, denn die Schreie der Marschgänse verfolgten mich schon seit Stunden.

Die Renceinseln der Marschgemeinden sind ziemlich klein, selten größer als sieben Meter im Quadrat. Sie bestehen durch und durch aus den verwobenen Stämmen der Rencepflanze und schwimmen im Sumpf. Sie sind im allgemeinen etwa zwei Meter dick und ragen vielleicht einen Meter aus dem Wasser. In dem Maße, wie die Rencestengel unter der Insel abbrechen oder verfaulen, werden oben neue Schichten angefügt.

Um eine unerwünschte Fortbewegung der Insel zu verhindern, gibt es im allgemeinen mehrere lange Marschranken, die das Gebilde an starken Rencewurzeln festhalten. Es ist gefährlich, eine solche Leine festzumachen, weil die Sumpftiere so überaus raubgierig sind.

Soll die Insel weiterschwimmen, kappt man die Ranken einfach, und die Gemeinschaft teilt sich auf in eine Gruppe, die die langen Staken bedient, und in eine zweite Gruppe, die in kleinen Rencebooten vorausfährt und den Weg freihaut. Die Insel wird entweder vom Ufer aus angetrieben oder von ihrer Mitte her, wo es vier von Korbgeflecht geschützte quadratische Löcher gibt, durch die die langen Stangen ebenfalls in den Sumpfboden gestakt werden können. So läßt sich die Insel auch im Kriegsfall bewegen, ohne die stakenden Männer und Frauen äußeren Angriffen, etwa Pfeilattacken, auszusetzen. Bei Kämpfen versammeln sich die Bewohner hinter einer korbähnlichen Brustwehr, die sich um die mittleren Inselbrunnen zieht; in einem solchen Fall werden auch die niedrigen Rencehütten eingerissen, damit der Gegner keine Deckung findet, und alle Nahrungsmittel und Wasservorräte werden bei den Brunnen gelagert, die sodann eine Art Festung bilden und besonders gegen die Speere der anderen Rencebauern Schutz bieten. Leider nützt dieses System wenig bei einem gut organisierten Angriff überlegen bewaffneter Krieger, wie sie etwa aus Port Kar kommen, während jene, derer sie sich erwehren könnten — nämlich die anderen Rencebauern — selten angreifen. Seit fünfzig Jahren hatte es in den großen Delta-sümpfen keine Feindseligkeiten mehr zwischen den Bauern gegeben; die Gemeinschaften leben oft in gut gehüteter Isolation und haben genügend Sorgen mit den »Steuereintreibern« von Port Kar, um sich auch noch um ihre Nachbarn zu kümmern.

»Du bist also auf dem Weg nach Port Kar?« fragte Ho-Hak und musterte mich von oben bis unten.

Er saß auf dem Riesenpanzer einer Vosksorp, der eine Art Thron bildete.

Ich kniete vor ihm, nackt und gefesselt. Zwei Marschranken waren mir zusätzlich um den Hals gebunden worden.

»Ja«, sagte ich. »Ich wollte nach Port Kar.«

»Wir mögen die Männer aus Port Kar nicht«, sagte Ho-Hak.

Um seinen Hals zog sich ein schwerer rostiger Eisenkragen, an dem noch ein Stück Kette hing. Vermutlich hatten die Rencebauern keine Werkzeuge, um den Kragen zu entfernen. Ho-Hak mochte ihn schon seit Jahren tragen. Er war zweifellos ein Sklave, der wahrscheinlich von einer Galeere Port Kars in die Marsch geflohen war.

»Ich bin nicht aus Port Kar«, sagte ich.

»Welches ist deine Heimstadt?«

Ich schwieg. Meine Identität, die Tatsache, daß ich Tarl Cabot war und daß ich den Priesterkönigen diene, ging diese Menschen nichts an. Ich kam aus dem Sardargebirge und wußte nur, daß ich nach Port Kar reisen und mich dort mit Samos, dem ersten Sklavenhändler der Stadt, in Verbindung setzen mußte.

»Du bist ein Geächteter«, sagte Ho-Hak.

Ich zuckte die Achseln; es stimmte, daß mein Schild und meine Kleidung keine Stadtzeichen trugen.

Ho-Haks rechtes Ohr zuckte. Seine Ohren waren ungewöhnlich groß und hatten sehr lange Läppchen, die von schweren Ringen noch mehr in die Länge gezogen wurden. Kein Zweifel — er hatte als Ruderer auf einer Galeere gedient, wovon auch seine breiten muskulösen Schultern zeugten, aber er war ein ungewöhnlicher Sklave, ein Exote, der von seinen Erzeugern sicher für höhere Aufgaben ausersehen gewesen war als für die Arbeit auf der Ruderbank.

»Du bist ein Exote«, stellte ich fest.

Ho-Haks Ohren neigten sich nach vorn, aber er schien nicht ärgerlich zu sein. Er hatte braunes Haar und braune Augen; das lange Haar war hinter seinem Kopf mit einer Renceschnur zusammengebunden. Er trug eine ärmellose Tunika aus Rencetuch.

»Ja«, sagte Ho-Hak. »Ich wurde für einen Sammler gezüchtet. Dem habe ich den Hals umgedreht und bin geflohen. Später fing man mich wieder ein und schickte mich auf die Galeeren.«

»Und von dort bist du wieder geflohen.«

»Und dabei«, sagte Ho-Hak und betrachtete stolz seine ungeheuren Pranken, »habe ich sechs Männer getötet.«

»Und dann kamst du in die Sümpfe?«

Er musterte mich. »Ja, und ich trage in mir die Erinnerung an

ein Dutzend Jahre auf den Galeeren und meinen Haß auf alle Dinge, die mit Port Kar zusammenhängen.«

Mehrere Rencebauern waren zusammengekommen, Männer mit Sumpfspeeren. Dicht neben mir stand das blonde Mädchen, das der Lockvogel in der Falle gewesen war. Hoch aufgerichtet, eine freie Frau neben einem niederen Sklaven, so stand sie neben mir. Über der Schulter trug sie die vier Vögel, die sie im Sumpf erlegt hatte. Auch andere Frauen waren zu sehen und hie und da Kinder.

»Entweder ist er aus Port Kar«, sagte sie, »oder er wollte nach Port Kar gehen, um dort zu bleiben. Weshalb sonst sollte er dorthin wollen?«

Ho-Hak schwieg lange Zeit. Er hatte einen breiten Kopf und ein massiges, ruhiges und nicht unintelligentes Gesicht.

Ich hörte den Schrei eines Haustarsks, der von einem Kind über die Insel gejagt wurde. Junge Marschgänse piepsten im Schilf. Gezähmte Vögel dieser Gattung wanderten auf der Insel herum und zupften an den Renceschichten herum.

In der Gruppe befanden sich mehrere bedeutend aussehende Männer, bei denen es sich — wie ich erfuhr — um die Anführer anderer Renceinseln aus der Umgebung handelte.

Jede Renceinsel bietet etwa fünfzig bis sechzig Menschen Raum. Die Männer mehrerer Inseln hatten bei meiner Verfolgung zusammengearbeitet. Gewöhnlich leben solche Gemeinschaften allein, doch der Tag der Herbst-Tag- und Nachtgleiche rückte heran, und mit ihm der erste Se'Kara, der große Festtag des Jahres. Zu dieser Zeit ist der größte Teil der jährlichen Renceernte eingebracht, und große Vorräte Rencepapier liegen bereit.

Zwischen Se'Kara und der Wintersonnenwende, die am ersten Se'Var eintritt, wird das Rence verkauft, an Händler, die in das Delta vordringen, oder auf Handelsplätzen am Rand des Sumpfgebiets. Auch am ersten Se'Var wird ein Fest gefeiert, dann jedoch auf den einzelnen Renceinseln. Ist die Jahresernte verkauft, streben die Inseln so schnell wie möglich wieder auseinander, um den »Steuereintreibern« aus Port Kar kein einladendes Ziel zu bieten. Ohnehin war das Risiko im Se'Kara schon groß genug. Die unverkauften Rencevorräte auf den Inseln stellten einen erheblichen Wert dar, wenn dieser Schatz auch ziemlich unhandlich war.

Hier jedoch mußte etwas Besonderes vorgehen, denn ich entdeckte fünf oder sechs Inselführer in der Runde. Sogar im Se'Kara ist es selten, daß mehr als drei Inseln zum Feiern zusammenkommen. Dabei wird viel Rencebier getrunken, gekocht und fermentiert

aus zerdrückten Rencesamen und dem weißlichen Mark der Pflanze; dazu Gesang, Spiele, Wettbewerbe und das Freien um die Mädchen. Warum hatten sich so viele Renceinseln hier zusammengefunden? Sicher rechtfertigte die Gefangennahme eines Durchreisenden eine solche Massierung von Inseln nicht. Was also mochte der Grund sein?

»Er ist ein Spion«, sagte einer der Männer neben Ho-Hak.

Ich fragte mich, was es auf den Renceinseln auszuspionieren gab.

Ho-Hak schwieg noch immer. Er saß auf seiner Thronmuschel und betrachtete meine Waffen, die zu seinen Füßen lagen.

Ich bewegte mich etwas in meinen Fesseln, die mich sehr beengten.

»Halt still, Sklave!« sagte das Mädchen neben mir heftig.

»Er kommt aus Port Kar«, sagte sie wieder, »oder er wollte ein Port Karer werden! Was macht es für einen Unterschied?«

Aber Ho-Hak sagte nichts, auch schien er kaum Notiz von dem Mädchen zu nehmen.

Ärgerlich nahm sie die Hände aus meinem Haar.

Ho-Hak schien sich ganz auf meinen ledergeschützten Langbogen zu konzentrieren. Schließlich beugte er sich vor und löste das Leder von dem gelben Bogen aus weichem Ka-la-na-Holz. Das Tuch mit den Feder- und Flugpfeilen fiel auf die geflochtene Oberfläche der Insel.

Zwei oder drei Männer hielten hörbar den Atem an. Wahrscheinlich hatten sie noch nie einen Langbogen gesehen.

Ho-Hak stand auf. Der Bogen war größer als die meisten der Anwesenden.

Er reichte dem blonden Mädchen die Waffe.

»Spann ihn«, befahl er.

Ärgerlich warf sie ihre Sumpfgänse zu Boden und nahm den Bogen. Sie ergriff das Holz mit der linken Hand, stemmte das untere Ende gegen den Spann ihres linken Fußes, nahm die mit Seide verflochtene Hanfsehne in die rechte Hand und begann sich abzumühen. Wütend warf sie den Bogen schließlich zu Boden.

Ho-Hak musterte mich, und seine großen Ohren neigten sich leicht in meine Richtung. »Dies ist ein Bogen der Bauern, nicht wahr?« fragte er. »Großer Bogen genannt oder auch Langbogen?«

»Richtig«, sagte ich.

»Vor langer Zeit«, fuhr er fort, »hörte ich einmal in einem Dorf In den Vorbergen des Thentisgebirges von einem solchen Bogen singen.«

Ich schwieg.

Ho-Hak gab die Waffe an den Mann mit dem Perlenstirnband weiter. »Spann den Bogen«, sagte er.

Der Mann gab seinen Sumpfspeer an einen Begleiter weiter und wandte sich dem Bogen zu. Zuversichtlich nahm er ihn in die Hand. Doch der Ausdruck des Selbstvertrauens schwand schnell. Sein Gesicht rötete sich, die Adern traten an seiner Stirn hervor, und schließlich, stieß er einen Wutschrei aus und warf Ho-Hak den Bogen zu.

Dieser betrachtete die Waffe, stemmte sie gegen den Spann seines linken Fußes, nahm den Bogen in die linke und die Schnur in die rechte Hand.

Ein anerkennendes Murmeln wurde laut, als er die Waffe spannte.

Ich sah ihn bewundernd an. Er war sehr stark; er hatte den Bogen glatt gespannt. Seine Kräfte mochten zwar nur von dem Dienst auf den Galeeren herrühren — aber enorm waren sie trotzdem.

»Gut gemacht«, sagte ich.

Ho-Hak nahm nun den Lederschurz zur Hand und befestigte ihn an seinem linken Unterarm, damit seine Haut vor der zurückschnellenden Sehne geschützt wurde; dann bedeckte er auch seine Finger mit dem dafür vorgesehenen Lederstück. Schließlich wählte er einen Flugpfeil, legte ihn auf die Sehne und zog ihn bis zur Spitze durch.

Er hielt den Pfeil in die Höhe, richtete ihn in einem Winkel von etwa fünfzig Grad in den Himmel. Dann kam das klare, schnelle, singende Aufblitzen in der Sehne, und der Pfeil sirrte davon.

Die Männer und Frauen ringsum schrien bewundernd und verblüfft auf, denn sie hatten so etwas nicht für möglich gehalten.

Der Pfeil war im Himmel verschwunden, schien in die Wolken entstiegen zu sein. Die Gruppe schwieg ehrfürchtig.

Ho-Hak löste die Bogensehne. »Hiermit«, sagte er, »verteidigen Bauern ihren Besitz.«

Er blickte in die Runde, legte den Bogen wieder zu Boden und rollte ihn in das Leder. Dann wandte er sich an mich. »Verstehst du mit dieser Waffe umzugehen?«

»Ja.«

»Paßt auf, daß er nicht entkommt«, sagte Ho-Hak.

Ich spürte die Spitzen zweier Sumpfspeere im Rücken. »Er wird nicht fliehen«, sagte das Mädchen und zwängte ihre Finger in die Schlinge, die ohnehin eng genug meinen Hals umschloß. Ich spürte ihre Knöchel. Sie regte mich auf, weil sie tat, als hätte sie mich ganz allein gefangen.

»Gehörst du zu den Bauern?« fragte Ho-Hak.

»Nein«, sagte ich. »Ich bin Krieger.«

»Mit einem solchen Bogen«, sagte Ho-Hak zu dem Mann mit dem Perlen-Stirnband, »könnten wir uns von den Söldnern Port Kars befreien.«

»Das ist eine Waffe für Bauern«, sagte der Mann mit dem Stirnband, der den Bogen nicht hatte spannen können. »Und ich bin kein Bauer. Ich gehöre zum Rencevolk.«

»Ich auch!« rief das Mädchen, und die anderen fielen ein.

»Außerdem«, wandte ein anderer Mann ein, »haben wir kein Metall für die Pfeilspitzen und auch kein Pfeilholz, und das Ka-la-na wächst nicht im Sumpf. Wir haben auch keine Sehnen für solche Waffen.«

»Und wir haben kein Leder«, sagte ein dritter.

»Wir könnten Tharlarion töten«, bemerkte Ho-Hak, »und uns Leder beschaffen. Vielleicht lassen sich auch die Zähne des Sumpfhais zu Pfeilspitzen schärfen.«

»Fehlen uns immer noch Ka-la-na, Sehnen und das Pfeilholz.«

»Wir könnten solche Dinge eintauschen«, sagte Ho-Hak. »Es gibt Bauern, die am Rande des Deltas leben, besonders im Osten.«

Der Mann mit dem Stirnband lachte. »Du bist nicht hier im Rence geboren.«

»Nein«, erwiderte Ho-Hak. »Das stimmt.«

»Aber wir sind hier geboren. Wir sind das Rencevolk.«

Zustimmendes Gemurmel der Runde. Wieder saß Ho-Hak reglos auf seinem Thron.

»Was soll aus mir werden?« fragte ich.

»Foltern wir ihn zum Fest«, schlug der Mann mit dem Stirnband auf Perlen vor.

Ho-Haks Ohren legten sich flach an. Er musterte den Sprecher gleichmütig. »Wir sind nicht aus Port Kar«, sagte er.

Der Mann mit dem Stirnband zuckte die Achseln und merkte, daß sein Vorschlag auf keine große Begeisterung stieß, was mir natürlich nicht mißfiel

»Also«, wiederholte ich, »was soll mein Schicksal sein?«

»Wir haben dich nicht hergebeten«, sagte Ho-Hak.

»Gebt mir meinen Besitz zurück«, sagte ich, »dann reise ich weiter und belästige euch nicht mehr.«

Ho-Hak lächelte.

Das Mädchen neben mir lachte, ebenso der Mann mit dem Stirnband.

»Bei uns ist es Sitte«, sagte Ho-Hak, »unseren Gefangenen aus Port Kar die Wahl freizustellen.«

»Und was wäre das für eine Wahl?« fragte ich.

»Natürlich wirst du den Sumpftharlarion gefesselt zum Fraß vorgeworfen«, sagte Ho-Hak.

Ich erbleichte.

»Die Entscheidung für dich ist einfach.« Er musterte mich. »Entweder wirst du lebendig ins Wasser geworfen — oder, wenn du möchtest, töten wir dich vorher.«

Verzweifelt bäumte ich mich in meinen Fesseln auf. Ungerührt beobachteten mich die Rencebauern. Vielleicht eine volle Ehn lang kämpfte ich gegen die Ranken, doch sie waren zu fest.

»Von den Körpern bleibt selten etwas übrig«, bemerkte Ho-Hak.

»Es ist schade, daß er so schnell sterben soll«, bemerkte das Mädchen.

»Stimmt«, sagte der Mann mit dem Stirnband. »Foltern wir ihn zum Fest.«

»Nein«, sagte das Mädchen und starrte mich wütend an. »Behalten wir ihn lieber als Sklaven!«

Ho-Hak musterte mich.

»Ist das nicht eine schönere Rache?« zischte sie. »Daß er den Rencebauern als Lasttier dient? Er soll den ganzen Tag arbeiten, jede Stunde. Er soll unseren Haß auf Port Kar zu spüren bekommen!«

»Wie kommt es«, fragte ich das Mädchen, »daß du die Einwohner dieser Stadt so haßt?«

»Schweig, Sklave!« schrie sie, schob ihre Finger tiefer in die Schlinge um meinen Hals und drehte sie herum, bis ich nicht mehr schlucken oder atmen konnte. Die Gesichter ringsum verschwammen. Es wurde dunkel um mich.

Dann zog sie ihre Hand zurück, ich holte keuchend Atem.

»Ich würde sagen, wir werfen ihn den Sumpftharlarion zum Fraße vor«, sagte der Mann mit dem Stirnband.

»Nein«, sagte ich tonlos. »Nein.«

Ho-Hak starrte mich an. Er schien überrascht zu sein.

»Nein, nein«, wiederholte ich, und mir war, als spräche ein anderer. Ich begann zu schwitzen und hatte Angst. Ich wollte nicht sterben.

Ho-Hak blickte mich seltsam an. Seine großen Ohren neigten sich vor, beinahe fragend.

»Du bist Krieger?« fragte Ho-Hak.

»Ja«, antwortete ich.

Ich hätte mir gewünscht, den Respekt dieses ruhigen, starken Mannes zu gewinnen, vor allen Dingen seinen Respekt, der einmal ein Sklave gewesen war und der nun vor mir auf seinem Thron saß.

»Die Zähne der Tharlarion sind schnell, Krieger. Wenn du möchtest, töte ich dich vorher.«

»Aber ich will nicht sterben.«

Beschämt senkte ich den Blick. Es wollte mir scheinen, als hätte ich mich selbst aufgegeben, als hätte ich mein bisheriges Leben verraten, meine Stadt Ko-ro-ba entehrt und die Klinge, die ich geführt hatte, beschmutzt. In Ho-Haks Augen war ich ein Nichts, ein Sklave.

»Ich hatte dich anders eingeschätzt«, sagte Ho-Hak. »Ich hatte angenommen, du gehörtest der Kaste der Krieger an.«

Ich vermochte nicht zu antworten.

»Wie ich sehe, gehörst du wirklich nach Port Kar.«

Ich wagte nicht, den Kopf zu heben, so beschämt war ich.

»Möchtest du Sklave sein?« fragte Ho-Hak. Die Frage war grausam, aber fair.

Ich senkte den Kopf noch tiefer. »Ja«, sagte ich.

Die Umstehenden waren amüsiert, ganz deutlich hörte ich das Lachen des Mannes mit dem Stirnband und auch das verächtliche Lachen des Mädchens neben mir, ein Lachen, das mich besonders schmerzte.

»Sklave«, sagte Ho-Hak.

»Ja«, sagte ich, »... Herr.« Das Wort kam mir stockend über die Lippen.

»Vielleicht werfe ich dich jetzt trotzdem in den Sumpf.«

Mir war in diesem Augenblick gleichgültig, was aus mir wurde. Ich hatte das Gefühl, etwas verloren zu haben, das ich höher einschätzte als mein Leben. Wie konnte ich jemals wieder eine gute Meinung von mir haben? Nach goreanischer Sitte ist ein Sklave kaum mehr als ein Tier. Etwas stimmte nicht mit mir — ich hatte das unwürdige Sklavendasein dem ehrenhaften Tod vorgezogen.

»Ist hier jemand, der diesen Sklaven besitzen möchte?« hörte ich Ho-Hak fragen.

»Gib ihn mir«, vernahm ich. Es war die klare, durchdringende Stimme des Mädchens, das neben mir stand.

»Er gehört dir«, entschied Ho-Hak.

Die Scham brannte mir auf dem Gesicht.

»Bringt Rencebrei!« rief das Mädchen.

Eine Frau verließ die Gruppe und holte eine Handvoll feuchten

Brei. Auf einem flachen Stein gebacken, wird eine Art Kuchen daraus.

»Öffne den Mund, Sklave«, sagte das Mädchen.

Ich gehorchte, und zum Vergnügen der Zuschauer schmierte mir das Mädchen den Brei in den Mund.

»Du bist von deiner Herrin gefüttert worden«, sagte sie, als ich gegessen hatte.

»Meine Herrin hat mich gefüttert«, erwiderte ich.

»Wie heißt du, Sklave?« fragte sie.

»Tarl.«

Sie versetzte mir einen heftigen Schlag über den Mund. »Ein Sklave hat keinen Namen«, sagte sie.

Dann wanderte sie einmal um mich herum. »Dein Rücken ist kräftig. Du bist kräftig, aber dumm.« Sie lachte. »Ich werde dich Bosk nennen.«

Der Bosk ist ein großes gehörntes Tier der goreanischen Ebenen. Es wird südlich des Äquators von den Wagnvölkern in Herden gezüchtet.

»Ich bin Bosk«, sagte ich gehorsam. Die Menge lachte.

»Ich denke mir«, sagte der Mann mit dem Stirnband, »daß du einen Mann als Sklaven vorgezogen hättest, einen Mann, der stolz ist und den Tod nicht fürchtet.«

Ich senkte den Kopf. Er hatte recht. Ich hatte den Tod gefürchtet und mich für die Sklaverei entschieden. Ich war kein Mann. Ich war nicht mehr ich selbst.

»Du kannst nur der Sklave einer Frau sein«, stellte Ho-Hak fest.

»Weißt du, was ich mit dir mache?« fragte das Mädchen.

»Nein«, erwiderte ich.

»In zwei Tagen, bei unserem Fest, setze ich dich als Preis für die Mädchen aus.«

Unter den Begeisterungsrufen der Umstehenden zerrte sie mich hoch. Ungeschickt stolperte ich hinter dem Mädchen her, meiner Herrin.

Ich kniete im Bug des Boots, das dem Mädchen gehörte, und mähte Rence. Mit abgezirkelter Bewegung schwang ich das kleine gebogene Messer schräg durch den Stengel der Pflanze, der mit der lin-

ken Hand gehalten wird. Wir schleppten ein zweites Boot hinter uns her, das bereits schwer mit Rence beladen war.

Ich spürte, wie sich das Renceboot bewegte, als das Mädchen hinter mir ihre Balance hielt. Sie war barfuß und trug eine kurze Tunika aus gelbbraunem Rencetuch, und ihr Haar wurde von einem purpurfarbenen Reptuch zusammengehalten. Sie hatte ihren Rock hochgezogen, damit sie sich besser im Boot bewegen konnte. Meine Gedanken beschäftigten sich immer wieder mit ihr. Ihre ziemlich stämmigen Fußgelenke kamen mir kräftig und hübsch vor, ihre Beine eine Idee zu stark, aber wohlgeformt. Ihre Hüften waren süß, ihr Körper biegsam und für die Berührung durch einen Mann wie geschaffen, und ihre vollen Brüste, die sich frei in dem knappen Oberteil des Kleids bewegten, ließen mir keine Ruhe.

Ich war hungrig. Vor Sonnenaufgang hatte sie mir eine Handvoll Rencebrei gegeben, gegen Mittag eine zweite Handvoll.

Ich schnitt Rence. Meine Hände schmerzten und waren wund, aber ich schnitt schweigend weiter.

»Wenn du mir nicht gehorchst«, hatte das Mädchen gesagt, »lasse ich dich fesseln und den Tharlarion zum Fraß vorwerfen. Und hier zu fliehen, hat keinen Sinn. Du wirst von unseren Männern gejagt und von Sumpfspeeren durchbohrt. Du bist mein Sklave!« Und sie hatte recht. Nackt, ohne Waffen, allein im Delta, war eine Flucht unmöglich.

Doch diese äußeren Umstände waren nichts gegen den Zustand meines Herzens. Ich hatte ein Bild von mir gehabt, als Mann, als Krieger — und der Verlust dieses Bildes hatte mich zerbrechen lassen.

Es war heiß. Das Mädchen verschaffte sich Erleichterung, indem sie den Gürtel ihrer Tunika etwas lockerte. Ich konnte den Blick nicht abwenden. Unter dem losen Tuch erahnte ich die Vollkommenheit ihres Körpers.

»Sieh mich nicht so an!« lachte sie. »Kümmere dich um deine Arbeit.«

Ich drehte mich um.

»Du siehst übrigens nett aus in deinem Kragen«, fuhr sie fort. »Hübscher Sklave.«

»Bitte«, sagte ich aufgebracht, »nenn mich nicht so.«

»Ich nenne dich wie ich will«, sagte sie. »Hübscher Sklave.«

Stengel um Stengel schnitt ich, die Zeit teilte sich in die Bewegungen meines Arms. Die Sonne stand schon tief, und Insekten begannen sich lästig bemerkbar zu machen. Das Wasser schimmerte.

Wir schwiegen lange Zeit.

»Darf ich sprechen?« fragte ich schließlich.

»Ja«, sagte sie großzügig.

»Wie kommt es, daß so viele Renceinseln in der Nähe sind?« fragte ich.

»Das Se'Kara-Fest steht bevor«, sagte sie.

»Aber so viele? Das ist doch ungewöhnlich?«

»Du bist recht neugierig für einen Sklaven. Das ist nicht gut. Aber ich will dir sagen, daß Ho-Hak die Inseln aus der näheren Umgebung zu einer Ratsversammlung gerufen hat.«

»Wie viele sind es denn?«

»Fünf«, erwiderte sie. »Es gibt natürlich noch viel mehr — aber sie liegen weiter entfernt, verstreut im Delta.«

»Was ist der Zweck der Versammlung?«

Sie hatte sicher nichts dagegen, mir Auskunft zu geben, war ich doch nur ein Sklave, der dem Sumpf nicht entkommen konnte.

»Er hofft, die Rencebauern zu einen«, sagte sie mit skeptischem Tonfall.

»Wegen des Handels?« fragte ich.

»Deswegen auch«, sagte sie. »Es wäre nützlich, wenn wir ähnliche Qualitätsmerkmale für das Rencepapier hätten, wenn wir es manchmal zusammen ernteten und wenn wir uns manchmal aus-helfen könnten. Und natürlich ließe sich gemeinsam ein besserer Preis erzielen.«

»Die Männer aus Port Kar würden sich über eine solche Entwicklung kaum freuen«, sagte ich. »Ich meine die Beamten und die Sklavenhändler.«

»Beamten?« fragte sie. »Ach, die Steuereintreiber im Namen der verschiedenen Ubars der Stadt. Und die Sklavenhändler — zwischen denen und den Steuereintreibern ist manchmal kein Unterschied«, fügte sie bitter hinzu.

»Du glaubst nicht, daß Ho-Haks Plan Erfolg hat?«

»Nein«, sagte sie. »Wir Rencebauern sind unabhängig. Jede unserer Gruppen hat ihre eigene Insel.«

Sie hatte das Boot gewendet und steuerte es nun auf unsere Renceinsel zu, die einen oder zwei Pasang entfernt lag.

»Darf ich sprechen?« fragte ich wieder.

»Ja.«

»Du trägst am linken Arm einen goldenen Armreif. Wie kommt es, daß ein Rencemädchen ein solches Schmuckstück hat?«

»Du darfst nicht sprechen«, sagte sie gereizt. Ich schwieg.

»Hinein«, sagte sie und deutete auf den kleinen runden Eingang zu ihrer Rencehütte.

Ich war überrascht, hatte ich doch erwartet, daß ich wie die Nacht zuvor gefesselt außerhalb im Freien schlafen mußte.

Ich ging auf Hände und Knie nieder, senkte den Kopf und kroch durch die Öffnung.

Sie folgte mir. Die Hütte war zweieinhalb Meter lang und etwa anderthalb Meter breit. Die Wände waren gebogen und gingen ins Dach über, das sich etwa einen Meter über den Boden erhob — eine Hütte, die nur zum Schlafen diente. Das Mädchen entzündete eine winzige Lampe, ein Docht in einer kleinen Kupferschale voll Tharlarionöl. Ihre wenigen Besitztümer befanden sich in der Hütte.

»Morgen ist das Fest«, sagte sie und sah mich an.

Wir knieten nur Zentimeter voneinander entfernt.

»Wenn du mich berührst, mußt du sterben«, sagte sie und begann das Haar zu lösen, das um ihre Schultern herabfiel

»Dreh dich um, hübscher Sklave«, sagte sie.

Ich ballte die Fäuste und gehorchte. Sie lachte.

»Du bist wirklich ein hübscher Sklave«, sagte sie. »Was für ein Glück für das Mädchen, das dich morgen gewinnt.«

Sie griff in einen Beutel und brachte zwei Händevoll Rencebrei zum Vorschein, den sie mir in den Mund stopfte. Sie selbst knabberte an einem Stück Rencekuchen, während sie mich amüsiert beobachtete, und trank schließlich Wasser aus einer gelben Flasche. Sie stopfte mir den Flaschenhals in den Mund und ließ mich ebenfalls trinken, verschloß die Flasche wieder und stellte sie zur Seite.

»Es ist Zeit zum Schlafen«, sagte sie. »Der hübsche Sklave muß schlafen, denn morgen gibt es viel zu tun.« Sie gab mir ein Zeichen, daß ich mich auf die linke Seite legen sollte, mit dein Gesicht zu ihr. Mit einer Sumpfranke band sie mir dann die Hände auf den Rücken und entrollte ihre Schlafmatte.

Gefesselt mußte ich zusehen, wie sie ihre Tunika löste und von den Schultern gleiten ließ. Sie zog sich vor mir ungeniert nackt aus, als wäre ich ein Tier. Meine Erregung war unübersehbar, und sie hatte nur darauf gewartet.

»Wie ich sehe, mußt du bestraft werden«, sagte sie und schlug heftig zu.

Ich stöhnte auf.

Sie vergaß mich sofort wieder und machte sich daran, einen kleinen Rencebeutel zu stopfen, der in einer Ecke der Hütte hing.

Ich rührte mich währenddessen nicht. Ich war ein Krieger Ko-ro-bas gewesen. Doch hier im Delta des Vosk hatte ich erfahren müssen, daß ich im tiefsten Innern unwürdig und verdorben, wertlos und verängstigt war — kurzum, ein Feigling. Ich war ein Krieger Ko-ro-bas gewesen, doch jetzt war ich nur noch der Sklave eines Mädchens.

»Darf ich sprechen?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie, ohne aufzublicken.

»Meine Herrin hat mir nicht einmal ihren Namen genannt. Darf ich diesen Namen erfahren?«

»Telima«, sagte sie und beendete ihre Näharbeit. Sie hängte den Beutel an die Wand, kniete sich auf ihrer Matte nieder und blies die kleine Lampe aus. »Der Name deiner Herrin ist Telima.«

Wir lagen in der Dunkelheit nebeneinander. Ihr Haar berührte mich.

»Schläfst du, hübscher Sklave?« fragte sie schließlich. Ihre Hand berührte meinen Bauch, glitt tiefer und streichelte die Innenseite meiner Schenkel.

»Nein«, keuchte ich, außer mir vor Erregung.

»Anscheinend findest du deine Herrin schön«, sagte sie.

»Ja.«

»Ah, du scheinst deine Lektion noch nicht gelernt zu haben.«

»Bitte schlag mich nicht noch einmal.«

»Ich bin eine freie Frau. Wagst du eine freie Frau zu begehren?«

»Nein«, sagte ich.

Plötzlich umfingen ihre Hände meinen Kopf, und ihre Lippen preßten sich auf die meinen. Zu meinem Entsetzen vermochte ich ihrem Kuß nicht zu widerstehen, und ihre Zähne gruben sich in meine Lippen, und ich schmeckte Blut, mein Blut, dann stieß sie mir ihre Zunge in den Mund, kühn und besitzergreifend — und plötzlich biß sie mich schräg über die Lippen, damit ich am Morgen, wenn ich im Fest als Preis ausgeschrieben war, die Zeichen der Eroberung meiner Herrin deutlich sichtbar zur Schau trug.

Ich war erschüttert. Das Mädchen hatte mir den Kuß der Herrin an einen Schoß-Sklaven gegeben.

»Du tust, was ich dir sage«, befahl sie.

Dann setzte sie sich rittlings auf mich und gebrauchte mich für ihr Vergnügen.

Telima hatte mich in der Morgendämmerung geweckt und losgebunden, damit ich bei den Vorbereitungen für das Fest helfen konnte. Vier andere Renceinseln wurden am Vormittag herbeigestakt und mittels Renceflößen, die als Brücken dienten, aneinandergebunden, so daß eine große zusammenhängende Insel entstand.

Ich wurde beim Festmachen der Inseln eingesetzt und beim Empfang von Rencebooten, in denen Rencebauern von anderen Inseln zum Fest eintrafen. Ich mußte schwere Gefäße mit Rencebier transportieren. Wasserflaschen, Spieße mit Fisch, gerupfte Gänse, abgehäutete Tarsks und Körbe mit Rencemark.

Um die achte goreanische Stunde band mich Telima an einem Pfahl fest; dort stand ich und wurde von den Vorbeikommenden neugierig angestarrt und beschimpft.

Um die zehnte goreanische Stunde, die der irdischen Mittagszeit entspricht, aßen die Rencebauern kleine Kuchen, tranken Wasser und verzehrten gebratenen Fisch. Das große Fest sollte am Abend beginnen.

Etwa um diese Zeit kam ein kleiner Junge herbei und starrte mich an, einen halb aufgegessenen Rencekuchen in der Hand.

»Hast du Hunger?« fragte er.

»Ja.«

Daraufhin hielt er mir den Rencekuchen hin, und ich biß ab.

»Vielen Dank.«

Er antwortete nicht, sondern starrte mich nur an. Schließlich kam seine Mutter, gab ihm eine Ohrfeige und zerrte ihn schimpfend fort.

Die Rencebauern verbrachten den Morgen auf verschiedene Weise. Die Männer hatten mit Ho-Hak Rat gehalten, und es hatte heftige und lautstarke Diskussionen gegeben. Die Frauen dagegen waren mit den Vorbereitungen für das Fest beschäftigt.

Nachdem die Versammlung beendet war, kam einer der Männer zu mir herüber und musterte mich von Kopf bis Fuß. Es war der Mann mit dem Stirnband aus Perlen, der meinen Langbogen nicht hatte spannen können. Verwundert betrachtete ich das weiße Seidentuch, das er über der Schulter trug. Wortlos starrte er mich an, dann lachte er und ging weiter.

Nun war die zwölfte goreanische Stunde angebrochen, und die Wettkämpfe, bei denen es um mich als Preis ging, waren in vollem Gang.

Die Wettbewerbe fanden meistens im Sumpf statt. Soweit ich hören und erkennen konnte, wurde viel gelacht und gescherzt. Es fanden Bootsrennen statt, Wettkämpfe mit Nerzen und Speeren. Es war wirklich ein Fest.

Nach etwa einer Ahn kehrten die Mädchen und die Zuschauer in ihren Booten zur Insel zurück, legten an und näherten sich dem Pfahl, an dem ich stand. Die Mädchen, etwa dreißig bis vierzig an der Zahl, musterten mich kichernd und senkten dann den Blick.

»Die Entscheidung ist gefallen«, sagte Telima.

Die Mädchen lachten. Ein schlankes, dunkelhaariges Geschöpf trat herausfordernd vor. »Vielleicht bist du jetzt mein Sklave«, flüsterte sie.

»Vielleicht gehörst du jetzt mir«, flüsterte ein großes blondes Mädchen.

Andere Rencemädchen drängten sich heran, taten, als wären sie meine Herrin.

»Wer hat mich denn nun gewonnen?« fragte ich gepeinigt.

»Das wirst du schon noch merken«, sagte Telima. »Heute abend beim Fest.«

Das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht. Fackeln brannten in der Sumpfnacht — zusammengerollte, brennende Marschranken, die auf den Spitzen von Speeren steckten, Männer saßen mit untergeschlagenen Beinen im Außenkreis, während innen nach goreanischer Sitte die Frauen knieten. Es war viel gesprochen und gesungen worden. Man genoß die Feier in vollen Zügen.

Ich hatte meistens mit bedient, besonders im Kreis der Mädchen, die um mich gekämpft hatten und von denen eine mich jetzt als Sklave besaß. Ich hatte Schalen mit gebratenem Fisch herumgetragen und Holztablets mit geröstetem Tarskfleisch und gebratene Gänse, auf Spießen aufgereiht, Rencekuchen und Flaschen mit Rencebier, die immer wieder nachgefüllt werden mußten.

Dann, als die Rencebauern in die Hände zu klatschen und zu singen begannen, kam Telima zu mir.

»An den Pfahl!« befahl sie.

Der Pfahl bildete die Mitte eines etwa zwölf Meter durchmessenden leeren Kreises inmitten der Feiernden. Telima fesselte mir die Hände hinter dem Stamm, befestigte auch meine Fußgelenke an dem Pfahl und setzte mir eine Krone aus Renceblumen auf.

Dann trat sie lachend zurück.

Ich sah in der Menge Ho-Hak, der wie die anderen in die Hände klatschte und sang, und auch den Mann mit dem Perlenband.

Plötzlich trat Schweigen ein, das von einem dröhnenden Trommeln abgelöst wurde. Und zu meiner Verblüffung kam nun Bewegung in die Rencemädchen, die lachend und kreischend, manche auch widerwillig, in den Kreis um meinen Pfahl gedrängt wurden. Die jungen Männer lachten vergnügt und klatschten in die Hände.

Ich sah, daß nicht wenige Burschen den Blick kaum von Telima zu reißen vermochten. Sie war das einzige Mädchen im Kreis, das einen goldenen Armreif trug. Allerdings achtete sie kaum auf die jungen Männer.

Der Mann an der großen Trommel begann seinen Rhythmus zu beschleunigen, andere fielen mit Riedflöten ein und mit Metallstöcken, die aneinandergeschlagen wurden. Schließlich eröffnete Telima den Tanz. Mit den Füßen stampfend, bewegte sie sich im Kreise. Soviel ich weiß, sind die Tänze der Rencemädchen einzigartig auf Gor. Sie sind voll wilder Schönheit, voll von symbolischen Gesten, die im Verlauf des Tanzes immer weiblicher und anmutiger werden. Es ist oft einsam auf den Renceinseln, und das Fest wird nur einmal im Jahr gefeiert. Bei den Rencebauern bedeutet es das Ende der Kindheit, wenn ein Mädchen zum erstenmal in den Kreis geschickt wird.

Plötzlich sah ich dicht vor mir das dunkelhaarige Mädchen mit den herrlichen schlanken Beinen.

»Sklave!« zischte sie, spuckte mir ins Gesicht und wirbelte davon.

Gleich darauf tauchte das große blonde Mädchen in der Menge auf; sie bewegte sich herausfordernd langsam.

»Vielleicht bist du jetzt mein Sklave«, sagte sie und spuckte mich ebenfalls an.

Eine nach der anderen folgten die Mädchen diesem Beispiel, verhöhnten mich, verlachten mich und wandten sich wieder ab.

Die Rencebauern grölten vergnügt und trieben die Mädchen an, die sich nicht lange um mich kümmerten, sondern ihre Aufmerksamkeit wieder den jungen Männern außerhalb des Kreises zuwandten, für die dieser Tanz bestimmt war.

Nach einer Weile sah ich, wie ein Mädchen mit hoherhobenem Kopf den Kreis verließ, gefolgt von einem jungen Mann, der mit ihr in der Dunkelheit verschwand. Wenige Ehn später tat es ihr ein anderes Mädchen nach.

Der Tanz wurde wieder wilder, die Musik dröhnte lauter, und die Mädchen drehten sich im Kreise.

Und plötzlich tanzte Telima vor mir.

Sie kam mir wie die schönste Frau vor, die ich je gesehen hatte, und mir, der ich nur ein Sklave war, zeigte sie tanzend ihre Verachtung. Sie hatte die Hände über den Kopf erhoben und musterte mich spöttisch.

Und dann band sie mich los.

»In die Hütte!« befahl sie.

Ich rührte mich nicht.

»Ja, du gehörst mir!« sagte sie und spuckte mir ins Gesicht. »In die Hütte!«

Ich stolperte durch den Reigen der tanzenden Mädchen, eilte durch die Dunkelheit zu Telimas Hütte. Langsam kroch ich hinein, setzte mich hin und stützte den Kopf in die Hände.

So saß ich lange Zeit in der Dunkelheit. Schließlich traf Telima ein. »Zünde die Lampe an«, befahl sie.

Ich gehorchte. Beim Licht der kleinen Flamme sah ich, daß sie einen Rencekuchen aß. Sie sah mich an. »Ich werde dich heute nacht nicht fesseln«, sagte sie.

Mit langsamen Bewegungen entrollte sie ihre Schlafmatte und zog ihre Tunika aus. Sie warf das Kleidungsstück in eine Ecke, beendete ihre Mahlzeit und wischte sich mit dem Arm über den Mund. Schließlich löste sie ihr Haar.

Auf der Seite liegend, das linke Knie erhoben, sah sie mich an.

»Nimm mich!« befahl sie.

»Nein«, erwiderte ich.

Sie starrte mich verblüfft an.

In diesem Augenblick ertönte von draußen der Entsetzensschrei eines Mädchens, und ganz plötzlich verstummte die Musik. Dann vernahm ich Gebrüll, Befehle, Schreie der Angst, Verwirrung, Waffengeklirr.

»Sklavenhändler!« schrie jemand. »Sklavenhändler!«

Ich schnellte sofort aus der Hütte — die instinktive Reaktion eines Kriegers. Das Mädchen folgte mir auf dem Fuße.

Am Ufer der Insel sah ich Fackeln leuchten. Ein Kind lief an mir vorbei. Der Tanzkreis war leer; nackt ragte der Pfahl in die Höhe. Eine Frau schrie. Befehle erschallten, Waffen klirrten. Ein Rence-

bauer taumelte auf uns zu, einen Armbrustpfeil in der Brust. Irgendwo weinte ein Säugling.

Im Licht der Handfackeln sah ich die hohen gebogenen Bugspriete schmalere Sumpfbarken aufragen, die von Sklaven gerudert werden.

Telima hob die Hände an die Wangen und sah sich mit aufgerissenen Augen um. Sie schrie. Ich packte sie am rechten Handgelenk und ließ sie nicht wieder los, zerrte sie auf das entgegengesetzte Ende der Insel zu, wo Dunkelheit herrschte. Aber auch von dort kamen uns Rencebauern entgegen, Männer, Frauen und Kinder, stolpernd, fliehend. Wir hörten die Rufe ihrer Verfolger, sahen Speerspitzen im ungewissen Licht aufblitzen.

Wir schlossen uns ihnen an und flohen in die andere Richtung, doch in der Dunkelheit vor uns klang eine Trompete auf. Verwirrt hielten wir inne. Ein Hagel Armbrustpfeile deckte uns ein. Menschen schrien. Ein Mann neben uns sank zu Boden.

Wieder machten wir kehrt und stolperten über die verwobene Rencematte, die die Oberfläche der Insel bildete.

Hinter uns gellten Trompeten und das Geräusch von Speeren, die gegen Schilde geschlagen wurden. Dann schrie vor uns eine Frau auf. »Sie haben Netze!« rief sie.

Wir wurden in die Netze getrieben.

»Halt!« rief ich und riß Telima zurück. Doch die meisten, die mit uns flohen, rannten in panischem Entsetzen weiter, rasten blind auf die Netze zu, die vor ihnen aufgespannt waren, von Sklaven gehalten. Es handelte sich nicht um kleine Fangnetze, sondern um riesige große Netzwände, die jeden Widerstand sinnlos machten.

Nun hörte ich auch von der anderen Seite der Insel den entsetzten Schrei: »Netze, Netze!«

Als wir unentschlossen hin und her rannten, erschienen plötzlich Krieger aus Port Kar zwischen uns, mit Helmen und Schilden, mit Schwertern und Speeren bewaffnet, andere mit Knüppeln und Messern, wieder andere mit Peitschen, Schlingen oder Netzen. Sie waren in Begleitung von Sklaven, die Fackeln in die Höhe hielten, damit sie sich orientieren konnten.

Ich erblickte den Rencebauern, der das Stirnband aus Perlen getragen hatte. Er hatte nun das weiße Seidentuch über die Schulter ausgebreitet und bis zum Gürtel herabgezogen. Neben ihm stand ein großer behelmter Krieger aus Port Kar, den Goldstreifen eines Offiziers am Helm. Der Rencebauer zeigte hierhin und dorthin und gab den Männern aus Port Kar Befehle.

»Henrak!« rief Telima. »Das ist doch Henrak!«

So hörte ich zum erstenmal den Namen des Mannes mit dem Stirnband.

In Henraks Hand baumelte ein Beutel, der Gold enthalten mochte.

Dicht neben uns stürzte ein Mann zu Boden; aus seinem Hals ragte eine Speerspitze. Ich legte den Arm um Telimas Schulter und führte sie weg.

Telima rannte weinend neben mir. Ich sah die Netze von den beiden Inselufern her vorrücken. Die Soldaten trieben mit Speeren erschreckte Rencebauern auf die Mitte zu.

Auf allen Seiten brüllende Männer, kreischende Frauen, weinende Kinder, überall Männer aus Port Kar und ihre Sklaven, die Fackeln und Netze hielten. Ein Junge rannte vorbei. Es war der Junge, der mir Rencekuchen gegeben hatte und deshalb von seiner Mutter gescholten worden war.

Im Licht der Sumpffackeln sah ich Ho-Hak mit dem Mut der Verzweiflung kämpfen. Mehrere Krieger lagen vor ihm am Boden. Wild schwang er einen Ruderstamm im Kreise, von etwa fünfzehn Kriegern umgeben. Die Fackeln glitzerten auf ihren Schwertern.

Ho-Hak bot einen furchteinflößenden Anblick, schwitzend, schwer atmend, die Ohren flach anliegend. Das Ende seiner verrosteten Sklavenkette wirbelte herum.

»Tharlarion!« brüllte er die Männer aus Port Kar an, die jedoch nur lachten.

Schließlich senkten sich zwei Fangnetze über ihn. Die Krieger stürzten vor und schlugen ihn mit Schwertgriffen und Lanzenschaften bewußtlos.

Telima schrie auf, und ich zernte sie fort.

Wieder rannten wir durch das Chaos, das auf der Insel herrschte. Am Ufer brannten Renceboote im Wasser. Hier gab es keine Fluchtmöglichkeit mehr. Ein Rencebauer schrie im Wasser, von den Kiefern eines Sumpftharlarion gepackt.

»Da sind zwei!« rief jemand.

Wir fuhren herum und sahen vier Krieger auf uns zukommen. Wir machten kehrt und näherten uns wieder dem Licht, den Fackeln in der Inselmitte, den kreischenden Frauen und Männern.

Nahe dem Pfahl, an den man mich gebunden hatte, lagen einige Rencebauern, Männer und Frauen, gefesselt am Boden. Zwei Wächter wachten über die Beute, die später auf die Barken gebracht werden sollte. Ein Schriftgelehrter machte die Runde und notierte die Zahl der Gefangenen, die ständig wuchs.

»Da!« brüllte plötzlich Henrak, der Mann mit dem weißen Tuch

über der Schulter. Er zeigte auf uns. »Holt das Mädchen! Ich will sie haben!«

Telima starrte ihn entsetzt an und begann den Kopf zu schütteln.

Ein Krieger sprang auf uns zu.

In diesem Augenblick eilte eine Gruppe von fünf oder sechs fliehenden Rencebauern vorüber und trennte uns. Telima machte kehrt und verschwand in der Dunkelheit. Ich ging zu Boden, rappelte mich hastig wieder auf. Im nächsten Augenblick traf mich ein Knüppel. Ich schüttelte den Kopf. Blut rann mir übers Gesicht. In meiner Nähe fesselte ein Krieger eine Sklavin. Es war nicht Telima. Ich rannte in die Richtung, die das Mädchen eingeschlagen hatte.

Plötzlich baute sich ein Mann vor mir auf. Hätte er geahnt, daß ich ein Krieger war, wäre er wahrscheinlich vorsichtiger mit seinem Schwert umgegangen. Ich umfaßte sein Handgelenk und kugelte mit einem Ruck den Arm aus. Er schrie auf, dann war die Klinge in meiner Hand. Ein zweiter Mann stürzte mit einem Speer auf mich zu. Ich ergriff den Lanzenschaft mit der Linken, zerrte ihn heran und stieß gleichzeitig mit dem Schwert zu, das tief in seinen Hals drang.

Der Sklave, der seine Fackel trug, starrte mich an und wich zurück.

Plötzlich spürte ich ein Netz über mir. Ich duckte mich und vollführte zugleich mit dem Schwert eine kreisende Bewegung über dem Kopf, erwischte das Netz, ehe es mich umschließen konnte. In der Dunkelheit fluchte ein Mann. Im nächsten Augenblick stürzte er mit erhobenem Messer auf mich zu. Meine Klinge hatte das Netz halb durchschnitten, war aber darin gefangen. Ich umfaßte mit der Linken sein Handgelenk und führte mit dem rechten Arm mein Schwert samt Netz zum tödlichen Hieb. Ein Speer zuckte auf mich zu, verfang sich jedoch ebenfalls in dem Netz, das um mein Schwert gewickelt war. Ehe der Werfer seine eigene Klinge gezogen hatte, sprang ich ihn an und brach ihm das Genick.

Vor mir schimmerte eine Fackel. Ich eilte darauf zu. Da sah ich Telima. Ein Mann hatte sie auf den Bauch geworfen und fesselte sie. Ich packte ihn, drehte ihn herum und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht. Als er sein Schwert zu ziehen versuchte, hob ich ihn hoch und warf ihn ins Wasser, wo bereits mehrere Tharlarion auf der Lauer lagen. Sie hatten reiche Beute in dieser Nacht.

Telima drehte sich auf die Seite und starrte mich an. »Ich möchte nicht Sklavin sein!« schluchzte sie.

Gleich mußten weitere Krieger hier sein.

Ich hob sie hoch.

»Still«, sagte ich und sah mich um. Im Augenblick waren keine

Gegner in der Nähe. Zu unserer Linken wurde es hell. Eine der Renceinseln, die mit unserer Insel verbunden war, begann zu brennen.

Hastig blickte ich mich um, suchte verzweifelt nach einem Ausweg.

Auf der einen Seite lag der Sumpf, in dem die Tharlarion laueren. Überall trieben die lodernden oder rauchenden Reste von Rencebooten auf dem Wasser, die zu Beginn des Überfalls losgebunden und angesteckt worden waren, um eine Flucht der Rencebauern zu verhindern. Auf der anderen Seite das Licht der Fackeln, das Schreien der Menschen — und die Sklavenhändler von Port Kar.

Über eine der Floßbrücken zwischen den Inseln wurden jetzt gefangene Rencebauern auf unsere Insel getrieben.

Die Flöße, die Brücken, dachte ich, die Flöße!

Telima im Arm, lief ich am Ufer der Renceinsel entlang, ohne einem Gegner zu begegnen. Dieses Gebiet war zuvor mit den großen Netzen gesäubert worden, so daß sich hier keine Rencebauern mehr befanden. Allerdings begannen sich nun Fackeln der Stelle zu nähern, wo wir eben noch gewesen waren; kurz darauf teilte sich die Gruppe, und eine Hälfte der Lichter schlug den Weg in unsere Richtung ein.

Irgendwo erschallte Henraks Stimme. »Beschafft mir das Mädchen. Ich muß das Mädchen haben!«

Ich erreichte eine der Floßbrücken, die ich am Vormittag noch mit befestigt harte. Ich setzte Telima in der Mitte des Floßes ab und begann, die Renceleinen durchzuschneiden.

Am Ufer näherten sich die Fackeln.

Es waren acht Leinen, vier auf jeder Seite. Ich hatte sechs Verbindungen gelöst, als jemand »Halt!« brüllte.

Die Insel auf der anderen Seite der Floßbrücke hatte nun zu brennen begonnen, und gleich mußte diese Stelle taghell erleuchtet sein.

Nur ein Mann hatte gerufen, offenbar ein Wächter, der für diesen Abschnitt zuständig war. Sein Speer landete dicht neben mir, bohrte sich in das Floß. Sein Schwert ziehend, rannte er auf mich zu. Ich hatte die Lanze aus dem Holz gerissen und hielt sie dem Anstürmenden entgegen. Offenbar war er vom Feuer geblendet, denn er sah sie nicht. Sein Körper wurde glatt durchbohrt.

Ich drehte mich hastig um. Offenbar hatte uns sonst niemand gesehen.

Da glitt ich ab, sofort schnappte ein winziger Tharlarion zu, biß

mir ein Stück Fleisch aus dem Schenkel, hastig zog ich das Bein wieder aus dem Wasser.

Fackeln kamen näher. Mit fliegenden Fingern riß ich Rence vom Inselufer los, häufte es in der Mitte des Floßes auf, bedeckte Telima damit, dann stieß ich das Floß von der Insel ab und kroch neben das Mädchen unter die Rencebüschel. Sie starrte mich erschreckt an.

Die Fackeln entfernten sich wieder. Unbemerkt trieb das Floß zwischen den Inseln hervor.

7

Zwischen Schilf und Rencepflanzen verborgen, einige hundert Meter von den Inseln entfernt, von denen zwei brannten, beobachteten Telima und ich die Bewegungen der Fackeln und hörten die Schreie der Frauen und Kinder.

Die Männer aus Port Kar hatten die beiden Inseln in Brand gesteckt, um Rencebauern, die sich vielleicht noch versteckt hielten, ins Freie zu treiben. Nach der Säuberungsaktion waren die brennenden Inseln losgemacht und fortgestoßen worden. Etwa eine Ahn vor Sonnenaufgang waren zwei weitere Inseln in Flammen aufgegangen. Als die Dämmerung hereinbrach, war die Arbeit der Männer aus Port Kar getan.

Ihre Sklaven, die die Fackeln nun gelöscht hatten, beluden die großen Barken über schmale Planken mit schweren Rencepapierrollen und der lebenden Beute der Nacht. Die kostbare Papierlast fand im Bug der Schiffe Platz, während die Sklaven zwischen die Ruderbänke geworfen wurden und vor dem Ruderdeck gar drei oder vier Schichten hoch lagen. Es waren insgesamt sechs Schiffe. Der Bug jeder Barke wurde mit einem hübschen Mädchen geschmückt, zum Zeichen, daß der Ausflug erfolgreich gewesen war. Es überraschte mich nicht, daß das dunkelhaarige, schlanke Mädchen und die grauäugige Blondine zu diesen Mädchen am Bug gehörten.

Telima saß gefesselt neben mir; ich hatte einen Arm um ihre Schultern gelegt. Ihr Blick wirkte stumpf.

Auf der Insel, nahe dem Tanzpfahl, stand ein trostloses Häufchen Gefangener, von den beiden großen Netzen umschlossen, von Speeren in Schach gehalten. Viele hatten die Finger durch die Netze gehakt und starrten ins Leere. Neben dem Netz erblickte

ich Henrak, der noch immer sein weißes Tuch trug. Er sprach mit dem bärtigen Offizier.

Auf der Insel wurden nun die Spuren des Überfalls sichtbar, die Überreste vernichteter Hütten, zerbrochene Kästen, aufgerissene Säcke, abgebrochene Speere, Flaschenscherben und — Leichen. Auf der stillen Insel begann sich nun auch wieder das Tierleben zu regen; zwei Sumpfgänse landeten und begannen zu stöbern, und von irgendwoher tauchte ein gezähmter Tarsk auf und begann grunzend herumzuwühlen.

Es dauerte noch eine Weile, bis auch die letzten Rencebauern an Bord der Barken waren. Die Sklaven aus Port Kar breiteten die Netze aus, rollten sie zusammen und schafften sie ebenfalls von der Insel. Dann zogen sie die Planken ein und setzten sich auf ihre Ruderbänke, wo sie angekettet wurden. Als letzte gingen Henrak und der bärtige Offizier an Bord des Flaggschiffs. Die Sklavenhändler von Port Kar, die auf ihre Art weise sind, versklaven selten Männer wie Henrak, die ihnen gut gedient haben — so finden sie immer wieder Verräter, die ihnen zu einem guten Geschäft in den Sümpfen verhelfen.

Die großen Sumpfbarken waren sowohl am Bug als auch am Heck verankert; von je zwei Männern gezogen, kamen nun die Ankerhaken zum Vorschein, und der Offizier, der auf dem Ruderdeck des Flaggschiffs stand, hob den Arm. An Bord von Sumpfbarken wird den Ruderern der Rhythmus durch den Rudermeister angegeben — nicht mit einer Trommel, sondern durch Zuruf. Er sieht nach vorn, während die Ruderer natürlich mit dem Rücken in Fahrtrichtung sitzen.

Henrak stand neben dem Offizier, der nun den Arm senkte.

Ich hörte den Ruf des Rudermeisters und sah, wie die Ruder aus den Dollenlaken geschoben wurden. Sie verhielten parallel über dem Wasser, und die niedrige Sonne spiegelte sich auf den Ruderblättern. Ich bemerkte, daß sie nur wenige Zentimeter über dem Wasser hingen, so schwer waren die Barken beladen. Auf einen neuen Befehl des Rudermeisters tauchten die Ruder nun langsam ins Wasser, bewegten sich in vollkommener Übereinstimmung, hoben sich an, und Tropfen fielen wie Perlen vom Holz.

Die Barke begann sich von der Insel zu entfernen, wendete, nahm Richtung auf Port Kar, und die anderen Barken machten das Manöver nach und folgten.

Ich richtete mich auf meinem Rencefloß auf und starrte den

Schiffen nach. Ich hob die Hand und entfernte den Kranz aus Renceblumen, den ich bei dem Fest getragen hatte. Etwas Blut klebte daran, von dem Schlag, den ich erhalten hatte. Telima, die zu meinen Füßen lag, wandte den Blick ab, als ich den Kranz in den Sumpf warf. Sie wußte, daß sie mir nun auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war.

Ich stand auf der Renceinsel und sah mich um. Vorsichtig stieg ich zur Mitte der Insel empor. Es war still.

Ich sah den Pfahl, an dem ich gestanden hatte, den Festplatz, die Überreste der Hütten und die Leichen.

Ich kehrte zu meinem Floß zurück, hob Telima hoch und trug sie auf die Insel. Nahe dem Pfahl legte ich sie ab und löste ihre Fesseln.

»Befreie mich«, sagte ich.

Unsicher richtete sie sich auf und entfernte die Sumpfranke von meinem Hals.

»Du bist freie, flüsterte sie.

Ich wandte mich ab. Irgendwo auf der Insel mußte noch etwas Eßbares sein; ich hoffte auch, etwas Wasser zu finden. Ich machte mich auf die Suche; dabei behielt ich die Sonne im Rücken, um an Telimas langem Schatten beobachten zu können, was sie trieb. Mir entging nicht, daß sie sich bückte und einen zerbrochenen Sumpfspeer aufnahm, dessen Spitzen noch intakt waren.

Ich drehte mich um und blickte sie an.

Sie fuhr zusammen und bedrohte mich mit dem Speer. Ich trat einen Schritt vor und entwaffnete sie mühelos.

»Versuch das nicht noch einmal«, sagte ich, und sie schüttelte den Kopf. »Gestern nacht wollte mir scheinen, daß du dich sehr vor der Sklaverei fürchtest.«

Als ich sie losband, hatte ich an ihrem linken Bein zum erstenmal das winzige Brandmal entdeckt, das sie als goreanische Sklavin auswies; bei Tage war es durch ihre Tunika verdeckt gewesen.

»Du warst früher schon Sklavin«, sagte ich.

Sie sank weinend auf die Knie.

Es hieß, daß noch keinem Sklaven die Flucht aus Port Kar gelungen war — was wohl wie so manch andere Redensart auch nicht stimmte. Trotzdem war ihre Flucht sicherlich ungewöhnlich, und wäre sie nicht ein Rencemädchen gewesen, hätte sie das gefährliche Unternehmen nicht überstehen können. Auch Ho-Hak war aus Port Kar entkommen; wahrscheinlich gab es noch andere.

»Du mußt sehr mutig sein«, sagte ich. »Und deinen Herrn hast du sicher sehr gehaßt.«

In ihren Augen flackerte ein Funke wilden Feuers auf.

»Wie wurdest du als Sklavin genannt? — Hübsche Sklavin?«

Sie senkte den Kopf. »Ja«, schluchzte sie, »ja, ja!«

Ich ließ sie allein und setzte meine Suche fort. Bald stieß ich auf die Reste ihrer Hütte. Viel war vernichtet worden, doch einiges hatte den Überfall überstanden. Zu meiner Freude war eine der Wasserflaschen noch halb gefüllt. Ich nahm auch den Beutel mit Nahrung an mich, ebenso einige Wurfstöcke und andere Dinge, zu denen auch die Rencetunika gehörte, die sie unmittelbar vor dem Angriff ausgezogen hatte.

Telima starrte das Kleidungsstück ungläubig an. »Bin ich denn nicht deine Sklavin?« fragte sie.

»Nein«, entgegnete ich. »Zieh dich an.«

Hastig streifte sie die Tunika über. Ich reichte ihr die Wasserflasche, und sie trank. Wir hockten uns hin und aßen langsam.

»Bleibst du bei mir?« fragte sie schließlich.

»Nein.«

»Du gehst nach Port Kar?«

»Ja.«

»Aber warum?« wollte sie wissen. »Du bist doch nicht aus dieser Stadt.«

»Ich habe dort etwas zu erledigen.«

»Darf ich deinen Namen wissen?«

»Ich heiße Bosk«, sagte ich.

Tränen standen ihr in den Augen.

Ich sah keinen Grund, ihr zu sagen, daß ich Tarl Cabot hieß. Es war ein Name, der in gewissen goreanischen Städten nicht unbekannt war. Je weniger Menschen wußten, daß Tarl Cabot nach Port Kar wollte, desto besser.

Ich würde mir aus Rence ein Boot bauen. Mit den vorhandenen Staken kam ich mühelos nach Port Kar. Das Mädchen war hier im Sumpf zu Hause und fand bestimmt schnell in einer anderen Rencegemeinschaft Zuflucht.

Während ich noch aß, war Telima aufgestanden und wanderte auf der Insel herum. Ich sah, wie sie einen der Toten am Arm packte und zum Ufer zerrte.

»Was tust du?« fragte ich.

»Wir gehören in den Sumpf«, sagte sie starr. »Die Rencebauern kommen aus dem Sumpf und müssen dorthin zurück.«

Ich nickte, und sie ließ den Körper ins Wasser gleiten.

Ich half ihr. Wir mußten oft zum Ufer der Insel gehen.

Schließlich fand ich unter den Resten einer Hüttenwand einen weiteren Körper, die Leiche eines Kindes. Ich kniete daneben nieder und begann zu weinen.

Telima erschien neben mir. »Das ist der letzte — Eechius«, sagte sie.

Ich nahm das tote Kind in die Arme, trug es zum Ufer und warf es ins Wasser.

»Hast du den Jungen gekannt?« fragte Telima.

»Ja«, sagte ich. »Er war einmal freundlich zu mir.«

Es war der Junge, der mir sein Stück Rencekuchen gereicht hatte, als ich am Pfahl festgebunden war.

Ich hob den Kopf. »Bring mir meine Waffen«, sagte ich.

Sie blickte mich wortlos an.

»Es dauert doch sicher lange, bis die schwer beladenen Barken Port Kar erreichen?«

»Es sind aber über hundert Krieger an Bord«, sagte sie plötzlich lebhaft.

»Und wenn du mir meine Waffen bringst, vergiß den Langbogen und die Pfeile nicht.«

Sie stieß einen Freudenschrei aus und eilte davon.

8

Ich hatte Rence gesammelt, und Telima hatte mit Sumpfried das Boot geflochten. Während sie arbeitete, untersuchte ich meine Waffen.

Das Mädchen hatte sie im Rence versteckt gehabt, wo sie den Gegnern verborgen geblieben waren. Ich besaß nun wieder mein Schwert, die gehärtete doppelschneidige Klinge aus vorzüglichem goreanischem Stahl, die mich bereits bei der Belagerung Ars begleitet hatte, dazu die Schneide und das runde Bosklederschild; ich verfügte auch über den einfachen Helm ohne Insignien mit dem Y-förmigen Sehschlitz und meine alte, fleckige Kriegertunika und natürlich über den großen, weichen Langbogen mit Pfeilen.

Ich zählte die Geschosse — insgesamt siebzig. Fünfzig waren Federpfeile, zwanzig Flugpfeile. Der goreanische Federpfeil ist etwas über einen Meter lang, während der Flugpfeil nur achtzig

Zentimeter mißt. Beide haben Metallspitzen und sind mit drei Halbfedern aus den Flügeln der Voskmöven versehen.

Ich hatte Telima gebeten, das Boot stabiler und breiter zu machen als gewöhnlich. Ich war kein Rencebauer, und wenn ich den Bogen abfeuerte, mußte ich stehen und durfte das Gleichgewicht nicht verlieren.

Als das Fahrzeug schließlich fertig war, war ich zufrieden, und kaum eine Ahn nach unserer Rückkehr zur Insel stakte uns Telima vom Ufer los, steuerte uns hinter den großen Barken der Sklavenhändler her.

Die Pfeile lagen vor mir, lose aufgereiht in dem großen Ledertuch. In meiner Hand ruhte der riesige Bogen, dessen Sehne ich noch nicht eingehängt hatte.

Die Linie der sechs Barken hatte die Fahrt verlangsamt, hatte schließlich gestoppt, die Ruder halb eingezogen, wartend. Es ist sogar für ein kleines Renceboot manchmal schwierig, sich durch das dichte Schilf und den Rencebewuchs einen Weg zu bahnen.

Vom Flaggschiff war ein kleines Holzboot ausgesetzt und nach vorn geschickt worden. Zwei Sklaven standen am Heck des flachen Fahrzeugs und stakten es voran. Zwei weitere Sklaven hockten im Bug und hantierten mit langen Stangen, an deren Enden Klingen blitzten; sie schnitten den Weg für die nachfolgenden Barken frei — eine Passage, die für die Schiffe und ihre breit ausladenden Ruder ausreichen mußte.

Die sechste Barke begann etwas nach Lee abzutreiben, bewegte sich im Halbkreis herum. Ihr Rudermeister brüllte wütend auf und wandte sich an den Steuermann, der sich nicht rührte. Br hatte in der Mittagshitze des Deltas seinen Helm abgesetzt.

Der Rudermeister verlor die Beherrschung, sprang die Stufen zum Ruderdeck empor und packte wütend den Arm des Steuermanns und schüttelte ihn. Abrupt ließ er los, und der Steuermann stürzte leblos zu Boden.

Der Rudermeister schrie angstvoll auf und rief Krieger hervor, die auf dem Ruderdeck zusammenliefen.

Der Pfeil meines Langbogens hatte den Kopf des Mannes glatt durchbohrt und war hundert Meter weiter unsichtbar im Sumpf niedergegangen.

Die Männer konnten sich nicht erklären, was geschehen war. Unsicher sahen sie sich um. Der Sumpf war still. Nur in der Ferne war das Pfeifen einer Marschgans zu hören.

Geschickt steuerte Telima das Boot durch das Schilf, brachte uns ungesehen in die Nähe der schweren, langsamen Barken, die durch ihren Tiefgang durch die Sumpfvvegetation besonders behindert wurden. Es gab Augenblicke, da waren wir nur wenige Meter von den Booten entfernt, ständig in Bewegung, doch vorzüglich gedeckt durch das dichte Schilf.

Wir passierten die fünfte Barke, dann die vierte und dritte. Ich hörte die Rufe der Verwirrung, die von Boot zu Boot weitergegeben wurden.

Bald hatten wir den Bug der ersten Barke, des Flaggschiffs, erreicht. Die Krieger aus Port Kar drängten sich mittschiffs und am Heck und blickten nach hinten, um zu sehen, was los war. Auch einige Rudersklaven standen auf und schauten zurück. Auf dem schmalen Vorderdeck standen unter dem hohen, gebogenen Bug der Offizier und Henrak und starrten ebenfalls nach hinten. Auf dem hohen Bug, an dem das dunkelhaarige Mädchen festgebunden war, stand ein Ausguck, den ich mir nun zum Ziel nahm.

Ich stand auf dem kleinen Boot, die Beine gespreizt, den Kopf nach links gewandt. Ich zog den Pfeil durch, bis seine Federn an meiner Wange lagen; ich hielt den Atem an und zielte. Dann ließ ich die Sehne los.

Auf die kurze Entfernung durchstieß der Pfeil mühelos den Körper. Während der Mann keinen Laut von sich gab, schrie das Mädchen am Bug laut auf. Wasser spritzte.

Die vier Sklaven in dem kleinen Boot stießen ebenfalls erschreckte Rufe aus. Auf der anderen Seite der Barke wurde das Wasser aufgewühlt, doch der Mann blieb stumm; wahrscheinlich war er schon tot, als er vom Schiff fiel. Auf der Barke lief der Offizier mit dem goldverzierten Helm an die Reling, während das Mädchen am Bug hysterisch kreischte. Lautlos setzte Telima unser Boot wieder in Bewegung, stakte zurück zur letzten Barke.

»Schneidet!« hörte ich den Offizier den Sklaven in dem kleinen Boot zurufen, die sofort hektisch die Arbeit wieder aufnahmen.

Den ganzen Nachmittag hindurch umkreisten Telima und ich wie lauernde Sleen ohne Eile die Reihe der Barken und gaben ganz nach Belieben weitere Pfeilschüsse ab. Zuerst nahm ich mir die Steuermänner vor, und bald fand sich niemand mehr, der auf das Ruderdeck steigen wollte.

Nach einiger Zeit sprangen Krieger in das kleine Boot, um den Sklaven beim Freimachen des Wegs zu helfen, doch diese Männer waren eine leichte Beute für meine Pfeile.

Und war die Bahn einigermaßen frei und wagte es ein Rudermeister, seinen Sitz einzunehmen, um die Rudersklaven anzutreiben, so endete er prompt mit einer Pfeilspitze im Herzen. Nun wagte sich auch niemand mehr auf den Platz des Rudermeisters.

Bei Einbruch der Dunkelheit entzündeten die verängstigten Männer aus Port Kar zu ihrem Unglück Fackeln auf den Barken; denn im Schein der Flammen fanden die Pfeile des Langbogens mühelos ihr Ziel.

Daraufhin wurden die Flammen wieder gelöscht, und angstvoll warteten die Männer aus Port Kar in der Dunkelheit auf den Morgen.

Wir hatten von verschiedenen Seiten und zu verschiedenen Zeiten zugeschlagen, und Telima hatte oft das Pfeifen der Marschgans erklingen lassen. Die Männer von Port Kar wußten im Gegensatz zu mir genau, daß sich die Rencebauern durch diese Laute verständigen, so daß die Wirkung recht befriedigend war, zumal Telimas Rufe ständig durch echte Gänse beantwortet wurden. Die Männer an Bord der Barken mußten annehmen, von Rencebauern völlig eingekreist zu sein.

Von Zeit zu Zeit erwiderten sie mein Feuer, doch ihre Pfeile fielen harmlos in den Sumpf. Nur selten kam ein Geschloß in gefährliche Nähe, weil Telima ständig unsere Position veränderte.

In der Dunkelheit aßen Telima und ich Rencekuchen, den wir von der Insel mitgebracht hatten, und tranken Wasser.

»Wie viele Pfeile hast du noch?« fragte sie.

»Zehn.«

»Das genügt nicht.«

»Stimmt«, sagte ich, »aber wir genießen jetzt den Schutz der Dunkelheit.«

Ich hatte mir einige Sumpfranken zurechtgeschnitten und daraus eine Schlinge gemacht.

»Was willst du tun?« fragte sie,

»Bring mich zur vierten Barke«, erwiderte ich.

Wir hatten ausgerechnet, daß an Bord der Barken etwa hundert Krieger sein mußten. Davon mochten abzüglich der Ausfälle noch fünfzig Männer übrig sein — auf die sechs Barken verteilt.

Lautlos steuerte Telima die vierte Barke an.

Wie wir festgestellt hatten, waren die Krieger hauptsächlich auf die letzte und die erste Barke konzentriert.

Während des Nachmittags waren die großen Schiffe enger zusammengedrückt und Bug an Heck vertäut worden, so daß die

Besatzungen sich gegenseitig zu Hilfe kommen konnten. Sollte etwa in der Mitte der Schiffskette ein Enterversuch gemacht werden, konnten die Eindringenden von den Flanken her aufgerollt werden. Dieses Arrangement ließ die Barken zu einem langen, schmalen Holzfort werden.

Diese Verteidigungsmaßnahmen ließen es logisch erscheinen, daß die Angreifer — wahrscheinlich die männliche Bevölkerung einer oder vielleicht zweier Renceinseln — entweder die erste oder die letzte Barke angriff, um nicht zwischen zwei Fronten zu geraten.

Wir hatten nun die Bordwand der vierten Barke erreicht. Da ich keine große Streitmacht zur Verfügung hatte, schien es mir das beste, die Männer aus Port Kar für mich kämpfen zu lassen.

Dicht an der Außenwand des Schiffes stehend, von dem kleinen Boot sanft gewiegt, stieß ich ein klickendes Geräusch aus, das bedeutungslos war, aber dennoch eine erschreckende Wirkung hatte.

Ich hörte einen scharfen Atemzug, ein Laut, der mir den Standort eines Mannes verriet.

Mit meiner Schlinge zerrte ich ihn über die Reling, senkte ihn in den Sumpf und hielt ihn fest, bis ein Tharlarion mir die Last abnahm.

Die Sklaven, an ihren Bänken festgekettet, begannen Angstrufe auszustoßen.

Ich hörte Männer von beiden Seiten auf den Lärm zulaufen.

In der Dunkelheit stießen sie aufeinander, brüllend, die Waffen schwingend. Ich hörte, wie Männer, die zwischen zwei Barken danebentrat, kreischend in den Sumpf stürzten. Es wurde viel gebrüllt.

Jemand rief nach einer Fackel

Telima steuerte uns zurück, von der Barke fort, während ich den Langbogen zur Hand nahm und einen Pfeil auflegte.

Als die Fackel aufflammte, schickte ich den Pfeil in das Herz des Mannes, der sie hielt, und er und die Fackel wirbelten herum, wie von einer Riesenfaust getroffen. In dem Durcheinander wurde ein zweiter Mann über die Bordwand gestoßen. Man forderte weitere Fackeln, doch niemand entzündete das Feuer.

Und dann ertönte das Klirren von Schwertern. »Sie sind an Bord!« kreischte jemand. »Wir werden geentert! Kämpft!«

Telima hatte uns dreißig Meter in den Sumpf hinausgestakt, und ich wartete mit schußbereitem Bogen. Doch niemand brachte eine neue Fackel.

Ich hörte Männer über den Gang zwischen den Ruderbänken laufen. Ich hörte Schmerzensschreie, die Rufe entsetzter Sklaven und Aufklatschen von Körpern im Wasser.

Aus der anderen Richtung vernahm ich eine Stimme, die weitere Männer nach vorn befahl, die Befehl gab, den Angreifern in die Flanke zu fallen. Ich ließ Telima das Boot wieder zu den Barken steuern und beteiligte mich von außen an dem Kampf, indem ich die Klinge in einen der herumwirbelnden Körper stieß und mich wieder zurückzog.

Der Lärm war unbeschreiblich. Stahl klirrte. Immer wieder stießen wir zu den Flanken der dritten und vierten Barke vor, kehrten dann in den Sumpf zurück und warteten ab.

Als mir scheinen wollte, daß das Geschrei und das Waffenklirren laut genug war, sagte ich zu Telima: »Jetzt ist Zeit zum Schlafen.«

Sie schien überrascht, gehorchte jedoch sofort, während ich die Sehne des großen Bogens aushakte

Als sich unser Renceboot genügend weit von den Barken entfernt hatte und im Ried und Schilf verloren war, ließ ich Telima die Stange in den Morast treiben und unser Fahrzeug daran sichern.

»Wie kannst du jetzt schlafen?« fragte sie.

»Es ist Zeit zum Schlafen«, wiederholte ich. »Komm her.«

Zögernd gehorchte sie. Ich fesselte ihr die Hände mit einem Stück Sumpfranke auf den Rücken und sicherte auch ihre Fußgelenke. Dann legte ich sie ins Boot. Sie war ein intelligentes Mädchen, und begriff die Notwendigkeit einer solchen Vorsichtsmaßnahme, sie sagte kein Wort.

Mich erfüllte Bitterkeit. Ich, Tarl Cabot, der ich mich selbst haßte, hatte das Vertrauen in andere Menschen verloren. Den Kampf dieses Nachmittags hatte ich für ein Kind gefochten, *das* mir einmal mit Freundlichkeit begegnet war, nun aber nicht mehr lebte. Ich selbst war ein Feigling, jemand, der der Farbe seiner Kriegertunika nicht mehr würdig war, der sich selbst anwiderte.

Ehe ich in den erlösenden Schlaf sank, galt mein letzter Gedanke der Tatsache, daß ich die Freiheit des ehrenvollen Todes ausgeschlagen hatte und daß ich allein war.

Vor Kälte erstarrt, erwachte ich in der ersten Morgendämmerung. Der Wind raschelte im Schilf, und über mir quiekten vier Uls, die gemächlich am Himmel entlangzogen.

Telima war bereits wach. Ich löste ihre Fesseln, und sie reckte sich wortlos. Anschließend teilten wir die restlichen Nahrungsmittel und das Wasser und aßen stumm.

Als sie sich mit dem Handrücken die letzten Krümel aus dem Gesicht wischte, sagte sie: »Du hast nur noch neun Pfeile.«

»Ich glaube nicht, daß es noch darauf ankommt«, sagte ich. »Bring uns zu den Barken.«

Sie blickte mich verständnislos an, löste das Renceboot vom Anker und zog den Pfahl aus dem Morast. Dann stakte sie uns zu den Barken, die im Morgenlicht verlassen und grau wirkten. Langsam umkreisten wir die sechs schwerfälligen Schiffe. Als wir etwa eine Ahn gewartet hatten, befahl ich Telima, die sechste Barke anzusteuern.

Ich spannte den großen Bogen und steckte mir die neun Pfeile in den Gürtel. An meiner Hüfte hing das Kurzschwert. Mehrere Ehn lang verhielten wir unter dem hohen Heck der letzten Barke. Dann bedeutete ich Telima, ihren Ruderstab an der Schiffswand entlangzuführen. Es gab ein hohles Geräusch.

Keine Reaktion.

Nun nahm ich den Helm aus dem Bündel zu meinen Füßen und hob ihn über die Reling der Barke. Nichts geschah. Kein Laut war zu hören.

Ich führte unser kleines Boot vorsichtig an der Barke entlang, zum Bug, wo mich das Sklavenmädchen, das dort festgebunden war, nicht sehen konnte. Vorsichtig legte ich den Bogen ab und nahm auch die Pfeile aus dem Gürtel. Ich ließ auch den Schild liegen, der mich nur beim Klettern behindert hätte.

Ich setzte den Helm auf und hob langsam den Kopf, bis ich über die Reling blicken konnte. Durch den Bug vom Heck der fünften Barke geschützt, kletterte ich schließlich an Bord. Ich war Herr über das Schiff.

»Schweig!« sagte ich zu der Sklavin am Bug.

Sie hätte fast aufgeschrien und versuchte zu sehen, wer da hinter ihr gesprochen hatte. Doch ihre Fesseln waren zu eng.

Sklaven, an ihre Sitze gekettet, ausgemergelt, starrten mich an. »Still«, sagte ich. Die Gefangenen von den Renceinseln lagen dichtgepackt zwischen den Ruderbänken, mit den Köpfen zum Heck.

»Wer ist da?« flüsterte einer.

»Still«, zischte ich.

Ich blickte über die Reling zu Telima hinunter und gab ihr ein Zeichen, mir meinen Schild zu reichen, dann den Langbogen und

die letzten neun Pfeile. Dann winkte ich das Mädchen an Bord und ließ sie das Boot an der großen Barke festbinden.

»Das Beiboot der Barken ist fort«, sagte sie.

Ich schwieg. Natürlich hatte ich das gesehen, sonst wäre ich nicht so schnell an Bord gegangen. »Folge nur«, sagte ich.

An Bord der sechsten Barke fanden sich keine Männer aus Port Kar, doch als ich vom Vorderdeck des sechsten Schiffs auf das Heck des nächsten hinüberstieg, sah ich tote Krieger. In einigen steckten Pfeile meines Langbogens. Die meisten jedoch waren offenbar an Speer- und Schwertwunden gestorben, während viele andere zweifellos in der Verwirrung über Bord gedrängt worden waren.

Ich deutete auf die Toten. »Hol mir die Pfeile«, sagte ich.

So marschierten wir die Kette der Barken ab — ich voraus, mit Schild und Schwert, gefolgt von Telima, einem Rencemädchen, das meinen Langbogen und die Pfeile trug und diesem Bündel weitere blutige Pfeile hinzufügte.

Nirgends fanden wir einen lebendigen Mann aus Port Kar. Die sich noch hatten retten können, waren offenbar mit dem kleinen Boot geflohen. Wahrscheinlich waren sie noch während des Kampfes oder kurz danach in der Stille, die der Vorläufer eines neuen fürchterlichen Angriffes sein konnte, über die Bordwand geklettert und in verzweifelter Hast in die Dunkelheit geflohen.

Wir standen nun auf dem Vorderdeck der ersten Barke.

»Sie sind alle tot«, sagte Telima mit erstickter Stimme.

»Geh aufs Ruderdeck«, befahl ich ihr. Sie gehorchte.

Über mir war das schlanke, dunkelhaarige Mädchen an den Bug gebunden.

»Bitte«, flehte sie und versuchte den Kopf zu wenden. »Wer ist da?«

Ich antwortete nicht, sondern wanderte den Gang zwischen den Ruderbänken entlang, bis ich das Ruderdeck erreichte.

»Danke, Krieger«, flüsterte mir Telima zu.

Ich deutete auf ein Stück Schnur, das auf Deck lag. Sie legte den Langbogen und die Pfeile ab und reichte mir die Schnur, mit der ich sie fesselte, ehe ich mich im Schneidersitz auf das Ruderdeck setzte und meine Pfeile zählte. Ich hatte nun wieder fünf- undzwanzig Geschosse, achtzehn Federpfeile und sieben Flugpfeile. Ich legte den Bogen neben mich und breitete die Pfeile vor mir auf den Planken aus.

Dann stand ich auf und wanderte nach hinten, bis ich die sechste

Barke erreichte. Die Sklaven auf ihren Ruderbänken rührten sich kaum.

»Gib mir Wasser«, flüsterte ein gefesselter Rencebauer, aber ich ging achtlos an ihm vorüber.

Die Mädchen an den Bugsprietten waren *so* angebunden, daß sie nur den Himmel über dem Sumpf sehen konnten; aber sie hätten mich auch so nicht erkannt, ebenso wenig wie die gefesselten Rencebauern, die übereinandergeworfen zwischen den Ruderern lagen. Ich trug meinen Helm, der keine Insignien hatte.

Niemand sprach. Ich hörte nicht einmal das Rasseln einer Kette. Als ich das Ruderdeck der sechsten Barke erreichte, blickte ich zurück und überschaute die Schiffe. Sie gehörten nun mir.

Irgendwo weinte ein Kind.

Ich kehrte zum Vorderdeck der sechsten Barke zurück, löste dort das kleine Renceboot, stieg hinein und stakte es langsam zur ersten Barke vor. Dort machte ich an der Steuerbordseite des Bugs fest, stieg wieder an Bord, begab mich auf das Ruderdeck und nahm Platz auf dem Sessel des Rudermeisters.

Telima kniete gefesselt auf der Treppe, die zu mir heraufführte.

»Ich hasse die Rencebauern«, sagte ich.

»Hast du sie deshalb vor den Männern aus Port Kar gerettet?« fragte sie.

Ich starrte sie wütend an. »Ein Kind war freundlich zu mir.«

»Du hast dies alles wegen des Kindes getan?«

»Ja.«

»Und doch bist du nun grausam gegenüber einem Kind, das gefesselt und hungrig ist.«

Es stimmte. Ich hörte ein Kind weinen — auf der zweiten Barke, wie ich nun erkannte.

Wütend stand ich auf. »Ich bin hier der Herr. Wenn ich will, bringe ich euch alle nach Port Kar und verkaufe euch!«

»Das Kind«, sagte sie, »hat Schmerzen. Es ist bestimmt hungrig und durstig.«

Ich machte kehrt und sprang zur zweiten Barke hinüber. Dort fand ich das Kind, einen etwa fünfjährigen Jungen, blond und blauäugig, wie viele Rencebauern. Ich band ihn los und nahm ihn auf die Arme. Dann befreite ich auch seine Mutter und sagte ihr, sie solle dem Kind zu essen und zu trinken geben.

Nachdem das erledigt war, führte ich beide auf das Ruderdeck der ersten Barke, um sie im Auge zu behalten, und nahm wieder den Platz des Rudermeisters ein.

»Danke«, sagte Telima, aber ich antwortete nicht.

In meinem Herzen war Haß auf die Rencebauern, denn sie hatten mich zum Sklaven gemacht. Sie hatten mich gelehrt, mich selbst in einem Licht zu sehen, das mir neu war, sie hatten mir eine Illusion geraubt, die mir lieb und wert gewesen war. Sie hatten mir den Halt geraubt.

Ich zog meine goreanische Klinge und legte sie über die Knie.

»Ich bin hier der Ubar«, sagte ich.

»Ja«, sagte Telima, »hier bist du Ubar.«

Ich starrte auf den Sklaven, der auf der Steuerbordseite die erste Bank anführte, und er erwiderte meinen Blick.

Seine Füße waren an einen Balken gekettet, der längs im Schiff verlief und an Deck festgemacht war; an Backbord fand sich ein ähnlicher Balken. Er war barfuß und trug Lumpen. Sein Haar war verfilzt, und um seinen Hals zog sich ein Eisenkragen.

»Herr?« fragte er.

Ich starrte ihn eine Zeitlang an. Dann fragte ich: »Wie lange bist du schon Sklave?«

Verwirrt antwortete er: »Sechs Jahre.«

»Was warst du früher?«

»Aalfischer.«

»Welche Stadt?«

»Von der Insel Cos.«

Ich musterte einen anderen Mann. »Aus welcher Kaste stammst du?«

»Aus der Kaste der Bauern«, sagte er stolz. Er war ein großer, breitschultriger Mann mit gelbem, zottigem Haar; er trug ebenfalls einen Sklavenkragen.

»Hattest du einen Heimstein?« fragte ich.

»Sogar einen eigenen, in meiner Hütte«, sagte er.

»Bei welcher Stadt hast du gelebt?«

»Bei Ar«, sagte er.

»Ich war einmal in Ar«, sagte ich und blickte über den Sumpf. Dann wandte ich mich wieder an den Fischer. »Wo werden die Schlüssel für die Ketten aufbewahrt?«

»Er hängt in der Armlehne deines Sessels.«

Ich untersuchte die breite Armstütze und fand rechts eine kleine Schiebetür, hinter der sich Lappen, Schnur und ein schwerer Metallschlüssel befanden.

Ich nahm den Schlüssel und löste die Ketten des Aalfischers und des Bauern.

»Ihr seid freie Männer!« sagte ich.

Eine lange Zeit saßen sie reglos auf ihrer Bank.

»Ihr seid freie Männer!« wiederholte ich.

Mit lautem Lachen sprang der Bauer plötzlich auf und schlug sich gegen die Brust. »Ich bin Thurnock!« rief er. »Ein Bauer!«

»Du verstehst mit dem Langbogen umzugehen?« fragte ich.

»Thurnock weiß gut zu schießen.«

Der andere Mann erhob sich nun ebenfalls. »Mein Name ist Clitus«, sagte er. »Ich bin Fischer. Ich kann ein Schiff nach den Sternen lenken und kenne mich mit Netz und Dreizack aus.«

»Ihr seid frei«, sagte ich noch einmal.

»Ich bin dein Mann!« rief der Bauer.

»Ich auch«, sagte der Fischer, »ich will dir folgen.«

»Sucht mir bei den gefesselten Rencebauern einen Mann, der Ho-Hak genannt wird, und bringt ihn her.«

»Ja«, sagten sie.

Ich wollte Hof halten.

Telima, die auf der Treppe unter mir kniete, blickte auf. »Welches Vergnügen will sich mein Ubar mit seinen Gefangenen machen?« fragte sie.

»Ich verkaufe euch alle in Port Kar«, sagte ich.

Sie lächelte. »Natürlich kannst du tun, was dir beliebt.«

Ich starrte sie wütend an, nahm das Schwert und hob ihr Kinn mit der Klinge an.

Dann ließ ich die Waffe fallen, packte die Schultern des Mädchens und hob sie hoch. »Ich könnte dich umbringen«, sagte ich. »Ich hasse dich! Du hast mich vernichtet!« Und ich stieß sie so heftig von mir, daß sie die Treppe hinabstolperte.

Tränen standen ihr in den Augen, als sie mich ansah. »Du bist nicht vernichtet, Ubar«, sagte sie, während ich wütend wieder Platz nahm. »Wenn hier jemand vernichtet wurde, dann ich.«

»Rede keinen Unsinn«, erwiderte ich aufgebracht.

Ich schämte mich, daß ich so grob gewesen war, aber das durfte ich nicht zeigen. Im Grunde meines Herzens wußte ich, daß es ein Verrat an mir selbst gewesen war — ich allein war schuldig, nicht sie. Ich hatte meinen Heimstein entehrt und die Klinge, die ich trug.

In diesem Augenblick kehrten Thurnock und Clitus zurück. Zwischen sich führten sie Ho-Hak, der an Händen und Füßen gefesselt war und noch immer seinen rostigen Sklavenkragen mit dem Kettenende trug.

Ich setzte meinen Helm ab.

»Ich wußte, daß du es warst«, sagte er. »Es waren über hundert.«

»Du hast gut gekämpft, Ho-Hak«, sagte ich. »Nur mit einem Ruderblatt.«

»Nicht gut genug«, sagte er und sah mich an. »Warst du allein?«

»Nein«, sagte ich und deutete mit einer Kopfbewegung auf Telima.

»Gut gemacht, Frau«, sagte Ho-Hak.

Sie hob den Kopf und lächelte ihn an.

»Warum kniet die Frau, die dir geholfen hat, gefesselt zu deinen Füßen?«

»Ich traue ihr nicht«, sagte ich, »ebensowenig wie euch.«

»Was hast du mit uns vor?« fragte Ho-Hak.

»Hast du keine Angst, daß ich dich gefesselt den Tharlarien vorwerfe?«

»Nein«, sagte Ho-Hak.

»Du bist ein mutiger Mann.«

»Es liegt nicht an meinem Mut«, erwiderte Ho-Hak. »Ich weiß nur, daß du mich nicht ins Wasser stoßen wirst.«

»Woher willst du das wissen?«

»Niemand, der nur mit einem Mädchen als Helferin gegen hundert Männer kämpft, kann so handeln.«

»Ich verkaufe euch alle in Port Karl« rief ich.

»Vielleicht«, sagte Ho-Hak, »aber ich glaube es nicht.«

»Aber ich habe dich und all die anderen nur zu Sklaven gewonnen, damit ich mich an euch rächen kann, weil ihr mich zum Sklaven gemacht habt. Reiche Beute für Port Karl«

»Das glaube ich dir nicht«, sagte Ho-Hak.

»Er hat es allein für Eechius getan«, sagte Telima.

»Eechius ist auf der Insel umgekommen«, sagte Ho-Hak.

»Eechius hat ihm ein Stück Rencekuchen gegeben, als er am Pfahl stand. Er hat nur für ihn gekämpft.«

Ho-Hak starrte mich an, Tränen in den Augen. »Ich bin dir dankbar, Krieger«, sagte er.

Ich verstand seine Reaktion nicht. »Schafft ihn fort!« befahl ich.

Thurnock und Clitus schleiften Ho-Hak auf das zweite Schiff, zu den anderen Sklaven.

Ich war wütend. Ho-Hak hatte nicht um Gnade gefleht. Er hatte sich nicht erniedrigt wie ich. Er war ein Dutzendmal mehr Mann als ich. Ich haßte die Rencebauern! Ich war der Liebe der beiden

Frauen meines Lebens nicht mehr würdig — Talena, die sich einmal bereitgefunden hatte, meine Freie Gefährtin zu sein, und Vella, Elizabeth Cardwell von der Erde, die ihre Liebe einem Mann geschenkt hatte, der Verachtung und Spott verdiente. Und ich war der Wertschätzung meines Vaters Matthew Cabot nicht mehr würdig, der Administrator von Ko-ro-ba war, und auch nicht der Freundschaft meines Waffenmeisters, des Älteren Tarl, oder meines kleinen Freundes Torm, des Schriftgelehrten. Ich konnte meinen Freunden nicht mehr unter die Augen treten, Kron aus Tharna, Andreas aus Tor, Kamchak von den Tuchuks, Relius und Ho-Sorl aus Ar — keinem mehr. Sie alle mußten mich nun verachten.

Ich hob den Kopf. »Ich reise nach Port Karl« sagte ich.

Thurnock kreuzte die mächtigen Arme auf der Brust und nickte, auch Clitus gab sein Einverständnis. »Ich folge dir.«

»Baut ein Floß«, sagte ich. »Es muß groß genug sein für Nahrungsmittel und Wasser und mehr als zwei Männer. Und dann seht zu, was wir hier vielleicht mitnehmen wollen.«

Die Männer machten sich an die Arbeit. Ich blieb allein auf dem Platz des Rudermeisters zurück und barg das Gesicht in den Händen.

Hier war ich Ubar, doch meine Herrschaft fiel mir schwer. Ich hätte sie gern wieder gegen den Mythos Tarl Cabot eingetauscht und den Traum, der zerronnen war.

Als ich den Kopf hob, war ich ein harter, verbitterter Mann. Ich war Ubar in diesem Reich aus sechs Schiffen. Wie nie zuvor erkannte ich die wahre Natur des Menschen. In meinem Elend hatte ich es herausgefunden. Und ich sah mich plötzlich als Narr, daß ich bestimmten Regeln gefolgt war, daß ich mir Ideale gesetzt hatte.

Was konnte über der Macht der Schwertklinge stehen? Waren Ehre, Loyalität und Tapferkeit nicht nur die Selbsttäuschung von Ignoranten, ein Traum für Narren? War nicht allein derjenige klug, der aufpaßte und dann nahm, was er bekommen konnte? Gold und Macht und Frauen?

Ich war ein kräftiger Mann — ein Mann, der sich in einer Stadt wie Port Kar durchaus behaupten konnte.

»Das Floß ist fertig«, meldete Thurnock und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Wir haben Nahrungsmittel und Wasser gefunden«, sagte Clitus, »und auch Waffen und Gold.«

»Gut«, sagte ich.

»Was ist mit Sklavinnen?« erkundigte sich Thurnock.

Ich bildete zum Bug der ersten Barke, an der das schlanke dunkelhaarige Mädchen hing. Ich wandte den Kopf und musterte den zweiten Bug und den dritten, an dem ebenfalls Mädchen hingen, die mich im Augenblick tiefster Erniedrigung verspottet hatten. Ich lachte. Sie hatten sich Ketten und Halsband der Sklavin wahrlich verdient.

»Bringt die Mädchen vom zweiten und dritten Bug«, befahl ich.

Thurnock grinste. »Die sind wirklich schön!« sagte er bewundernd und machte sich mit seinem Begleiter auf den Weg.

Ich drehte mich um, schritt langsam durch das Schiff und erstieg das Vordeck.

Das Mädchen, das dort am Bug hing, konnte mich nicht sehen; mein Kopf war etwa einen Fuß unter ihren Zehen.

»Wer ist da?« fragte sie.

»Sei still, Sklavin«, sagte ich.

Dann durchschnitt ich ihre Fußfessel, stieg auf die Reling des Vordecks, stützte mich am Bugsprit ab und löste auch ihre Halsfessel und schließlich das Seil um ihre Hüfte. Dann drehte ich sie, ihre Arme waren um den Bug gefesselt, langsam herum, bis sie schließlich auch auf der Reling stand.

Sie schrie auf, als sie mich erblickte.

»Ja, ich bin es!« sagte ich und lachte. Grob hob ich ihr Kinn hoch, wie sie es mit mir am Tanzkreis gemacht hatte. »Du bist ein hübsches Ding, nicht wahr?« fragte ich.

Ihre Augen musterten mich entsetzt.

Mit heftiger Bewegung löste ich ihre Handfessel und zerrte sie von der Reling, so daß sie vor mir auf das Deck fiel. Dann stieß ich sie mit dem Fuß zur Seite und spuckte ihr ins Gesicht. Zum Zeichen ihrer Unterwerfung ließ ich sie die Arme überkreuz heben und fesselte sie ihr zusammen.

Dann kehrte ich zum Heck zurück, gefolgt von meiner Sklavin. Auf dem Ruderdeck warteten bereits das blonde grauäugige und das kleine dunkelhaarige Mädchen.

»Gefallen Sie euch?« wandte ich mich an Thurnock und Clitus.

»Schönheiten sind das!« sagte Thurnock. »Schönheiten!«

»Bitte!« sagte das blonde Mädchen.

»Sie gehören euch!« sagte ich.

»Ja!« rief Clitus und wandte sich dem kleineren Mädchen zu.

»Ist das Floß fertig?« fragte ich,

»O ja!« dröhnte Thurnock.

»Wir haben es zusammen mit dem Renceboot vorn am Steuerbordbug festgemacht.«

»Wie heißt du?« wandte ich mich an das schlanke Mädchen, das meine Sklavin geworden war.

»Midice«, sagte sie, »wenn es meinem Herrn gefällt.«

»Der Name mißfällt mir nicht«, sagte ich. »Ich werde dich so nennen.«

»Wie heißt du?« bellte Thurnock die große Sklavin an, die erschreckt zusammenfuhr.

»Thura«, antwortete sie.

»Ha!« rief er und schlug sich auf den Schenkel. »Thura! Ich heiße Thurnock! Wenn wir nicht zusammenpassen!«

Dem Mädchen schien dieser Zufall nicht sehr zu gefallen.

»Ich gehöre zur Kaste der Bauern«, sagte er stolz.

Das Mädchen schwieg; die Rencebauern hielten wenig von dieser Kaste, die zur niedrigsten auf Gor zählte.

Clitus hatte seinem Mädchen inzwischen die Sklavenfessel angelegt und erkundigte sich ebenfalls nach ihrem Namen.

»Ula«, sagte sie, »wenn es meinem Herrn gefällt.«

»Ist mir egal, wie du heißt«, sagte er, und das Mädchen senkte den Kopf.

Ich musterte die Frau und das Kind, die ich schon befreit hatte. Da sagte Telima, die noch immer gefesselt am Fuß der Rudertreppe kniete: »Wolltest du uns nicht alle nach Port Kar schaffen, um uns als Sklaven zu verkaufen?«

»Sei still«, sagte ich barsch und wandte mich wieder an die Frau und das Kind. »Wenn wir fort sind, befreit ihr eure Leute. Sagt Ho-Hak, daß ich drei Frauen mitgenommen habe. Das ist nicht zuviel für das, was mir angetan wurde.«

»Ein Ubar«, sagte Telima, »braucht niemandem Rechenschaft abzulegen.«

Ich packte ihre Oberarme und hielt sie in die Höhe.

Sie blieb völlig ungerührt.

»Diesmal wirfst du mich wohl die Treppe hinauf?« fragte sie trotzig.

»Der Mund dieses Rencemädchen ist wahrhaftig so groß wie das ganze Delta«, sagte Clitus.

»Stimmt«, bemerkte Telima.

Ich setzte sie wieder ab.

Dann sagte ich zu der Frau mit dem Kind: »Ich werde auch die Sklaven auf den Bänken befreien.«

»Die Sklaven sind gefährlich«, sagte sie und sah sich angstvoll um.

»Alle Männer sind gefährlich«, erwiderte ich.

Ich nahm den Schlüssel zu den Sklavenketten und warf ihn einem der Männer zu. »Wenn wir fort sind, befreist du dich und die anderen — auf allen Barken.«

Ungläubig blickte er auf den Schlüssel in seiner Hand. »Ja«, flüsterte er.

Die anderen Sklaven starrten mich wortlos an.

»Die Rencebauern werden euch sicher helfen, im Sumpf zu leben«, fuhr ich fort, »wenn ihr das wünscht. Wenn nicht, führen sie euch an den Rand des Deltas — fort von Port Kar.«

Die Sklaven schwiegen, und ich wandte mich zum Gehen. Da erklang eine Stimme.

»Mein Ubar«, sagte Telima.

Ich drehte mich um.

»Du reist doch nach Port Kar, nicht wahr?« fragte Telima.

»Ja.«

»Das ist interessant. Ich will auch dorthin.«

»Nein, kommt nicht in Frage.«

»Nimm mich mit«, sagte sie. »Als viertes Sklavenmädchen.«

»Nein!«

Sie musterte mich irritiert. Dann trat sie vor mich hin, kniete nieder und hielt mir ihre überkreuz gefesselten Handgelenke entgegen.

»Ich unterwerfe mich«, sagte sie.

»Du bist eine Närrin!«

Sie hob lächelnd den Kopf. »Du kannst mich ja einfach zurücklassen.«

»So geht das aber nicht«, sagte ich.

»Ach«, sagte sie, »ich dachte, du hättest die alten Regeln aufgegeben.«

»Vielleicht sollte ich dich töten!«

»Ein Mann aus Port Kar würde das vielleicht tun«, sagte sie.

»Oder vielleicht sollte ich dich mitnehmen und dir die Bedeutung des Sklavenkragens zeigen.«

»Ja«, lächelte sie, »oder das.«

Ich war angenehm berührt. Ich hatte sie nicht gezwungen, daß sie meine Sklavin wurde, doch aus unerfindlichem Grunde hatte sie sich mir freiwillig unterworfen. Meine Haßgefühle begannen

wieder zu erwachen, meine Erinnerung an das, was sie mir angetan hatte, die Erniedrigungen, die ich ihr zu verdanken hatte.

»Ich hätte eigentlich erwartet, daß du nie wieder nach Port Kar wolltest«, sagte ich.

»Ich würde dir überallhin folgen«, sagte sie, »... sogar nach Port Kar.«

Das verstand ich nicht recht.

»Fürchtest du mich nicht?« fragte ich.

Sie sah mich an, ohne Angst, und schüttelte den Kopf.

»Ich bin ein Mann, wie er nach Port Kar gehört«, sagte ich.

»Triffst das auf mich nicht ebenso zu?« fragte sie.

Ich erinnerte mich an die Grausamkeit, mit der sie mich behandelt hatte. »Ja«, sagte ich, »so könnte man sagen.«

»Dann, Herr, wollen wir unsere Stadt aufsuchen.«

9

Ich sah zu, wie sich das Tanzmädchen aus Port Kar in dem kleinen Sandquadrat zwischen den Tischen wand, dem Rhythmus der Peitschenschläge ihres Herrn folgend. Ich saß in einer Pagataverne in Port Kar, nahe den Piers beim gewaltigen Arsenal.

»Dein Paga«, sagte ein nacktes Sklavenmädchen, das mich mit zusammengeketteten Handgelenken bediente. Sie kniete neben dem niedrigen Tisch, an dem ich saß.

Ich nahm den Krug und führte ihn an die Lippen. Ich mochte meinen Paga warm am liebsten; die Wirkung trat dann um so schneller ein.

Unter Schiffslaternen, die an der Decke der Taverne hingen, wurde der Peitschentanz getanzt. Ich hörte das Klatschen der Peitschenschnüre und die Schreie des Mädchens. Es war ein aufregender Tanz.

Ich trank mehr Paga.

Vor vier Tagen hatten wir die Kanäle der Stadt erreicht, nachdem wir zwei Tage durch die Sümpfe gefahren waren.

Wir waren in einen der Kanäle eingebogen, die Port Kar zu den Sümpfen hin abgrenzen. Dabei hatten wir festgestellt, daß der Wasserlauf durch schwere Gatter aus starken Eisenstäben geschützt war, die bis tief ins Wasser reichten.

Telima hatte entsetzt auf diese Tore geschaut. »Als ich aus Port Kar floh, gab es so etwas nicht.«

»Hättest du fliehen können, wenn es die Tore gegeben hätte?« fragte ich.

»Nein«, flüsterte sie.

Die Tore hatten sich hinter uns geschlossen.

Auf unserer Fahrt durch die Kanäle hatten sich hier und da Männer aus den Fenstern gebeugt und Geldbeträge für die Mädchen geboten. Unsere vier Sklavinnen — Midice, Thura, Ula und Telima — waren ja auch wirklich schön anzuschauen. Tags darauf wollten wir sie mit Brandzeichen versehen und Eisenkragen für sie erstehen.

Während ich noch das Tanzmädchen beobachtete, gab es plötzlich einen Aufruhr, als ein riesiger, wild aussehender Bursche mit eng beieinanderstehenden Augen und nur einem Ohr in die Taverne stürmte, gefolgt von zwanzig bis dreißig Seeleuten.

»Paga! Paga!« brüllten die Männer, warfen Tische um und vertrieben die anderen Gäste.

Mädchen rannten herbei, um sie zu bedienen.

»Das ist Surbus«, sagte ein Mann neben mir zu seinem Begleiter.

Der häßliche Mann, der der Anführer der Gruppe zu sein schien, packte eins der Pagamädchen, verdrehte ihr den Arm und zerrte sie auf einen der Alkoven zu; es war das Mädchen, das mich bedient hatte. Einem anderen Mädchen entriß er einen Krug Paga, leerte ihn und verschwand mit seinem Opfer. Das Tanzmädchen in der Sandarena hatte ihren Tanz unterbrochen und kauerte am Boden. Andere Seeleute machten es ihrem Anführer nach.

Ich hatte den Namen Surbus schon gehört. Er war bekannt unter den Piratenkapitänen Port Kars, der Geißel des schimmernden Thassa. Er war Pirat, Sklaventreiber, Mörder und Dieb — wahrlich ein grausamer und unwürdiger Mann. Ich empfand Ekel.

Und dann erinnerte ich mich an meine eigene Unwürdigkeit, an meine Grausamkeit und Feigheit.

Ich hatte nur zu oft erfahren müssen, daß unter harmlosem Äußeren oft die Herzen von Sleen und Tharlarion schlagen und daß Moral und Biederkeit vielfach nur die Klauen und Reißzähne verhüllen. Zum erstenmal begann ich Gier und Egoismus zu verstehen. In dieser Stadt gab es mehr Ehrlichkeit als in allen anderen Städten Gors. Hier verachteten es die Menschen, die Grausamkeit ihrer Taten mit der Falschheit des Mundes zu tarnen. Hier

galten allein die Realitäten des menschlichen Lebens — daß letztlich nur Gold und Macht und der Körper einer Frau zählten und der Stahl des Schwertes das Mittel war, sich diese Realitäten zu verschaffen.

Ich trank aus meiner Pagaschale.

Ein Schrei ertönte, und das Mädchen, das Surbus in den Alkoven gezerzt hatte, stürzte blutend hervor.

»Schützt mich!« rief sie verzweifelt in die Runde. Sie taumelte in meine Richtung und hielt mir die gefesselten Handgelenke hin. »Schütze mich!« flehte sie.

»Nein«, sagte ich.

Im nächsten Augenblick hatte sich Surbus auf sie gestürzt, zertrümmerte sie an den Haaren zurück. Stirnrunzelnd starrte er mich an.

Mehrere Männer lachten. Ich blickte in meinen Paga. Die Sache ging mich nichts an.

»Du hast recht gehandelt«, sagte ein Mann am Nebentisch zu mir. »Das war Surbus.«

»Einer der besten Schwertkämpfer in Port Kar«, bemerkte ein anderer.

»Oh«, sagte ich.

Port Kar, das schmutzige, ehrgeizige Port Kar, die Geißel des schimmernden Thassa, der Tarn des Meeres, ist eine ausgedehnte Ansammlung von Gebäuden, fast jedes für sich eine Festung, aufeinandergeschichtet, verschachtelt — und durchzogen von Hunderten von Kanälen. Tatsächlich ist die Stadt befestigt, obwohl sie keine Stadtmauern im normalen Sinn besitzt. Die Gebäude, die die Stadtgrenze bilden, am Delta oder am flachen Tambergolf, haben auf der Außenseite keine Fenster, ihre Mauern sind dort meterdick, und Bastionen erheben sich auf ihren Dächern. Die Kanäle, die sich in das Tamberdelta ergießen, waren in den letzten Jahren mit schweren Eisentoren versehen worden. In Port Kar gibt es übrigens keine Turmbauten, wie sie oft in den Städten des Nordens anzutreffen sind. Sie ist die einzige mir bekannte Stadt, die nicht von freien Menschen, sondern von Sklaven erbaut wurde.

Politisch ist Port Kar ein Chaos; es wird von mehreren Ubars beherrscht, die miteinander in Zwietracht und mit ihren jeweiligen Gefolgschaften bestrebt sind, bis zur Grenze ihrer Macht zu herrschen und Steuern zu erpressen. Nominell steht unter diesen Führern eine Oligarchie von Kaufleuten — Kapitäne, wie sie sich selbst nennen -, die mit ihrem Rat das große Arsenal unterhalten, Schiffe

und Ausrüstungen bauen und verchartern und die Flotten für Korn, Öl und Sklaven kontrollieren.

Samos, erster Sklavenhändler Port Kars, angeblich ein Agent der Priesterkönige, war Mitglied dieses Rates. Ich hatte mich mit ihm in Verbindung setzen sollen, was jetzt natürlich nicht mehr in Frage kam.

Man könnte sich vorstellen, daß Port Kar bei solchen anarchistischen Zuständen leicht dem Machtstreben anderer Städte zum Opfer fallen müßte — aber das trifft nicht zu. Bei Drohungen von außerhalb haben es die Bewohner Port Kars stets verstanden, sich mit der Verzweiflung und Bössartigkeit einer in die Enge getriebenen Urt zu verteidigen. Außerdem ist es natürlich fast unmöglich, größere Einheiten von Bewaffneten durch das Voskdelta heranzuschaffen, und schon gar nicht durch den Sumpf — schon aus Versorgungsgründen.

Das Delta ist die stärkste Waffe der Stadt gegen ihre Feinde.

Das nächste Festland liegt im Norden, etwa hundert Pasang entfernt. Zwar ließe sich dieser Rand des Sumpfes als Aufmarschgebiet denken, aber die militärischen Aussichten eines solchen Projekts wären trotzdem mehr als zweifelhaft. Das Land liegt frei und offen da, auf mehrere hundert Pasang ringsum gibt es keine andere Stadt — außer Port Kar.

Es war noch sehr laut in der Taverne, aber der Aufruhr hatte sich einigermaßen gelegt. Die Musiker spielten wieder, und das Mädchen setzte ihren Tanz fort. Gelächter klang an den Tischen auf.

War es etwa möglich, daß Port Kar vom Meer aus angegriffen wurde?

Ich wurde betrunken, meine Gedanken wirbelten durcheinander. Die Musik begann mir ins Blut zu gehen. »Mehr Paga!« brüllte ich.

Aber nur Cos und Tyros hatten Flotten, die denen Port Kars gleichzusetzen waren.

Da gab es natürlich noch die Inseln des Nordens, die recht zahlreich waren, allerdings auch sehr klein, ein Archipel, der sich sichelförmig von Cos nach Nordosten erstreckte, etwa vierhundert Pasang westlich von Port Kar. Zudem standen diese Inseln nicht unter einheitlicher Führung; sie wurden gewöhnlich nur von einer Art Dorfrat regiert.

Das Mädchen im Sand führte nun den Gürteltanz vor.

Nur Cos und Tyros hatten Flotten, die sich den Schiffen Port

Kars entgegenstellen konnten. Und für diese beiden Inselreiche war es fast schon Tradition, sich nicht auf einen Seekampf mit Port Kar einzulassen. Zweifellos war für alle Beteiligten — einschließlich Port Kar — das Risiko zu groß; man war mit der stabilen und oft gewinnträchtigen Situation eines ständigen Kleinkriegs zufrieden, bei dem zwischendurch auch Handel getrieben und geschmuggelt wurde. Gegenseitige Überfälle mit einigen Dutzend Schiffen kamen relativ häufig vor, doch große Geschwadergefechte mit Hunderten von Galeeren hatte es seit über einem Jahrhundert nicht mehr gegeben — weder von Port Kar ausgehend, noch von den beiden Insel-Ubaraten.

Nein, sagte ich mir, Port Kar hat vom Meer aus nichts zu befürchten.

Und dann lachte ich, denn ich überlegte, wie Port Kar besiegt werden konnte, dabei war es meine eigene Stadt, meine Heimat.

»Mehr Paga!« rief ich noch einmal.

Tarnkämpfer mochten ihr mit Pfeilen oder Feuer zu schaffen machen, aber ich glaubte nicht, daß sie ihr ernsthaft schaden konnten, dazu hatten die anderen Städte — einschließlich des großen Ar — zu wenige Tarnreiter. Und auch dann noch wäre Port Kar schwer zu besiegen, bestand sie doch aus einer Vielzahl von Festungen, die sich einzeln verteidigen ließen, Zimmer um Zimmer; jedes Gebäude war vom anderen durch Kanäle getrennt, die die Stadt zu Hunderten durchzogen.

Auf Gor, sagte ich mir, und vielleicht auf allen Welten, gibt es immer ein Port Kar.

Ich fand das Mädchen im Sand verführerisch und schön. Die Mädchen in Port Kar, so sagte ich mir, sind die besten auf Gor.

Tarnkämpfer, überlegte ich, Tarnkämpfer. Freudig dachte ich an meinen Tarn, das schwarze Ungeheuer, den Ubar des Himmels.

Und ich dachte voller Bitterkeit an das Mädchen Elizabeth Cardwell, Vella von Gor, die mir bei meiner Arbeit für die Priesterkönige so sehr geholfen hatte. Als ich sie in das Sardargebirge zurückbrachte, hatte ich mir Gedanken über ihre Sicherheit gemacht. Ich durfte sie den Gefahren dieses Planeten nicht länger aussetzen. Bestimmt war sie längst den Anderen bekannt, die den Priesterkönigen die Macht über diese Welt und über die Erde streitig machen wollten. So war ihr Leben in Gefahr. Sie war meinetwegen große Risiken eingegangen, was ich törichterweise zugelassen hatte. So hatte ich schließlich dafür gesorgt, daß der Priesterkönig Misk sie zur Erde zurückbrachte.

Sie widersprach; es war sicher schwer für sie, diese schöne, helle grüne Welt zu verlassen und in die grauen Städte der Erde zurückzukehren, deren Enge sie bedrücken würde; aber es war besser so. Sie mußte sich in der gleichgültigen Menge verlieren, im hektischen Leben der Erde.

Aber sie hatte meine Entscheidung nicht hingenommen.

Meine Gedanken kehrten zu dem großen Sattelvogel, meinem Kriegstarn, zurück. Er hatte viele Männer getötet, die sich in seinen Sattel setzen wollten. Und doch hatte er sich, an jenem Abend von Elizabeth Cardwell satteln lassen und war mit ihr aus dem Sardargebirge geflogen.

Vier Tage später war er allein zurückgekehrt.

In meiner Wut hatte ich den Vogel verscheucht. Ich hatte das Mädchen beschützen wollen und hatte sie verloren.

Und auch Talena, die einmal meine Freie Gefährtin gewesen war, hatte ich, vor Jahren nicht mehr vorgefunden. Zwei Frauen hatte ich geliebt und beide verloren.

Ich, ein Betrunkener, beugte mich über den Tisch und weinte. Die Taverne begann um mich zu kreisen.

Port Kar war die mächtigste Stadt auf dem Meer. Ihre Seeleute waren bestimmt allen anderen überlegen, wahrscheinlich die besten auf Gor. Es stimmte mich plötzlich wütend, daß die Männer Port Kars, die in anderer Beziehung so unausstehlich und gemein waren, das Handwerk des Seemanns so überragend verstanden. Aber dann lachte ich, denn das mußte mich ja stolz machen. Gehörte ich denn nicht in diese Stadt?

Zwei betrunkene Seeleute waren aneinandergeraten und hieben nun mit Peitschenmessern aufeinander ein. Ihre Auseinandersetzung fand in der kleinen Sandarena zwischen den Tischen statt.

Das Peitschenmesser ist eine riskante Waffe und läßt sich mit Eleganz und Geschicklichkeit einsetzen; und soviel ich weiß, wird es nur in Port Kar verwendet.

Im Licht der Schiffslaternen sah ich auf der Wange des einen Seemanns plötzlich eine breite Schramme erscheinen. Das Tanzmädchen rief dem anderen Kämpfer ermutigend zu.

Aber die Männer waren betrunken und taumelten, und ihre brutalen Hiebe waren für viele Gäste an den umliegenden Tischen gefährlicher als für den Gegner.

Da stolperte einer der Männer und erbrach sich, auf Händen und Knien hockend.

»Töte ihn!« kreischte das Mädchen. »Töte ihn!«

Doch der andere Mann, betrunken und selbst verwundet, taumelte rückwärts, drehte sich um und sank bewußtlos zu Boden. Die Zuschauer lachten brüllend.

»Töte ihn!« rief das Mädchen. Doch dann schrie sie vor Schmerz auf und warf den Kopf zurück. Die Sklavenpeitsche fuhr ihr über den Rücken.

»Tanz, Sklavin!« befahl der Wirt, ihr Herr, ruhig.

Entsetzt hastete sie wieder in die Arena.

Ich lachte. Die Männer von Port Kar wußten mit Frauen umzugehen. Ich schwor mir, nie wieder eine Frau zu verlieren.

Ich war unglaublich betrunken und wütend und traurig, als ich auf die Beine taumelte. Ich warf einen Silbertarsk, der aus unserer Beute im Sumpf stammte, auf den Tisch, nahm vom Wirt eine große Pagaflasche entgegen und verließ schwankend die Taverne. Vorsichtig tastete ich mich auf dem schmalen Laufsteg am Kanal entlang, auf das Quartier zu, das Thurnock, Clitus und ich zusammen mit unseren Sklavinnen genommen hatten.

Ich klopfte an die Holztür und brüllte: »Paga! Ich bringe Paga!«

Thurnock zog die Riegel zurück und öffnete die Tür. »Paga!« grinste er, als er die große Flasche sah.

Midice kniete in einer Ecke und polierte das Metall meines Schildes. Sie blickte überrascht auf.

»Gut, mein Freund«, sagte Clitus, der an einem Netz arbeitete, dessen Knoten er verstärkte. Er grinste, als er die Flasche sah. »Paga ist jetzt genau das Richtige«, sagte er. Er hatte das Netz am Morgen zusammen mit einem Dreizack erstanden, die traditionellen Waffen der Fischer des Westens. Dicht neben ihm kniete die kleine, dunkelhaarige Ula.

Thurnock hatte ein Stück Ka-la-na-Holz aufgetrieben und war dabei, einen Langbogen zu schnitzen. Ich wußte, daß er auch bereits einige Stücke Boskhorn und etwas Leder gefunden hatte, ebenso Hanf und Seide. In einigen Tagen hatte er seine Waffe bestimmt fertig. Pfeilspitzen waren bei einem Schmied bereits bestellt, und am Nachmittag hatte Thura auf seinen Befehl hin eine Voskmöwe erlegt, deren Federn für die Pfeile verwendet werden sollten. Sie hatte ihm nun schon den ganzen Nachmittag bei seiner Arbeit zugesehen. Er fuhr ihr mit einer schnellen Bewegung durchs Haar, und sie lächelte.

»Wo ist die Küchensklavin?« rief ich.

»Hier, Herr!« sagte Telima ernst und neigte den Kopf.

»Bereite uns ein Festmahl, Küchensklavin«, befahl ich.

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Thurnock«, fuhr ich fort, »treib die Sklavinnen zusammen!«

»Ja, mein Kapitän!« brummte er.

Midice stand schüchtern auf. »Was hast du vor?«

»Wir führen euch aus! Ihr sollt einen anständigen Kragen bekommen!«

Die drei Mädchen sahen sich angstvoll an.

Doch ehe wir aufbrachen, öffneten wir noch die große Pagaflasche, und Thurnock, Clitus und ich füllten unsere Becher und leerten sie mit einem Zug. Dann brachten wir auch die Mädchen dazu, einen tiefen Schluck zu nehmen.

»Wenn wir zurückkommen!« brüllte ich, »gibt's hier ein Fest!«

Meine Erinnerungen an diesen Abend sind etwas verschwommen. Aber wir fanden einen Schmied, der den Mädchen Sklavenkragen anpaßte, in denen wir unseren Besitzanspruch festhielten. Nach unserer Rückkehr war Clitus noch einmal losgezogen und hatte vier Musiker aufgetrieben. Müde, unausgeschlafen, doch vom Klang unserer Silbertarsks angelockt, spielten sie auf, und je mehr sie mit uns tranken, desto weniger gefiel uns ihr Spiel. Daher begrüßte ich es, daß sie schließlich mitfeierten und dem Fest noch mehr Schwung gaben. Auch hatte Clitus zwei weitere Flaschen Ka-la-na-Wein mitgebracht, dazu Aale, Verrkäse und einen Sack roter Oliven aus den Hainen von Tyros.

Wir begrüßten ihn mit großem Geschrei.

Telima trug gerösteten Tarsk auf, mit Suls und Pfefferschoten aus Tor gefüllt. Außerdem gab es haufenweise gelbes Sa-Tarna-Brot in runden, sechsteiligen Laiben.

Telima bediente uns. Sie schenkte den Männern Paga ein und den Frauen Ka-la-na, sie brach uns Brot und Käse, enthäutete die Aale und schnitt das Tarskfleisch zurecht. Sie eilte hin und her. Sie war in unserer Gruppe die Küchensklavin und somit auch allen anderen Sklaven untertan.

Ich ließ Midice tanzen und trank dabei mehr denn je. Der Saal verschwamm langsam um mich und der Kopf fiel mir auf die Brust. Als ich erwachte, war ich allein; ich lag auf den Liebesfellen, und Midice schlummerte in meinem Arm.

Müde stand ich auf, zog meine Tunika über und schaute das Mädchen an, das mit angezogenen Beinen vor mir lag und mich lächelnd ansah. Das Lampenlicht spiegelte sich auf ihrem Kragen.

Ich gürtete mein goreanisches Schwert und ging in die Küche.

Dort saß Telima an der Wand. Sie hob den Kopf. Ich vermochte

sie im Licht des glimmenden Feuers kaum zu erkennen; die Kohlen bildeten ein schwachleuchtendes schwarzrotes Muster in der Dunkelheit.

Ich zog Telima den goldenen Armreif ab.

Tränen standen ihr in den Augen, aber sie protestierte nicht. Ich löste die Ranke, die sich um ihren Hals schlang, und zeigte ihr den Stahlkragen, den ich ihr vom Schmied mitgebracht hatte.

Im Halbdämmer las sie die Gravierung. »Ich gehöre Bosk«, sagte sie.

»Ich wußte nicht, daß du lesen kannst«, erwiderte ich. Midice, Thura und Ula waren Analphabetinnen, wie es bei den Rencemädchen üblich ist.

Telima senkte den Kopf, und ich ließ den Kragen um ihren Hals zuschnappen.

»Es ist lange her, daß ich so einen Kragen getragen habe.«

Ich fragte mich, wie sie nach ihrer Flucht den ersten Kragen losgeworden war. Ich dachte daran, daß Ho-Hak noch immer den schweren Ring des Galeerensklaven trug.

Der Gedanke an Ho-Hak brachte mich auf einen Gedanken. »Telima«, fragte ich. »Warum war Ho-Hak so bewegt, als wir von dem kleinen Eechius sprachen?«

Sie schwieg.

»Natürlich hat er den Jungen gekannt«, sagte ich. »Er lebte ja auch auf der Insel.«

»Er war sein Vater«, sagte Telima.

Ich betrachtete den goldenen Armreif, den ich in der Hand hielt, legte ihn auf den Boden und kettete Telima am Sklavenring der Küche fest. Dann nahm ich das Schmuckstück wieder zur Hand und betrachtete es.

»Seltsam, daß ein Rencemädchen so einen Armreif besitzt«, sagte ich.

Telima schwieg.

Im anderen Zimmer warf ich Midice den Armreif zu, die einen Freudenschrei ausstieß und das Band sofort anlegte. Ich kettete sie ebenfalls an, deckte sie mit Fellen zu und verließ das Zimmer.

Vor dem Haus war ich allein. Nach meiner Schätzung war es noch etwa eine Ahn bis Sonnenaufgang. Ich wanderte über den schmalen Steg, der am Kanal entlangführte. Plötzlich ging ich auf Hände und Knie nieder und erbrach mich in das dunkle Wasser. Ich hörte, wie sich eine der riesigen Kanalurts unter mir bewegte.

Ich roch das Meer, hatte es jedoch noch nicht gesehen.

Die Gebäude zu beiden Seiten des Kanals waren dunkel, aber hier und da flackerte eine Fackel an den Hausmauern, dicht neben einem Fenster. Ich betrachtete die Mauersteine, beobachtete das Zucken der Schatten an den Hauswänden Port Kars.

Irgendwo waren zwei Urts in einen Kampf verwickelt, und ihr Quieken und Platschen drang weit über das Wasser.

Mein Weg führte mich wieder zu der Pagataverne zurück, in der ich diese Nacht begonnen hatte.

Ich war allein und in schlechter Stimmung. Mir war kalt. In Port Kar gab es nichts, das mir etwas bedeutete, weder hier noch in allen Welten des Universums.

Ich stieß die Tür der Taverne auf.

Die Musiker und die Tänzerin waren verschwunden — waren sicher schon vor Stunden gegangen. Es waren nicht mehr viele Gäste in der Taverne, und die verbleibenden Zecher wirkten schon ziemlich angeschlagen. Hier und dort lagen Männer zwischen den Tischen, die Tuniken von Paga und Erbrochenem befleckt. Andere ruhten, in Seemannsumhänge gehüllt, an den Wänden. Zwei oder drei hockten noch an den Tischen und starrten in halbgefüllte Pagaschalen. Die Mädchen, die sich nicht in den Alkoven aufhielten, waren sicher schon irgendwo für die Nacht angekettet, wahrscheinlich in einem Sklavenraum neben der Küche. Als ich eintrat, hob der Wirt den Kopf.

Ich warf eine kupferne Tarnmünze auf den Tisch, und er neigte die große Pagaflasche, die hinter der Theke hing.

Ich trug meine Pagaschale an einen Tisch und ließ mich mit untergeschlagenen Beinen dahinter nieder. Ich wollte nicht trinken. Ich wollte nur allein sein. Ich wollte nicht einmal nachdenken. Die Einsamkeit war mir in diesem Augenblick am liebsten.

In einem Alkoven begann ein Mädchen zu weinen.

Das Geräusch irritierte mich. Ich wünschte keine Störung. Ich legte den Kopf in die Hände und beugte mich vor, stützte die Ellbogen auf den Tisch.

Ich haßte Port Kar und alles, was dazugehörte. Und ich haßte mich selbst, denn ich war jetzt ein Teil dieser Stadt.

Der Vorhang vor einer der Nischen flog zur Seite. Auf der runden Schwelle erschien Surbus, der zu den Kapitänen dieser Stadt gehörte. Ich betrachtete ihn voller Abscheu. Wie häßlich er doch war mit seinem ungepflegt wuchernden Bart, den eng beieinanderstehenden Schweinsaugen, dem fehlenden Ohr!

In den Armen hielt er ein gefesselttes Sklavenmädchen — das Mädchen, das mich gestern abend bedient hatte. Sie war mir kaum aufgefallen — blond und blauäugig und sehr dünn. Mir fiel ein, daß sie mich um Schutz gebeten hatte, den ich ihr verweigert hatte.

Surbus warf sich das Mädchen über die Schulter und ging zum Tresen.

»Sie gefällt mir nicht«, sagte er zum Wirt.

»Das tut mir leid, Ehrenwerter Surbus«, sagte der Mann. »Ich lasse sie auspeitschen.«

»Aber sie gefällt mir nicht!« rief Surbus.

»Möchtest du, daß sie vernichtet wird?« fragte der Wirt.

»Ja.«

»Ihr Preis ist fünf Silbertarsk.«

Aus dem Beutel nahm Surbus fünf silberne Münzen und zählte sie nacheinander auf die Holzplatte.

»Ich gebe dir sechs«, sagte ich zu dem Wirt.

Surbus drehte sich um und warf mir einen finsternen Blick zu.

»Ich habe sie für fünf verkauft«, sagte der Wirt, »an diesen ehrenwerten Herrn. Misch dich nicht ein, Fremder, dieser Mann ist Surbus.«

Surbus warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Ja«, sagte er. »Ich bin Surbus.«

»Und ich bin Bosk«, sagte ich, »aus den Sümpfen.«

Surbus musterte mich und lachte wieder. Er wandte dem Tresen den Rücken, nahm das Mädchen von der Schulter und hielt sie vor sich hin. Ich sah, daß sie bei Bewußtsein war.

»Was hast du mit ihr vor?« fragte ich.

»Ich werfe sie den Urts zum Fraß vor«, sagte Surbus.

»Bitte«, flüsterte sie. »Bitte, Surbus.«

»Zu den Urts!« sagte Surbus lachend.

Die Riesenurts, Tiere mit seidigem Fell und schimmernden Augen, ernähren sich vom Abfall in den Kanälen und kennen sich mit Menschenkörpern aus, die in die Kanäle geworfen werden — ob lebend oder tot.

Ich starrte ihn an. Surbus, Sklavenhändler, Mörder. Dieser Mann war durch und durch schlecht. Ich spürte nichts als Haß und einen überwältigenden Ekel vor ihm.

»Nein«, sagte ich.

Er starrte mich verblüfft an.

»Nein«, wiederholte ich und zog mein Schwert

»Sie gehört mir«, sagte er.

Hastig schaltete sich der Wirt ein. »Surbus vernichtet oft ein Mädchen, das ihm nicht gefallen hat.«

Ich starrte beide wortlos an.

»Sie gehört mir«, sagte Surbus.

»Das stimmt«, sagte der Wirt hastig. »Du hast den Kauf selbst gesehen. Sie ist jetzt rechtmäßig seine Sklavin, und er kann mit ihr machen, was er will.«

»Welches Recht hast du, dich einzumischen?«

»Das Recht eines Mannes aus Port Kar, zu tun, was ihm gefällt«, antwortete ich.

Surbus stieß das Mädchen zur Seite und entblößte mit schneller, eleganter Bewegung seine Klinge.

»Du bist ein Narr, Fremder«, sagte der Wirt. »Du sprichst mit Surbus, einem der besten Schwertkämpfer aus Port Kar.«

Unsere Auseinandersetzung mit den Klingen war kurz.

Mit einem Schrei des Hasses und der Freude fuhr meine Klinge, parallel zum Boden gehalten, damit sie nicht zwischen den Rippen meines Opfers hängenblieb, blitzschnell durch seinen Körper. Ich setzte Surbus den Fuß auf den blutigen Bauch, schob ihn von meinem Schwert und schwenkte den blutnassen Stahl

Der Wirt starrte mich mit aufgerissenen Augen an.

»Wer bist du?« fragte er.

»Bosk«, wiederholte ich. »Ich bin Bosk aus den Sümpfen.«

Mehrere andere Gäste, vom Klirren der Klingen aufgescheucht, waren nun hellwach. Sie starrten mich verblüfft an.

Ich bewegte die Klinge im Halbkreis, erwiderte ihren Blick. Doch niemand machte eine Bewegung zur Waffe

Ich riß ein Stück von Surbus' Tunika ab und säuberte mein Schwert damit. Er lag auf dem Rücken, ins Leere starrend, und Blut sprudelte ihm aus dem Mund.

Ich trat neben das Sklavenmädchen und löste ihre Fesseln. Dann sah ich um mich.

Der Wirt machte einen hastigen Schritt hinter seinem Tresen. Von den anderen Männern hatte sich niemand gerührt, obwohl viele zu Surbus' Mannschaften gehörten.

Ich beugte mich über meinen Gegner.

Sein Blick war auf mich gerichtet, und er hob mit schwacher Geste die Hand. In seinen kleinen Augen war Schmerz. Er hustete Blut. Er schien sprechen zu wollen, brachte jedoch kein Wort heraus.

Ich steckte mein Schwert ein, ohne seinen Blick zu erwidern.

Das Sklavenmädchen war unansehnlich — mager mit schmalem

Gesicht, knochigen Schultern und strähnigem Haar — ein armes Wesen.

Zu meiner Überraschung ging sie neben Surbus in die Knie und hielt seinen Kopf. Er starrte mich an und versuchte wieder zu sprechen.

»Bitte«, sagte das Mädchen zu mir.

Ich schaute sie verwirrt an. Sie schien den Verstand verloren zu haben. Begriff sie nicht, daß dieser Mann sie gefesselt den Urts zum Fraße vorgeworfen hätte?

Wieder hob er die Hand.

Das Mädchen blickte zu nur auf und sagte: »Bitte, ich bin zu schwach.«

»Was will er denn?« fragte ich unwirsch.

»Er möchte das Meer sehen«, sagte sie.

Ich schwieg.

»Bitte — ich schaffe es nicht allein.«

Ich bückte mich, legte mir den Arm des Sterbenden um die Schultern, hob ihn mit Hilfe des Mädchens hoch und schleppte ihn mit ihr durch die Küche der Taverne und Stufe um Stufe die schmale Treppe hinauf, die zum Dach führte.

Wir erreichten das Dach und zerrten Surbus zu der niedrigen Brüstung, hielten ihn in die Höhe und warteten. Der Morgen war kalt und feucht. Der Sonnenaufgang stand bevor.

Und dann kam die Morgendämmerung, und über den Gebäuden Port Kars, hinter der Masse von Dächern, jenseits des flachen, schlammigen Tambergolfs, in den sich der Vosk ergießt, sahen wir das schimmernde Thassa, das Meer. Ich erblickte es zum erstenmal.

Die rechte Hand Surbus' berührte mich. Er nickte. Seine Augen hatten nichts Schmerzvolles oder Unglückliches mehr. Seine Lippen bewegten sich, doch dann hustete er, und noch mehr Blut strömte ihm übers Kinn, lief die Brust hinab, und plötzlich, mit einem Ruck erstarrte er, und dann sank sein Kopf auf die Seite, und er war eine tote Last in unseren Armen.

Wir legten ihn auf das Dach.

»Was hat er gesagt?« fragte ich.

Das Mädchen lächelte mich an. »Danke«, sagte sie. »Er hat dir gedankt.«

Ich stand müde auf und blickte auf das Meer hinaus.

»Es ist sehr schön«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte das Mädchen.

»Lieben die Menschen in Port Kar das Meer?« wollte ich wissen.

»Ja, natürlich.«

Ich drehte mich zu ihr um. »Was wirst du nun tun?« fragte ich.
»Wohin gehst du?«

»Ich weiß es nicht.« Sie senkte den Kopf. »Ich gehe fort.«

Ich streckte die Hand aus und berührte ihre Wange. »Tu das nicht«, sagte ich. »Folge mir.«

»Danke«, sagte sie.

»Wie heißt du?« erkundigte ich mich.

»Luma.«

Wir verließen das Dach und stiegen die lange, schmale Treppe hinab.

In der Küche kam uns der Wirt entgegen. »Surbus ist tot«, sagte ich zu ihm. Er nickte. Ich wußte, daß die Leiche in einen Kanal geworfen wurde.

Ich deutete auf Lumas Kragen. »Schlüssel«, sagte ich.

Der Mann brachte einen Schlüssel und entfernte den Sklavenkragen von Lumas Hals.

Wir verließen die Küche.

Im großen Gästezimmer der Taverne blieben wir stehen, und ich schob das Mädchen hinter uns.

Siebzig oder achtzig Bewaffnete warteten auf uns. Es waren Seeleute aus Port Kar. Ich erkannte viele wieder. Sie waren gestern abend mit Surbus in die Taverne gekommen und gehörten zu seinen Mannschaften.

Ich zog mein Schwert.

Einer der Männer trat vor, eine große, hagere, junge Gestalt, mit einem Gesicht, das die Spuren des Thassa trug. Er hatte graue Augen und große, rauhe Hände.

»Ich bin Tab«, sagte er. »Ich war Surbus' Stellvertreter.«

Ich schieg, ließ meinen Blick über die Gesichter wandern.

»Hast du ihn das Meer sehen lassen?« fragte Tab.

»Ja«, sagte ich.

»Dann«, sagte Tab, »stehen wir jetzt in deinen Diensten.«

Ich nahm meinen Platz im Rat der Kapitäne von Port Kar ein.

Das Ende der ersten Wartenden Hand war nahe, die Periode nach En'Kara, dem Monat der Frühling-Tag-und-Nachtgleiche und des Jahreswechsels. In den Chroniken von Ar schrieben wir nun das Jahr 10120. Ich lebte seit sieben goreanischen Monaten in Port Kar.

Niemand hatte mein Anrecht auf Surbus' Platz in Zweifel gezogen. Seine Männer hatten sich meinem Kommando unterstellt.

So saß nun ich, der ich einmal Tarl Cabot gewesen war, ein Krieger Ko-ro-bas, im Rate dieser Kapitäne, der Handels- und Piratenführer, der hohen Oligarchien des schmutzigen, bösen Port Kar, der Geißel des Thassa. Tatsächlich ruhte in diesem Rat die Stabilität und Autorität der Stadt.

Formell standen fünf Ubars über uns, von denen jeder die Macht des anderen nicht anerkannte. Chung, Eteocles, Nigel, Sullius Maximus und Henrius Sevarius V.

Die Ubars waren im Rat vertreten, dem sie in ihrer Eigenschaft als Kapitäne ohnehin angehörten, und zwar durch fünf leere Thronessel vor dem Halbkreis der Sitze, auf denen die Kapitäne Platz nahmen. Neben jedem leeren Thron verfolgte ein Schriftgelehrter die Ratsversammlungen und ergriff für seinen jeweiligen Herrn das Wort. Die Ubars selbst blieben den Zusammenkünften fern, wie sie sich aus Angst vor Attentaten überhaupt selten in der Öffentlichkeit zeigten.

Ein Schreiber, der an einem großen Tisch vor den fünf Thronesseln saß, verlas mit monotoner Stimme die Aufzeichnung der letzten Ratsversammlung.

Gewöhnlich besteht der Rat aus etwa einhundertundzwanzig Kapitänen, manchmal mehr, manchmal weniger.

Ein Kapitän gehört automatisch dem Rat an, wenn er mindestens fünf Schiffe besitzt. Surbus war kein besonders wichtiger Kapitän gewesen, doch er hatte einer Flotte von sieben, später neun Schiffen vorgestanden. Diese Schiffe dürfen, um für die Ratsmitgliedschaft gezählt zu werden, entweder zu den Rundschiffen gehören, Einheiten mit großen Laderäumen, oder zu den Langschiffen, den Rammschiffen, die für die Kriegsführung bestimmt sind. Beide Gattungen werden hauptsächlich gerudert, doch die Rundschiffe haben eine feste Takelung und größere Segel, die im allgemeinen von zwei Masten getragen werden. Ein Rundschiff ist natürlich

nicht rund, doch hat es im Verhältnis zur Kiellänge eine größere Breite, etwa im Verhältnis eins zu sechs, während diese Zahlen bei den Kriegsgaleeren eins zu acht betragen.

Die fünf Schiffe, das mag noch gesagt sein, müssen natürlich mindestens der mittleren Größenklasse angehören. Bei einem Rundschiff bedeutet das, daß es nach irdischen Verhältnissen eine Fracht von etwa hundert bis hundertundfünfzig Tonnen befördern müßte, und zwar unter Deck. Ich habe diese Zahl nach der Last, einer goreanischen Gewichtseinheit berechnet, die auf dem Stein beruht, etwa zwei irdischen Kilo. Eine Last wiegt zehn Stein. Ein Rundschiff der mittleren Größenklasse müßte also zwischen 5000 und 7000 goreanische Lasten tragen können. Die Last und der Stein sind einheitliche Gewichtsmaße für ganz Gor — nach den Handelsgesetzen, den einzigen Gesetzen, die überall zwischen den Städten angewandt werden. Der offizielle »Stein«, ein Metallzylinder, wird übrigens in der Nähe des Sardargebirges aufbewahrt. Viermal im Jahr wird er anläßlich der großen Jahrmärkte hervorgeholt, um Händlern aus allen Landstrichen Gelegenheit zu geben, ihre eigenen Eichgewichte am Standard-»Stein« zu prüfen.

Aber nicht nur Surbus' Schiffe waren mein Eigentum geworden, nachdem seine Männer sich mir unterworfen hatten, sondern auch seine sonstigen Güter, seine Waren, Schätze, Grundstücke, Häuser — und seine Sklaven. Sein Anwesen war ein befestigter Palast. Er lag am Ostrand von Port Kar und grenzte mit der Rückseite an den Sumpf. Ein gewaltiges beschlagenes Tor führte in ein privates Hafenbecken, in dem seine sieben Schiffe lagen. Sie hatten über die Kanäle der Stadt direkten Zugang zum Meer.

Es war eine wehrhafte Anlage, auf einer Seite durch den Sumpf geschützt, auf den anderen durch Mauern, das Tor und die Kanäle. Als Clitus, Thurnock und ich mit unseren Sklavinnen nach Port Kar kamen, hatte unser Quartier nicht weit von diesem Anwesen gelegen.

Die Stimme des Schreibers tönte weiter; er verlas die Aufzeichnungen der letzten Zusammenkunft.

Ich sah mich um, betrachtete den Halbkreis von Holzsitzen und die fünf Thronessel. Obwohl der Rat aus etwa hundertundzwanzig Kapitänen bestand, waren nur selten mehr als siebzig oder achtzig anwesend — und die meist durch Vertreter. Viele waren auf See, und manche hielten es für besser, ihre Zeit mit anderen Dingen zu verbringen.

Auf einem Sessel unter mir, etwa fünfzehn Meter entfernt, saß ein Offizier, den ich kannte. Er war der Mann, der die Renceinseln

überfallen hatte; ich erkannte ihn an seinem Helm mit den beiden Goldstreifen. Henrak, der die Rencebauern verraten hatte, war mir in Port Kar noch nicht über den Weg gelaufen. Ich wußte nicht, ob er noch lebte.

Ich lächelte vor mich hin, als ich das bärtige, düstere Gesicht des Offiziers betrachtete und die langen Haare, die er mit einer roten Schnur im Nacken zusammengebunden hatte. Er hieß Lysius.

Er war erst seit vier Monaten Kapitän — seit er das fünfte Schiff mittlerer Größenklasse erworben hatte.

Er war inzwischen in Port Kar ziemlich gut bekannt, hatte er doch sechs Barken mitsamt Sklaven und Ladung verloren und den größten Teil seiner Mannschaft. Es wurde berichtet, er sei von mehr als tausend Rencebauern angegriffen worden, die sich der Hilfe von fünfhundert Söldnern versichert hätten, ausgebildeten Kriegern, und man sei knapp mit dem Leben davongekommen. Den letzten Teil dieses Berichtes hielt ich durchaus für zutreffend. Trotz der Lügengeschichte gab es viele, die hinter Lysius' Rücken lächelten und daran dachten, wie er siegessicher in die Sümpfe gezogen und mit einer Handvoll entsetzter Männer und einem schmalen Holzboot zurückgekehrt war.

Obwohl an seinem Helm noch die beiden Goldstreifen blitzten, trug er nun auch ein Büschel Sleenhaar, wie es nur den Kapitänen des Rates gestattet ist. Er hatte sein fünftes Schiff als Geschenk des Ubar Henrius Sevarius erhalten. Henrius war angeblich noch ein kleiner Junge, und sein Ubarat wurde von seinem Regenten Claudius verwaltet, der aus Tyros stammte. Lysius war jahrelang Kunde des Hauses Sevarius gewesen, ein Zeitraum, der mit der Herrschaft Claudius' zusammenfiel, der nach der Ermordung Henrius Sevarius IV. an die Macht gekommen war. Viele Kapitäne waren Kunden dieses oder jenes Ubar.

Ich selbst lehnte solche Beziehungen ab. Ich glaubte, ohne die Macht eines Ubar auszukommen; ich wollte ihnen nicht verpflichtet sein.

Ich bemerkte, daß Lysius mich anstarrte. Er schien verwirrt zu sein.

Vielleicht hatte er mich in jener Nacht bei den Rencebauern gesehen — doch er wußte nicht, woher er mich kannte. Er wandte den Kopf.

Ich hatte mich in Port Kar inzwischen eingelebt.

Meinen Dienst für die Priesterkönige hatte ich aufgegeben. Sollten sie doch andere finden, die ihre Kämpfe austrugen und das Leben für sie riskierten. Ich wollte jetzt nur noch für mich selbst

kämpfen. Zum erstenmal in meinem Leben war ich reich. Und Macht und Reichtum waren mir nicht zuwider, das hatte ich inzwischen festgestellt.

Wenn ich auch in diesen Tagen mich selbst nur wenig achtete, so fand ich doch etwas, das ich respektieren konnte, das ich sogar liebte — das Meer.

Als der junge Tab, der nach Surbus das Kommando geführt hatte, meine Befehle erbat, hatte ich gesagt: »Ich möchte das Meer kennenlernen.«

Ich hatte in Port Kar meine eigene Flagge aufgezogen, denn die Stadt selbst besitzt kein einheitliches Banner. Es gibt die Fahnenzeichen der Ubars und die vielen Flaggen der Kapitäne. Mein Zeichen enthielt einen Boskkopf vor einem Hintergrund aus senkrechten grünen Stäben auf weißem Grund. Die grünen Stäbe sollten dabei das Rence des Sumpfes darstellen — die Flagge des Kapitäns Bosk, der aus den Sümpfen kam.

Zu meiner Freude hatte ich festgestellt, daß das Mädchen Luma, das ich vor der Wut Surbus' gerettet hatte, als Schriftgelehrte ausgebildet war. Sie stammte aus Tor.

»Kannst du Bücher führen?« hatte ich sie gefragt.

»Ja, Herr.«

So hatte ich sie zum Ersten Schriftgelehrten und Buchhalter meines Hauses ernannt.

Jeden Abend kniete sie in der großen Halle vor meinem Sessel und gab mir einen Überblick über die Geschäfte des Tages, Berichte über die Entwicklung verschiedener Investitionen und Unternehmungen, und sie machte oft wertvolle Vorschläge.

Das schlichte, hagere Mädchen hatte eine vorzügliche Begabung zur Leitung der komplizierten Geschäfte eines großen Handelshauses.

Einigen freien Männern im Hause, besonders den Schriftgelehrten, gefiel es natürlich nicht, das Mädchen in einer solchen Machtposition zu sehen, so daß ich auf die äußeren Zeichen ihres Sklaventums nicht verzichten konnte. Daß sie mir unterwürfig kniend Bericht erstattete, beruhigte die anderen etwas. Aber sie blieben auf der Hut, denn Lumas scharfem Blick und schneller Auffassungsgabe blieb wenig verborgen.

Während ich Midice mit kostbarer Kleidung und Schmuck verwöhnte, hielt ich Telima weiterhin als Küchensklavin. Auf meine Anweisung wurden ihr die anstrengendsten Arbeiten des Hauses übertragen, und abends mußte sie an unserem Tisch bedienen.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit nun wieder der Versammlung der Kapitäne zu.

Ein Seemann, der angeblich von Cos geflohen war, berichtete von Vorbereitungen, eine große Flotte zusammenzustellen und gegen Port Kar zu führen — eine Flotte, die durch die Streitkräfte von Tyros noch verstärkt werden sollte.

Dieser Bericht stieß nur auf geringes Interesse. Cos und Tyros, wenn sie sich nicht gerade gegenseitig bekriegten, stießen ständig Drohungen aus, sie würden Port Kar angreifen. Diese Drohung war im Laufe der Jahre immer wieder geäußert worden — doch schon seit über hundert Jahren hatten die vereinten Flotten von Cos und Tyros die Stadt nicht mehr belagert, und damals waren sie von einem ungeheuren Sturm zerstreut worden.

Nun wandten wir uns wichtigeren Dingen zu — der Notwendigkeit weiterer überdachter Docks im Arsenal, in denen zusätzliche Galeeren für die Kornflotte kalfatert werden konnten — sonst war es unmöglich, vor der sechsten Wartenden Hand hundert Schiffe für die Reise in den Norden bereitzustellen.

Es ist vielleicht interessant festzuhalten, welche Flottenstärke Port Kar erreicht — in Schiffen mittlerer Größenklasse oder größer:

Die fünf Ubars Port Kars — Chung, Eteocles, Nigel, Sullius Maximus und Henrius Sevarius — verfügen zusammen über etwa vierhundert Schiffe. Die hundertundzwanzig Kapitäne des Rats besitzen zusammen an die tausend Schiffe und kontrollieren im übrigen weitere tausend Schiffe als Reeder, durch den Rat — zu diesen Schiffen gehören die Kornflotte, die Ölflotte, die Sklavenflotte und andere, ebenso wie viele Patrouillen- und Begleitschiffe. Darüber hinaus gibt es in der Stadt etwa zweitausendfünfhundert Schiffe, die rund sechzehnhundert kleinen Kapitänen gehören; sie sind nicht reich genug, um dem Rat der Kapitäne anzugehören. Somit kommen wir — rund gerechnet — auf eine Gesamtflotte von fünftausend Schiffen für Port Kar. Nur annähernd fünfzehnhundert davon gehören zur Klasse der Langschiffe, die besonders als Kriegsschiffe geeignet sind. Die Rundschiffe sind nicht mit Rammen versehen und lassen sich auch viel schwerer manövrieren, sind jedoch bei einer Seeschlacht nicht ohne Bedeutung, denn ihre Decksflächen und Aufbauten können Schleudern, Torsionsgeschütze und Wurfapparate beherbergen, ganz zu schweigen von Truppen. Ein Kriegsschiff, das sich für den Kampf rüstet, legt übrigens seinen Mast um und bringt das Segel unter Deck, Reling und Deck werden mit nassen Fellen bedeckt.

Es wurde einstimmig, beschlossen, ein weiteres Dutzend überdachte Docks zu schaffen, damit die Kornflotte rechtzeitig fertig wurde.

Das nächste Thema betraf einen Streit zwischen den Segelmachern und den Seilern, die bei der Meeresprozession den Vortritt haben wollten. Dieser Marsch findet jährlich am ersten En'-Kara, am goreanischen Neujahrstag, statt. In diesem Jahr hatte es einen Aufstand gegeben, so daß beschlossen wurde, die beiden Gruppen sollten künftig nebeneinander schreiten. Ich nahm nicht an, daß das Problem damit gelöst war.

Mir wollte die Meldung des Seemanns nicht aus dem Kopf, daß Cos und Tyros eine Flotte gegen Port Kar ausrüsteten — doch ich versuchte mich auf die Versammlung zu konzentrieren.

Als nächstes ging es um die Forderung der Flaschenzugmacher nach mehr Lohn. Ich stimmte dafür, doch der Antrag kam nicht durch.

Alle Handwerker im Arsenal sind freie Männer. Die Bürger von Port Kar erlauben wohl, daß Sklaven Häuser und Mauern bauen, doch an ihre Schiffe lassen sie sie nicht heran. Der Lohn eines Segelmachers beträgt übrigens vier kupferne Tarnmünzen am Tag, während ein guter Schiffsbauer, vom Rat der Kapitäne angestellt, täglich bis zu einer goldenen Tarnmünze verdienen kann. Der durchschnittliche Arbeitstag beträgt zehn Ahn, oder zwölf irdische Stunden. Die tatsächliche Arbeitszeit ist aber weitaus geringer, da viele Pausen eingelegt werden und der freie Goreaner sich nicht zu ungebührlicher Hast antreiben läßt. Es kommt natürlich manchmal auch zu Entlassungen, aber Arbeit ist gewöhnlich reichlich vorhanden. Die verschiedenen Handwerkergruppen, etwa die der Segelmacher, sind in Zünften organisiert und erheben Mitgliedsbeiträge, die der Unterstützung von Verletzten und ihren Familien, für Kredite, Arbeitslosenzahlungen und Pensionen dienen. Zuweilen treten diese Organisationen auch als Verhandlungspartner gegenüber dem Arsenal auf. Der Rat der Kapitäne respektiert die Männer, die ihre Schiffe bauen und ausstatten, andererseits sind die Löhne so gering, daß die Organisation selten die Mittel hat, einen langen Streik durchzuhalten; das Arsenal kann sich in Geduld fassen und den Bau eines Schiffes verzögern, während die Arbeiter täglich essen müssen. Außerdem betrachten sich die Männer des Arsenal als etwas Besonderes und würden sich ungern von ihrer Arbeit trennen — trotz ihrer gelegentlichen Drohungen, die Arbeit niederzulegen. Der Bau schöner und guter Schiffe macht ihnen Spaß.

Darüber hinaus sollte vermerkt werden, daß die goreanische Gesellschaft im allgemeinen der Tradition verhaftet ist und daß die Weisheit der Vorfäter selten angezweifelt wird; in einer solchen Gemeinschaft haben die einzelnen gewöhnlich eine anspruchslose Einstellung, es ist ihnen wichtig, einen Ort zu haben, an dem sie sich zu Hause fühlen; sie erliegen weniger den sozialen Verwirrungen einer Gesellschaft, deren Mitglieder zu größerer Beweglichkeit und zum Prestigedenken angehalten werden. Eine Gesellschaft, in der von jedem Erfolg erwartet wird, mit Bedingungen, unter denen die meisten versagen müssen, wäre den Goreanern unverständlich und unvorstellbar. Die Arbeiter des Arsens sind — solange sie ausreichend bezahlt werden, so daß sie einigermaßen ihr Auskommen haben — mehr an ihrer Arbeit interessiert als an Versuchen, ihren wirtschaftlichen Status ständig zu verbessern. Dies soll nicht heißen, daß sie etwas gegen das Reichsein hätten; ich will nur andeuten, daß ihr vordringliches Motiv nicht das Erstreben von materiellen Dingen ist. Natürlich wird diese Grundhaltung vom Rat der Kapitäne begrüßt, denn sonst ließe sich das Arsenal nicht so wirtschaftlich betreiben. Ich erlaube mir kein Urteil über diese Dinge, sondern berichte sie nur, wie sie sind.

Warum, so fragte ich mich zum wiederholten Male, dachten Cos und Tyros daran, ihre Flotten gegen Port Kar zu führen? Was hatte sich verändert? Aber dann rief ich mir ins Gedächtnis zurück, daß es sich nur um ein Gerücht handelte.

Lautstark forderte jetzt ein Mann Gehör vor dem Rat — es war der verrückte, halbblinde Schiffsbauer Tersites, der eine Rolle mit Zeichnungen in der Hand trug. Auf ein Wort des Schreibers am langen Tisch vor den Thronsesseln wurde der Mann aus dem Saal gezerzt.

Schon einmal hatte man ihm gestattet, dem Rat seine Pläne vorzutragen, doch sie waren zu fantastisch gewesen, um ernst genommen zu werden. Er hatte es gewagt, eine Neugestaltung des traditionellen Tarnschiffs vorzuschlagen. Er hatte den Kiel vertiefen und einen Vormast hinzufügen wollen, er gedachte den Antrieb auf Großruder umzustellen, für die jeweils mehrere Ruderer zuständig waren, und er wollte den Rammsporn über die Wasserlinie heben.

Ich hätte gern Tersites' Argumente für diese Veränderungen gehört, doch ehe es dazu kam, wurde er unter Pfiffen und Rufen aus dem Saal geschleift.

Man hatte Tersites vor dem Rat das Wort erteilt, weil er einmal ein fähiger Schiffsbauer gewesen war. Tatsächlich trugen die Galeeren der Stadt Scherklingen, die Tersites erfunden hatte. Dabei handelte es sich um riesige Halbmonde aus Stahl, die vor den Rudern in der Schiffswandung verankert waren. Zu den geläufigsten Seestrategien neben dem Rammen gehört das Abscheren von Rudern. Ein Schiff, dessen Ruder plötzlich eingeholt werden, gleitet an der Bordwand des Gegners entlang, der die Ruder noch draußen hat, und bricht sie dabei ab. Die so beschädigte Galeere ist dadurch in ihrer Manövrierfähigkeit schwer eingeschränkt und dem anderen Schiff zumeist hilflos ausgeliefert, das unter schrillum Flötenklang herumschwingt und seinen Rammstoß mittschiffs ansetzt. Auch die Galeeren von Cos und Tyros wurden neuerdings mit solchen Klingen ausgerüstet. Tersites war bei anderer Gelegenheit auch für ein mittleres Heckruder eingetreten, anstatt der jetzt üblichen Seitenruder, auch hatte er ein viereckiges Segel vorgeschlagen, im Gegensatz zu den dreieckigen Segeln, die auf Thassa üblich sind.

Tersites war vor fünf Jahren aus dem Arsenal verbannt worden. Daraufhin hatte er seine Ideen auch in Cos und Tyros vorgetragen, wo man ihm ebenfalls nur mit Verachtung begegnet war. Danach war er ohne Mittel nach Port Kar zurückgekehrt und lebte nun, wie es hieß, von den Abfällen der Kanäle. Die kleine Zuwendung der Schiffsbauerschaft brachte er in den Pagatavern der Stadt durch. Ich schlug mir Tersites aus dem Kopf.

In den Monaten, die ich nun in Port Kar lebte, hatte ich insgesamt fünf Reisen gemacht, von denen vier kommerzieller Natur gewesen waren. Ich hatte keine Auseinandersetzungen mit anderen Kapitänen. Wie der Bosk suchte ich keinen Streit, sondern beschränkte mich darauf, meinen Besitz zu schützen. Meine vier Reisen hatten neutralen Inseln gegolten, die als Freihäfen für Kaufleute galten. Es gab davon mehrere, doch die bekanntesten waren Teletus, Tabot weiter südlich und im Norden Scagnar. Farnacium, Hulneth und Asperiche gehörten ebenfalls zu den Oasen des Handels. Inseln dieser Art ermöglichen den Handel mit Cos und Tyros und dem Festland mit seinen Städten wie Ko-ro-ba, Thentis, Tor, Ar, Thuria und vielen anderen.

Meine Fracht auf diesen Reisen war unterschiedlich. Wegen der Kosten wählte ich zu Anfang noch keine kostbaren Ladungen — keine Edelmetalle oder Juwelen, keine Teppiche oder Wandbehänge oder Arzneien, Seide, Öle, Parfüms oder Preissklaven, auch nicht Gewürze oder Kanister mit farbigem Tafelsalz. Auf meinen ersten

Reisen gab ich mich mit Werkzeugen und Steinladungen zufrieden, mit Trockenfrüchten, eingelagerten Fischen, Reptuch, Temholz, Turholz und Ka-la-na-Vorräten, dazu Horn und Felle. Einmal beförderte ich auch eine Ladung Sklaven und ein anderes Mal Felle des Meeressleen aus dem Norden — eine Fracht, die bis dahin meine kostbarste war. Ich vermochte meine Waren jeweils mit erheblichem Profit zu verkaufen. Zweimal wurden wir von Piraten aus Tyros aufgespürt, deren Schiffe grün angestrichen waren, damit sie wie das Meer aussahen — doch keiner der Piraten kam uns näher. Wahrscheinlich sahen sie, wie tief wir im Wasser lagen, und schlossen daraus, daß wir eine wenig gewinnträchtige Fracht führten. Eine Ladung Holz oder Gestein ist kaum das Risiko eines Überfalls wert.

Meine Männer waren hauptsächlich Piraten und Halsabschneider. Zweifellos legten nur wenige auf ehrliche Handelsfahrten wert und hätten lieber auf dem Meer nach guter Beute gelauert. Aber die beiden Seeleute, die mich herausforderten, erledigte ich nach wenigen Schwerthieben, so daß die anderen ihre Anwandlungen von Unlust auf die Tavernen beschränkten. Wer seinen Dienst bei mir nicht fortsetzen wollte, durfte gehen und bekam sogar noch eine halbe Last Gold mit auf den Weg. Überraschenderweise wählten nur wenige diesen Weg — wahrscheinlich spielte dabei auch der Stolz mit, einem Mann zu dienen, der nach dem Kampf mit Surbus als einer der besten Schwertkämpfer der Stadt galt.

Ich versuchte, meine Mannschaft fair zu behandeln. Während sie sich an Land wild und ungezügelt benahmen, herrschte an Bord eine gute Disziplin. Natürlich bezahlte ich sie gut und sorgte auch dafür, daß ihre Landaufenthalte angenehm verliefen.

Die fünfte Reise, die ich unternahm, sollte meine Neugier befriedigen; ich hatte sie in einer schnellen Galeere zurückgelegt — ich wollte Tyros und Cos sehen.

Beide liegen etwa vierhundert Pasang westlich von Port Kar, Tyros im Süden von Cos, etwa hundert Pasang entfernt. Tyros ist eine felsige, bergige Insel, während Cos westlich seiner Gebirge weite Ebenen besitzt, auf deren Terrassen der Ta-Wein wächst.

Während ich meine fünf Reisen unternahm, waren meine anderen sechs Schiffe auf Handelsmissionen unterwegs. Ich kehrte selten nach Port Kar zurück, ohne daß mein Vermögen in meiner Abwesenheit weiter zugenommen hatte. Ich hatte bisher nur die fünf Reisen gemacht und mich in den vorausgegangenen beiden Monaten in meinem Anwesen mit geschäftlichen und organisatorischen Fra-

gen beschäftigt, mit der Planung und Vorbereitung anderer Reisen. Aber ich rechnete damit, daß ich bald auf das Thassa zurückkehren würde, das — wie es heißt — jedem Menschen unvergeßlich ist.

Ich hatte inzwischen auch einige Neuerungen eingeführt. Ich verwendete auf meinen vier Rundschiffen freie Männer als Ruderer, nicht Sklaven, wie es sonst in Port Kar üblich ist. Das Kampfschiff, das Langschiff, wird meines Wissens in Port Kar, Tyros oder Cos ohnehin nicht von Sklaven gerudert; in ihm sitzen stets freie Männer. Die Galeerensklaven, die mir der Freiheit wert erschienen, setzte ich frei und stellte dabei fest, daß viele freiwillig bei mir bleiben wollten und mich als ihren Kapitän anerkannten. Männer, die ich aus diesem oder jenem Grunde nicht freilassen wollte, verkaufte ich an andere Kapitäne oder tauschte sie gegen Sklaven ein, denen ich die Freiheit geben konnte. Lücken, die auf meinen Banken entstanden, wurden auf diese Weise schnell gefüllt. Ich kaufte einen starken Mann auf dem Sklavenkai und ließ ihn wortlos frei. Unweigerlich folgte er mir zu meinem Haus und bat, in meine Dienste treten zu dürfen. Freie Männer leisteten nicht nur bessere Dienste am Ruder, viele ergriffen außerdem die Gelegenheit, sich an den Waffen ausbilden zu lassen, und ich stellte tüchtige Waffenmeister für den Unterricht ein. So wurden die Rundschiffe von Bosk, dem Kapitän aus den Sümpfen, zu gefährlichen, stets kampfbereiten Einheiten. Andere Kaufleute aus Port Kar wandten sich deshalb an mich und baten um den Transport ihrer Waren auf meinen Schiffen. Ich zog es jedoch vor, meine Frachten selbst zu kaufen und zu veräußern. Darauf begannen auch andere Kapitäne mit freien Mannschaften zu experimentieren.

Meine Aufmerksamkeit galt wieder der Ratsversammlung, die gerade einen Antrag auf eine neue Holzschonung behandelte. Zur Belieferung seines Arsenalts unterhielt Port Kar mehrere solcher Schonungen in den nördlichen Wäldern. Sie sind von Gräben umgeben, um Vieh und unlicenzierte Fuhrleute fernzuhalten. Wächter werden eingestellt, die die Wälder bewachen, sie vor illegalem Schlag schützen, dazu Inspektoren, die jedes Jahr die Bäume schätzen und zählen. Die Wächter sind auch für die Baumpflege, für das notwendige Ausdünnen und Umpflanzen zuständig, für das Trimmen der Bäume und für den Unterhalt der Schutzgräben. Sie sind ebenso verantwortlich für das Biegen und Befestigen von Jungbäumen, die in bestimmten Formen wachsen sollen, gewöhnlich für Buginspriet und Reling. Einzelne Bäume, die außerhalb der Schonungen von Port Kar beansprucht werden, erhalten das Siegel des

Arsenals. Die Lage dieser Bäume ist in einem Buch festgehalten. Die Schonungen liegen gewöhnlich in der Nähe von Flüssen, damit gefällt Bäume leichter zum Meer gebracht werden können. Bäume werden außerdem von den Waldbewohnern erworben, die das Fellen im Winter besorgen und die Stämme auf Schlitten zum Meer schaffen. Hat es in einem Winter nur wenig Schnee gegeben, steigt der Holzpreis oft an. Port Kar ist übrigens völlig abhängig von den Holzlieferungen aus dem Norden. Turholz findet bei Galeerenwandungen Verwendung und für Relingstangen und Pfosten, das Ka-la-na wird zur Gangspills und Mastkörben verarbeitet; Temholz als Ruder und Steuerruder und die Nadelbäume für Masten und Spieren, Kabinen und Deckplanken.

Der Antrag passierte den Rat.

Wieder kam der Gedanke an Tyros und Cos in mir auf, doch ich unterdrückte meine Besorgnis. Ich hatte jetzt die Mittel, zwei weitere Schiffe für meine Flotte zu erwerben, zwei große Rundschiffe mit großen Laderäumen. Ich hatte bereits Mannschaften ausgewählt und einige Reisen vorbereitet. Jedes Schiff sollte von einer Galeere mittlerer Größe begleitet werden.

Ein Junge erschien plötzlich neben mir und reichte mir einen Zettel. Ich erkannte einen Pagen des Rates.

Die Nachricht war kurz. In Blockschrift stand darauf: ICH MÖCHTE MIT DIR REDEN. Die Unterschrift, ebenfalls in Blockschrift, lautete: SAMOS.

Ich zerknüllte das Papier in der Hand.

»Wer hat dir die Nachricht gegeben?« fragte ich den Jungen.

»Ein Mann«, sagte er. »Ich kenne ihn nicht.«

Ich sah Lysius, den Offizier mit den Goldstreifen am Helm, zu mir herüberstarren.

Ich wußte nicht, ob die Nachricht wirklich von Samos kam oder nicht. Wenn ja, dann wußte er irgendwoher, daß Tarl Cabot in Port Kar war. Aber wie hatte er das erfahren? Und wie hatte er die Verbindung zu Bosk gezogen? Zweifellos wollte er mich an den Dienst der Priesterkönige erinnern. Doch ich diente den Priesterkönigen nicht mehr — ich diente nur noch mir selbst.

Ich gedachte die Nachricht zu ignorieren.

In diesem Augenblick stürzte ein Mann in die Ratshalle der Kapitäne.

Es war Henrak, der die Rencebauern verraten hatte, der Mann mit dem weißen Seidentuch über der Schulter. »Das Arsenal!« rief er. »Das Arsenal brennt!«

Die Kapitäne sprangen auf, Stühle fielen polternd um. Der Schreiber am großen Tisch wurde angerempelt, Papiere segelten zu Boden. Die Männer eilten auf das große Eingangsportal zu, vor dem sich der große Platz erstreckte.

Dann sah ich Lysius, der sich nicht vom Fleck gerührt hatte. Und ich bemerkte, daß der Schriftgelehrte, der gewöhnlich neben dem leeren Thron des Henrius Sevarius V. saß, verschwunden war.

Von draußen klangen Schreie und das Klirren von Waffen herein.

Plötzlich erhob sich Lysius. Er setzte den Helm auf und zog die Waffe.

Auch ich ergriff mein Schwert und zog es aus der Scheide. Doch da wich Lysius zurück, die Waffe erhoben. Er machte kehrt und floh durch eine Seitentür aus der Ratshalle.

Auf der einen Seite des Saals brannte ein kleines Feuer; eine Lampe war umgeworfen worden. Der Schreiber am Mitteltisch stand reglos über seinen Papieren. Andere Schreiber eilten zu ihm, sahen sich ratlos um. An der Wand standen mehrere Ratspagen.

Plötzlich taumelte einer der Kapitäne in den Saal. Ein Armbrustpfeil ragte aus seiner Samtweste. Er stürzte, hielt sich an der Armlehne eines Ratsessels fest. Weitere Kapitäne, zu viert oder fünft, wichen in den Saal zurück, die Waffen erhoben, blutend.

Ich trat vor die Thronessel der Ubars und deutete auf das kleine Feuer. »Mach das aus«, sagte ich zu einem der entsetzten Pagen, der sofort losrannte.

Dann steckte ich mein Schwert in die Scheide zurück.

»Nimm das Ratsbuch und bewache es«, befahl ich dem Schreiber am großen Tisch.

»Ja, Kapitän«, sagte er und nahm das Dokument an sich.

Ich beugte mich vor, wischte Papiere zu Boden, packte den großen Tisch und hob ihn über den Kopf. Erstaunte Ausrufe wurden laut.

Ich drehte mich um und schritt langsam auf die große Doppeltür des Saals zu.

Weitere Kapitäne, den Rücken zum Saal, drängten kämpfend, stolpernd herein, eindeutig auf dem Rückzug. Sie waren die letzten.

Ich schleuderte den mächtigen Tisch über ihre Köpfe durch die Tür. Er landete mit gewaltigem Krachen auf den Männern, die mit

Schwertern und Schilden die Ratsmitglieder bedrängten. Mehrere Kämpfer wurden zu Boden geworfen.

»Holt Stühle und mehr Tische!« brüllte ich.

Obwohl viele der Männer verwundet waren, gehorchten sie sofort und häuften Stühle und andere Möbelstücke im Durchgang auf. Armbrustpfeile sirrten zwischen den Möbelstücken hindurch, brachen splitternd durch das Holz. Doch unsere Barrikade wuchs.

Mehrere Männer versuchten das Hindernis zu übersteigen und durchzubrechen.

Doch dort stießen sie auf Bosk, in der Hand die geschmiedete Klinge eines korobanischen Schwertes.

Vier Männer taumelten zurück, rollten über Stühle und Tische herab.

Armbrustpfeile flogen mir um den Kopf.

Ich lachte und sprang zu Boden. Nun ließen sich keine Männer mehr auf der Barrikade sehen.

»Könnt ihr die Tür halten?« fragte ich die Kapitäne und Schreiber und Pagen.

»Ja«, riefen sie.

Ich deutete auf die Nebentür, durch die Lysius und wohl auch der Schreiber Henrius Sevarius' verschwunden waren. »Paßt auf diesen Durchgang auf«, sagte ich.

Ich nahm zwei Kapitäne mit und lief in die hintere Ecke des Ratssaals, von wo aus man über eine Wendeltreppe auf das Dach des Gebäudes gelangen konnte.

Kurz darauf standen wir auf der Schräge des Rathausdaches, geschützt von Türmchen und dekorativen Bastionen.

In der Nachmittagssonne stieg Rauch über den Kais und dem Arsenal im Westen auf.

»Schiffe aus Cos oder Tyros sind nicht im Hafen«, sagte ein Kapitän.

Ich nickte und deutete auf die Hafenanlagen. »Das sind Kais von Chung und Eteocles?«

»Ja«, sagte der Kapitän.

»Und die Anlagen dort«, fuhr ich fort und deutete weiter nach Süden, »gehören Nigel und Sillius Maximus, nicht wahr?«

Wir sahen brennende Schiffe.

»Ja«, sagte der zweite Kapitän. »Zweifellos wird dort gekämpft.«

»Und überall im Hafengebiet«, fiel der erste Kapitän ein.

»Es hat den Anschein, als sei der Besitz Henrius Sevarius', Herr des Kapitäns Lysius, unberührt«

»So sieht es aus«, sagte der erste Kapitän gepreßt.

Unter uns klangen Trompeten auf. Männer brüllten.

Wir erblickten Banner, die das Zeichen des Hauses Sevarius trugen. Männer versuchten das Volk auf die Straße zu locken, das sich ihnen anschließen sollte.

»Henrius Sevarius«, riefen sie, »ist Ubar von Port Kar!«

»Sevarius läßt sich zum Ubar ausrufen«, sagte der erste Kapitän.

»Oder Claudius, sein Regent«, fügte der andere hinzu.

Ein weiterer Kapitän stieß zu uns. »Unten ist jetzt alles ruhig«, meldete er.

»Seht!« sagte ich und deutete auf einige Kanäle zwischen den Gebäuden. Von mehreren Seiten näherten sich Tarnschiffe mit langsamem Ruderschlag. Sie hielten auf das Gebäude des Kapitänsrates zu. Armbrustschützen flohen vor ihnen auf den schmalen Kanalsteigen. Andere Bewaffnete schlossen sich an.

»Offenbar ist Henrius Sevarius doch noch nicht ganz Ubar dieser Stadt«, lachte ich.

Auf der anderen Seite des Platzes erschien in einem der angrenzenden Kanäle ein Rammschiff mittlerer Klasse und näherte sich einer Anlegestelle zwischen zwei Kais. Es war kampfbereit — die Masten waren umgelegt, die Segel unter Deck. Im Wind flatterte die Fahne mit den grünen Streifen und dem schwarzen Kopf eines Bosk.

Auch auf diese Entfernung sah ich Thurnocks mächtige Gestalt vom Schiff springen, gefolgt von Clitus und Tab, der meine Männer ausschwärmen ließ.

»Versucht den Schaden im Arsenal abzuschätzen«, sagte ich.

»Offenbar brennen die Holzschuppen und die Trockendocks. Und die Pech- und Ruderlager«, sagte ein anderer.

»Es gibt wenig Wind«, bemerkte jemand.

Ich war nicht unzufrieden. Eigentlich war anzunehmen, daß die vielen hundert Arbeiter im Arsenal die Flammen in den Griff bekommen wurden. Feuer ist dort immer als die größte Gefahr angesehen worden, so daß viele Lagerhäuser, Werkstätten und Schmieden aus Stein erbaut sind und Schiefer- oder Metalledächer tragen. Die Holzgebäude — die zahlreichen Schuppen und überdachten Lagerflächen — sind voneinander abgesetzt. Innerhalb des Arsenal gibt es zudem ausreichend offene Wasserstellen, und neben den vielen Becken stehen rote Holzkisten mit zusammengefalteten Ledereimern, die zur Feuerbekämpfung gedacht sind. Einige andere

Becken sind so groß, daß sogar Galeeren darin ankern können, denn sie haben zwei Zugänge zum Kanalsystem der Stadt und außerdem zwei Tore zum Tambergolf. Jede dieser Ausfahrten ist durch große Stahltore gesichert. Diese großen Becken erfüllen zwei Zwecke — die offenen Bassins werden für die Unterwasserlagerung und Reifung des Turholzes verwendet, die überdachten Becken dienen zur Endmontage neuer Schiffe und zu Reparaturen, die einen Aufenthalt im Trockendock nicht erfordern.

Es wollte mir scheinen, daß Rauch und Flammen im Arsenal nachgelassen hätten. Bei den Hafenanlagen von Chung, Eteocles, Nigel und Sullius Maximus stand es nicht so günstig.

Vielleicht waren die Brände im Arsenal auch nur als Ablenkung gedacht. Sie hatten jedenfalls dazu gedient, die Kapitäne Port Kars in einen Hinterhalt vor dem Ratsgebäude zu locken. Wahrscheinlich hatte Henrius Sevarius das Arsenal nicht ernsthaft beschädigen wollen, das — wenn er erst einmal Ubar war — das Kernstück seines neuen Reichtums darstellen würde.

»Ich gehe zum Arsenal«, sagte ich und wandte mich an einen der Kapitäne. »Schicke die Schreiber los und laß den Schaden schätzen. Auch sollen die Kapitäne sofort die militärische Situation in die Hand nehmen. Die Schiffspatrouillen müssen verstärkt werden und auf einen Radius von fünfzig Pasang ausgedehnt werden.«

»Aber Cos und Tyros haben doch nicht ...«

»Egal. Und heute abend muß der Rat wieder zusammentreten.«

»Das geht doch nicht ...«

»Zur zwanzigsten Stunde«, sagte ich.

»Ich schicke Pagen los«, erwiderte der Mann.

»Und ruft die vier Kapitäne Chung, Eteocles, Nigel und Sullius Maximus in den Ratssaal.«

»Aber sie sind Ubars!« flüsterte der Kapitän.

Ich deutete auf die brennenden Dockanlagen.

»Wenn sie nicht kommen«, sagte ich, »laß ihnen ausrichten, daß sie nach Ansicht des Rates nicht länger Kapitäne sind.«

Die Männer starrten mich verdattert an.

»Der Rat ist jetzt die höchste Macht in Port Kar.«

Die Kapitäne nickten.

Die Macht der Kapitäne war wenig geschmälert. Der Coup, der sie blitzschnell hatte vernichten sollen, war fehlgeschlagen. Durch die Barrikade am Portal waren die meisten mit dem Leben davongekommen. Andere waren gar nicht erst in der Versammlung gewesen. Überdies ließen die Kapitäne ihre Schiffe vorwiegend in den

Becken ihrer befestigten Häuser anlegen. Und wer die offenen Docks benutzte, schien keinen Schaden davongetragen zu haben; nur die Kais der vier Ubars schienen zu brennen.

Ohnehin ist jeweils der größte Teil der Flotte Port Kars auf See. Ich hatte im Augenblick nur zwei Schiffe in der Stadt, während fünf unterwegs waren. Die zurückkehrenden Einheiten der Kapitäne würden ihre Macht in der Stadt weiter festigen, standen doch ihre Mannschaften dann auch an Land zur Verfügung. Gewiß waren auch viele Schiffe der Ubars auf See, doch die Männer, die sich die Führung Port Kars anmaßen, behielten gewöhnlich einen größeren Teil ihrer Streitkräfte im Hafen. Ich rechnete damit, daß die Macht der vier Ubars durch den Aufruhr etwa halbiert worden war, so daß sie insgesamt vielleicht noch etwa hundertundfünfzig Schiffe kontrollierten. Allerdings erwartete ich nicht, daß sie zusammenarbeiten würden. Außerdem konnte der Rat der Kapitäne ihre Schiffe abfangen und beschlagnahmen, wenn sie den Hafen anliefen. Ich hatte seit längerem das Gefühl, daß fünf Ubars in Port Kar und die sich daraus ergebende Anarchie politisch untragbar waren — nicht zuletzt für meine eigenen Interessen. Ich wollte nicht gezwungen sein, mich einem Ubar anzuschließen, ich wollte allein arbeiten. Hieraus ergab sich mein Wunsch, daß der Rat seine Position in der Stadt konsolidieren möge. Nachdem der Staatsstreich des Henrius Sevarius fehlgeschlagen und die Macht der anderen Ubars geschwächt worden war, mochte es nun soweit sein.

Ich gedachte die heutige Ratsversammlung zu leiten.

»Bis zur zwanzigsten Stunde dann, meine Herren Kapitäne«, sagte ich.

Die Männer verließen das Dach. Ich blieb allein zurück und beobachtete die Brände. Ein Mann wie ich konnte in einer solchen Stadt viel erreichen, überlegte ich mir.

Die neunzehnte Stunde war herangerückt. Im Saal des Kapitänsrats über uns hörte ich Schritte. Stühle scharrtten. Heute würden bestimmt alle Kapitäne kommen, hieß es, sogar die vier Ubars — Chung, Eteocles, Nigel und Sullius Maximus — wurden erwartet.

Der Mann auf der Folterbank neben mir wimmerte vor Schmerzen. Er gehörte zu den Männern, die wir gefangen hatten.

»Wir haben jetzt Berichte über den Schaden in den Hafenanlagen Chungs«, sagte ein Schreiber und drückte mir einige Bogen Papier in die Hand. Ich wußte, daß die Brände dort noch nicht gelöscht waren, während wir sie auf den Kais von Eteocles, Nigel und Sul-

lius Maximus im wesentlichen unter Kontrolle hatten, obwohl bei Sullius noch eine Lagerhalle mit Tharlarionöl brannte, die die ganze Stadt mit Gestank und Rauch erfüllte. Soweit ich feststellen konnte, hatte Chung den größten Schaden erlitten und etwa dreißig Schiffe verloren. Die Macht der Ubars war zwar nicht halbiert, aber doch erheblich dezimiert worden. Der Schaden im Arsenal dagegen, den ich mit eigenen Augen gesehen hatte, war nicht übermäßig schlimm.

Einige Männer, die das Feuer gelegt hatten und erwischt worden waren, lagen jetzt hier unter dem Ratssaal der Kapitäne auf den Streckbänken.

Die beiden Sklaven neben mir beugten sich über die Winde. Holz knirschte, prompt gefolgt von einem durchdringenden Schrei.

»Sind die Patrouillen verdoppelt worden?« fragte ich einen Kapitän.

»Ja«, sagte er, »und der Kontrollbereich ist auf fünfzig Pasang ausgedehnt.«

»Wie sieht die militärische Lage aus?« fragte ich.

»Die Männer Henrius Sevarius' haben sich auf seinen Besitz zurückgezogen. Seine Schiffe und Kaianlagen sind gut verteidigt. Unsere Leute halten Wache, andere bleiben in Reserve. Machen Sevarius' Leute einen Ausbruchsversuch, sind wir bereit.«

»Wie steht es mit der Stadt?« wollte ich wissen.

»Sie ist Henrius Sevarius nicht gefolgt«, erwiderte der Kapitän. »In den Straßen rufen die Menschen: ›Der Rat muß an die Macht!‹«

»Ausgezeichnet«, bemerkte ich.

Ein Schreiber eilte an meine Seite. »Ein Abgesandter des Hauses Sevarius verlangt vor dem Rat zu sprechen«, sagte er.

»Ist der Mann Kapitän?«

»Ja — Lysius.«

Ich lächelte. »Gut«, sagte ich, »schickt einen Pagen und einen Mann mit einer Fackel, der ihn abholen soll.«

Der Schreiber grinste. »Ja, Kapitän.«

Ich gab den beiden Sklaven an der Streckbank ein Zeichen, ihre Winde noch stärker anzuziehen. Der Mann auf der Bank warf den Kopf zurück und öffnete den Mund — aber es war kein Laut zu hören.

»Was hast du erfahren?« fragte ich den Schriftgelehrten neben dem Folterinstrument.

»Nichts Neues. Er wurde wie die anderen von Leuten des Henrius Sevarius angeworben — einige, um Kapitäne umzubringen, andere, um die Kaianlagen und das Arsenal in Brand zu stecken.

Heute nacht sollte Sevarius Ubar in der Stadt sein — und jeder der Männer hätte einen Stein Gold erhalten.«

»Was ist mit Cos und Tyros?« fragte ich.

Der Schriftgelehrte starrte mich verwirrt an. »Davon war nicht die Rede.«

Das ärgerte mich, denn ich war sicher, daß hinter dem Staatsstreich mehr steckte als der Plan eines Ubar von Port Kar. Ich hatte spätestens am Abend mit der Ankunft einer Flotte aus Cos und Tyros gerechnet. War es möglich, daß die beiden Inselreiche tatsächlich nichts mit dem versuchten Staatsstreich zu tun hatten?

»Von dem ist doch kaum etwas zu erfahren«, sagte eine Stimme hinter mir — es hätte ein Larl sein können, der da sprach.

Ich drehte mich um.

Mit ausdruckslosem Gesicht starrte er mich an — ein Mann, der in Port Kar wohlbekannt war.

»Du warst heute nachmittag nicht bei der Versammlung«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte er.

Er war ein großer Mann. Über der linken Schulter trug er die beiden Schnüre Port Kars, die gewöhnlich nur außerhalb der Stadt getragen wurden. Er war warm gekleidet, seine Kapuze hatte er in den Nacken geschoben. Sein Gesicht war breit und vom Thassa gegerbt, der seine Spuren mit Wind und Salz in die Haut eingebrannt hatte. Der Mann hatte graue Augen, kurzgeschnittenes weißes Haar, und in den Ohren schimmerten zwei kleine Goldringe.

Ein Larl in Menschengestalt, mit all den Instinkten und der Schläue des Raubtiers — Samos, der erste Sklavenhändler der Stadt.

»Sei begrüßt, hoher Samos«, sagte ich.

»Sei begrüßt«, erwiderte er.

In diesem Augenblick war es mir undenkbar, daß dieser Mann den Priesterkönigen dienen könne. Es kam mir eher vor, als könne er nur auf der Seite der Anderen stehen, jener Wesen in ihren fernen Stahlwelten, die verstohlen um die Vorherrschaft auf Gor und der Erde kämpften.

Samos blickte sich um. »Sind Tyros und Cos schon belastet worden?« fragte er.

»Die Gefangenen gestehen alles, was wir wollen«, sagte ich trocken.

»Ich glaube aber, daß Cos und Tyros damit zu tun haben«, meinte er.

»Ich auch«, sagte ich.

»Aber wer würde Leute wie die in solche Pläne einweihen?«

Er wandte sich zum Gehen, blieb stehen und sagte über die Schulter. »Du bist der Mann, der Bosk genannt wird, nicht wahr?«

»Ja.«

»Man muß dir gratulieren, daß du heute nachmittag die Führung übernommen hast«, sagte er. »Du hast dem Rat einen großen Dienst erwiesen.«

Ich schwieg.

Dann drehte er sich um. »Weißt du, wer der Seniorskapitän im Rate ist?«

»Nein.«

»Ich«, sagte Samos und wandte sich an den Schriftgelehrten neben der Streckbank. »Nehmt die Männer herunter«, sagte er, »und legt sie in Ketten. Vielleicht müssen wir sie morgen weiter befragen.«

»Was hast du mit ihnen vor?« fragte ich.

»Unsere Rundschiffe«, sagte Samos, »brauchen Ruderer.«

Ich nickte. Die Männer sollten also Sklaven werden.

Ich erinnerte mich an den Zettel, den ich erhalten hatte, ehe Henrak in den Ratssaal stürmte und das Feuer meldete. Ich hatte die Nachricht in den Beutel gesteckt, den ich am Gürtel trug.

»Ehrenwerter Samos«, sagte ich, »hast du mir heute früh eine Mitteilung zukommen lassen, daß du mich sprechen wolltest?«

Samos musterte mich prüfend. »Nein«, sagte er.

Ich neigte den Kopf, und der Seniorskapitän verließ den Raum.

»Samos«, erklärte einer der Schreiber in der Nähe, »ist erst heute abend in Port Kar eingelaufen, zur achtzehnten Stunde. Er kommt direkt von Scagnar.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

Wer sollte mir dann einen solchen Zettel schicken? Offenbar gab es andere, die mit mir Kontakt aufnehmen wollten.

Die zwanzigste Stunde war herangerückt

In dieser Nacht war das Gebäude des Kapitänsrats von Männern umstellt, und in einem Pasang Umkreis waren alle Dächer und Kanalsteige mit Posten besetzt.

In der Halle selbst flackerten Fackeln und viele Dochtlampen. Lysius, Kapitän und Klient des Henrius Sevarius, ging vor dem großen Tisch des Schreibers auf und ab und sprach. Sein Umhang wirbelte hinter ihm, und er trug seinen Helm in der Armbeuge.

»Und so«, sagte Lysius, »biete ich euch allen Amnestie im Namen des Ubar von Port Kar, Henrius Sevarius!«

»Henrius Sevarius, Kapitän«, sagte Samos im Namen des Rats, »ist zu gütig.«

Lysius neigte den Kopf.

»Henrius Sevarius, Kapitän«, sagte Samos bedächtig, »dürfte jedoch feststellen, daß der Rat der Kapitäne weniger großzügig gestimmt ist als er.«

Lysius fuhr auf. »Seine Macht ist größer als die eure!« rief er und deutete auf die Ubars, die, jeder von einer Leibgarde umgeben, ihre Thronsessel eingenommen hatten. »Damit seid auch ihr gemeint!«

Ich musterte die Männer, die den Anspruch stellten, Herrscher über Port Kar zu sein — der gedrungene, schlaue Chung, der schmalgesichtige Taktiker Eteocles, der langhaarige Nigel, der wie ein Kriegsherr von der Insel Torwaldsland aussah — und Sullius Maximus, der angeblich Gedichte schrieb und ein Kenner der Gifte war.

»Wie viele Schiffe hat er denn?« erkundigte sich Samos.

»Einhundertundzwei!« verkündete Lysius stolz.

»Die Kapitäne des Rats«, sagte Samos trocken, »haben in ihren persönlichen Diensten etwa eintausend Schiffe. Außerdem ist der Rat über weitere tausend Schiffe aus der Stadt Verfügungsberechtigt — also befiehlt der Rat zweitausend Einheiten.«

»Es gibt auch noch viele andere Schiffe!« rief Lysius.

»Du meinst die Flotten von Chung, Eteocles, Nigel und Sullius Maximus?«

Gelächter wurde laut.

»Nein!« rief Lysius. »Ich meine die Schiffe der kleineren Kapitäne — rund zweitausendfünfhundert.«

»In den Straßen habe ich den Ruf ›Der Rat an die Macht!‹ gehört«, bemerkte Samos.

»Wenn Henrius Sevarius zum alleinigen Ubar ausgerufen wird«, sagte Lysius leise, »dürft ihr weiterleben, ihr werdet begnadigt.«

»Das ist ein Angebot?« fragte Samos.

»Ja.«

»Dann höre nun das Verlangen des Rats — daß nämlich Henrius Sevarius und sein Regent Claudius die Waffen niederlegen, sich aller Schiffe und Männer und Besitztümer entledigen und sich in Sklavenfesseln vor dem Rat zur Aburteilung einfinden sollen!«

Lysius, das Gesicht starr vor Wut, die Hand auf den Schwert-

griff gelegt, stand stumm vor dem ersten Sklavenhändler der Stadt. »Ich beanspruche die Immunität des Heralds!« rief er.

»Sie sei dir gewährt«, winkte Samos geringschätzig ab.

Mit wehendem Umhang verließ der Abgesandte den Saal.

Samos wandte sich den vier Thronsesseln der Ubars zu. »Meine werten Kapitäne«, sagte er.

»Ubars!« rief Sullius Maximus.

»Ubars«, verbesserte sich Samos und neigte lächelnd den Kopf.

»So sei euch gesagt, Ubars, daß Samos, erster Sklavenhändler von Port Kar, nun dem Rat anträgt, er solle die Leitung der Stadt Port Kar in eigene Hände nehmen, mit voller Machtbefugnis, ob in Politik, Gesetzgebung, Ordnungsmacht, Besteuerung oder anderen Dingen.«

»Nein!« riefen die Ubars fast gleichzeitig und sprangen auf.

»Das bedeutete Bürgerkrieg!« brüllte Eteocles.

»Der Rat hat die Macht!« sagte Samos.

»Der Rat hat die Macht!« fielen die Männer auf den Rängen lautstark ein.

Ich saß lächelnd auf meinem Sitz.

»Außerdem schlage ich dem Rat vor zu beschließen, daß alle Bindungen zwischen Klienten und Ubars zu lösen sind, um auf freiwilliger Basis wiederhergestellt zu werden, anhand von Dokumenten, deren Kopien beim Rat zu hinterlegen sind.«

Sullius Maximus schüttelte die Faust. »Du nimmst uns unsere Macht nicht!« brüllte er.

Chung warf sich mit stolzer Geste den Umhang über die Schultern und verließ mit seiner Gefolgschaft den Saal. Mit verächtlichem Schulterzucken strebte auch Nigel dem Ausgang zu.

»Ich bitte nun den Tischschreiber, die Liste der Kapitäne zu verlesen«, sagte Samos.

»Antisthenes!« rief der Mann.

»Antisthenes stimmt den Anträgen zu!« sagte ein Mann in der dritten Reihe.

Mit einem Wutschrei sprang Eteocles auf, zog sein Schwert und hieb die Klinge in den Tisch, nagelte die Papiere des Schreibers auf der Platte fest. »Hier ist die Macht in Port Kar!« rief er.

Langsam zog Samos seine Waffe und legte sie sich über die Knie. »Wenn das so ist. Auch hier ist Macht«, sagte er.

Die anderen Ratsmitglieder taten es ihm nach.

Eteocles blickte in die Runde, zog seine Klinge aus dem Tisch, rammte sie wieder in die Scheide und hastete aus dem Saal.

Mit reglosem Gesicht hatte sich Sullius Maximus erhoben. Ein Mann hinter ihm legte nach seinen Wünschen die Falten seines weiten Umhangs zurecht. Ein zweiter Mann hinter ihm hielt seinen Helm.

»Ich werde ein Gedicht schreiben«, sagte er, »ein Klagelied über den Niedergang der Ubars.« Und er lächelte und ging.

Er, davon war ich überzeugt, war der gefährlichste aller Ubars.

»Bejar!« rief der Schreiber.

»Bejar stimmt den Anträgen zu!« sagte ein Kapitän aus der zweiten Reihe unter mir.

»Bosk!« rief der Schreiber.

»Bosk«, sagte ich »enthält sich der Stimme.«

Samos und viele andere warfen mir einen überraschten Blick zu.

Ich sah in diesem Augenblick noch keinen Grund, mich dem Programm Samos' und des Rats zu verpflichten. Es war klar, daß seine Anträge angenommen würden. Außerdem waren sie bestimmt in meinem Interesse. Aber indem ich mich der Stimme enthielt, blieben meine Einstellung und meine Ansichten auf nützliche Weise im Zwielficht — noch war nicht abzusehen, auf welchem Ratsstuhl sich die Tarns der Macht niederlassen würden.

Wie vermutet, wurden Samos' Anträge mit überwältigender Mehrheit angenommen. Es gab Enthaltungen und auch einige Neinstimmen — wahrscheinlich von Kapitänen, die die Macht des einen oder anderen Ubars fürchteten.

Noch in dieser Nacht wurde die konkrete Arbeit aufgenommen, und schon vor Sonnenaufgang wurden Mauern um den Besitz Henrius Sevarius' errichtet und seine Hafenanlagen blockiert, während Wachmannschaften die anderen vier Ubars und ihre Festungen im Auge behielten. Mehrere Komitees wurden gebildet, die Studien verschiedener Arten anfertigen sollten, besonders in militärischer und kommerzieller Hinsicht — so über eine Schiffszählung, deren Ergebnis nur dem Rat vorgetragen werden sollte. Es ging auch um die Klärung der Verteidigungsbereitschaft der Stadt, um die Bestimmung von Vorräten wie Holz, Korn, Salz und Tharlarionöl. Ohne konkrete Beschlüsse wurde gesprochen über die Besteuerung, die Vereinheitlichung und Revisionen der Gesetze, die Errichtung von Ratsgerichten in Ablösung der Ubargerichte und über die Aufstellung einer Gruppe von Bewaffneten, die nur dem Rat unterstehen und eine kleine Ratsmiliz bilden sollten. Es sei hier erwähnt, daß es eine solche Gruppe bereits innerhalb des Arsenal gab — eine Art Polizei, die zu einer Abteilung der neuen Ratswache wer-

den konnte, wenn diese Wirklichkeit werden sollte. Natürlich kontrollierte der Rat schon eine große Anzahl von Schiffen und Mannschaften, doch darf nicht übersehen werden, daß diese Macht im Grunde seemännischer Natur war, eine Art Marine; die Ereignisse des Nachmittags hatten gezeigt, daß der Rat auch eine kleine verlässliche Infanterie zur Verfügung haben mußte.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, und das graue Licht der Morgendämmerung fiel bereits durch die schmalen Fenster des Ratsaals. Ich hatte die Nachricht, die angeblich von Samos stammte, aus dem Beutel genommen und sie mit langsamen Bewegungen in der Flamme meiner Lampe verbrannt. Nun löschte ich die kleine Flamme. Es war Tag.

»Ich vermute«, sagte Samos, »daß Cos und Tyros mit dem fehlgeschlagenen Staatsstreich des Hauses Sevarius zu tun haben.«

Ich wäre überrascht gewesen, wenn diese Vermutung nicht richtig gewesen wäre. Zustimmungde Rufe wurden laut.

»Ich selbst bin des ewigen Streits mit Cos und Tyros müde«, fuhr Samos fort.

Die Kapitäne sahen sich fragend an.

»Nachdem nun in Port Kar der Rat herrscht«, sagte Samos, »wäre da nicht der Friede denkbar?«

Diese Wendung der Dinge verblüffte mich.

»Zwischen Port Kar und Cos und Tyros hat es immer Krieg gegeben«, bemerkte ein Kapitän hitzig.

»Wie ihr wißt, gehört Port Kar nicht zu den beliebtesten oder angesehensten Städten Gors«, sagte Samos beschwichtigend. »Beruht das nicht auf einem Mißverständnis unserer Motive?«

Diese Frage wurde mit Gelächter beantwortet. Auch ich lächelte. Port Kar wurde von den anderen goreanischen Städten nur zu gut verstanden.

»Denken wir an unseren Handel«, sagte Samos. »Ließen sich unsere Geschäfte nicht verdreifachen, wenn wir bei den goreanischen Städten als Stadt der Liebe und des Friedens gälten?«

Lautes Gelächter erschallte.

Als wieder Stille eintrat, klang plötzlich die Stimme des Kapitäns Bejar auf, der unter mir saß: »Ja, du hast recht.«

Alle schwiegen. Ich glaube, es gab niemanden, der jetzt nicht den Atem anhielt.

»Ich beantrage«, sagte Samos, »daß sich der Rat mit Cos und Tyros in Verbindung setzt und Friedensbedingungen anbietet.«

»Nein!« riefen die versammelten Kapitäne wie ein Mann.
»Nein!«

Als sich der Tumult gelegt hatte, sagte Samos leise: »Natürlich werden unsere Bedingungen abgelehnt werden.«

Die Kapitäne sahen sich verwirrt an, begannen zu lächeln, platzten laut lachend heraus.

Samos war wirklich ein kluger Mann. Die Fassade der Großzügigkeit war wirklich ein wertvolles Gut für eine maritime Stadt. Man mochte Port Kar anderweitig mit größerem Vertrauen begegnen, nachdem die Machtergreifung des Rats nun die Möglichkeit eröffnete, die Stadt zu reformieren. Welch bessere Geste war da vorstellbar als eine Friedensmission gegenüber den Erzfeinden Cos und Tyros? Wenn die Fortsetzung des Kriegs eindeutig zu ihren Lasten ging, war es vielleicht möglich, daß sich Verbündete von den beiden Insel-Ubaraten zurückzogen und sich Port Kar zuwandten. Und die Wirkung auf die neutralen Häfen und Städte konnte nur vorteilhaft sein. Zumindest mochten Schiffe aus Port Kar plötzlich Zugang zu Häfen erhalten, die ihnen bisher verschlossen gewesen waren.

»Was ist aber, wenn das Friedensangebot angenommen wird?« fragte ich. Mehrere Kapitäne lachten.

Samos runzelte die Stirn, und seine grauen Augen starrten mich an. »Dann ist es eben angenommen«, sagte er.

»Und«, fragte ich, »halten wir uns dann an die Annahme? Wäre dann wirklich Frieden zwischen Port Kar einerseits und Cos und Tyros andererseits?«

»Das ließe sich immer noch bei einer künftigen Ratsversammlung besprechen«, sagte Samos lächelnd.

Brüllendes Gelächter.

»Die Gelegenheit ist günstig«, fuhr Samos fort, »Cos und Tyros den Frieden anzubieten. Erstens ist der Rat dieser Stadt neu an die Macht gekommen. Zweitens habe ich von Spionen erfahren, daß in dieser Woche der Ubar von Tyros auf Cos erwartet wird.«

Die Kapitäne murmelten ärgerlich. Es war kein gutes Zeichen für Port Kar, wenn der Ubar von Tyros einen Besuch in Cos machte. Vielleicht waren die beiden Insel-Ubarate wirklich in eine Verschwörung gegen Port Kar verwickelt.

»Dann planen sie sicherlich, ihre Flotten gegen uns zu schicken«, sagte einer der Kapitäne.

»Vielleicht könnten das die Mitglieder einer Friedensmission in Erfahrung bringen.«

»Was ist mit unseren Spionen«, fragte ich, »die so gut unterrichtet scheinen? Wenn sie die Reisepläne des Ubar von Tyros herausfinden können, dürfte ihnen die Zusammenziehung einer großen Flotte doch erst recht nicht entgehen.«

Samos' Hand hatte sich unwillkürlich dem Schwertgriff genähert. »Du sprichst etwas zu fix für einen, der im Rat der Kapitäne neu ist.«

»Offenbar fixer als du zu antworten gewillt bist, nobler Kapitän«, antwortete ich kühl.

Ich fragte mich, welches Interesse Samos an Cos und Tyros haben mochte.

»Die Flotten von Cos und Tyros«, sagte er, »haben sich noch nicht versammelt.«

Ich nickte langsam. Wenn er das gewußt hatte, warum hatte er es nicht schon früher ausgesprochen?

»Ich habe weniger Interesse an Beutezügen als manche meiner Kollegen«, sagte ich. »Da meine Arbeit im wesentlichen den Handel betrifft, würde ich persönlich den Frieden mit Cos und Tyros überaus willkommen heißen. Es will auch mir nicht undenkbar erscheinen, daß diese beiden Mächte des Krieges überdrüssig sind, wie es Samos hier zum Ausdruck bringt. Wenn das stimmt, wird unser Friedensangebot vielleicht sogar tatsächlich angenommen. Ein solcher Frieden — glaube ich — würde uns die Häfen von Tyros und Cos öffnen, ebenso wie die ihrer Verbündeten. Ein solcher Friede, meine Herren Kapitäne, könnte sehr gewinnträchtig sein.« Ich blickte Samos an. »Wenn ein Friedensangebot ausgesprochen wird, so würde ich hoffen, daß es ehrlich gemeint ist.«

Samos musterte mich starr. »Es ist ehrlich gemeint«, sagte er.

Die Kapitäne murmelten. Ich war verblüfft.

»Bosk«, sagte Samos laut, »weiß die Vorteile des Friedens darzustellen. Bedenken wir seine Worte wohl. Ich glaube, es gibt hier nur wenige, denen Gold nicht mehr bedeutet als Blut. Wenn Friede geschlossen würde, wer von euch hielte ihn nicht?«

Er blickte von Mann zu Mann. Zu meiner Überraschung waren alle bereit, den Frieden einzuhalten, sollte er vereinbart werden.

Zum erstenmal wollte mir scheinen, als gäbe es wirklich eine Friedenschance für die wichtigsten Ubarate am schimmernden Thassa.

Plötzlich glaubte ich Samos. Ich sah zu ihm hinüber, versuchte mir über ihn klar zu werden. Er war ein seltsamer Mann. Ich verstand ihn nicht.

»Natürlich wird unser Friedensangebot abgelehnt«, sagte Samos.

Die Kapitäne grinsten, und mir wurde bewußt, daß ich mich in Port Kar befand.

»Wir brauchen einen Mann, der unser Angebot nach Cos überbringt, wo er jetzt die Ubars von Cos und Tyros antrifft.«

Ich hörte kaum noch zu.

»Es müßte sich um einen Mann handeln, der im Rang eines Ratsmitglieds steht, der bewiesen hat, daß er zu handeln versteht, und der dem Rat schon zu Diensten gewesen ist, kurz: ein Mann, der zu sprechen weiß und ein würdiger Vertreter Port Kars ist.«

Ich war müde; der Tag war längst angebrochen.

»Außerdem sollte der Betreffende in Cos und Tyros nicht allzu gut bekannt sein, jemand, der die Machthaber dort noch nicht verärgert hat oder ihr Blutsfeind geworden ist.«

Plötzlich fuhr ich auf und lächelte. Samos war kein Narr. Er war Seniorskapitän des Rats. Er hatte mich aufs Korn genommen und würde mich nicht mehr loslassen.

»Und ein solcher Mann«, fuhr Samos fort, »ist Bosk — der aus den Sümpfen kam. Erwählen wir ihn zu dem Mann, der im Namen des Rats Cos und Tyros den Frieden anbietet!«

Ich freute mich über das Schweigen, das nun eintrat. Ich hatte mir bis dahin nicht klar gemacht, welche Wertschätzung ich im Kreise der anderen Kapitäne genoß.

Antisthenes ergriff als erster das Wort. »Ich meine nicht, daß wir einen Kapitän schicken sollten«, sagte er. »Das käme einer Verurteilung auf die Galeerenbänke von Cos gleich. Außerdem bin ich der Meinung, wir sollten einen Mann entsenden, der nicht die Schnüre dieser Stadt trägt.«

Ich lächelte. »Es ist natürlich eine große Ehre für mich, daß der noble Samos mich für diese Aufgabe benennt, der ich doch wahrlich der geringste unter den anwesenden Kapitänen bin.«

Die Männer sahen sich grinsend an.

»Dann lehnst du also ab?« fragte Samos.

»Es will mir allerdings scheinen, daß eine so entscheidende Rolle einem Würdigeren zufallen sollte, niemandem anders als dem höchsten unter uns, der mit den Ubars von Cos und Tyros auf gleichem Fuße verhandeln könnte — *Samos!*«

»Ich bin dankbar für deine Nominierung«, sagte Samos in das Gelächter der anderen hinein, »aber ich glaube nicht, daß es dem Seniorskapitän des Rats in diesen unruhigen Zeiten ansteht, die

Stadt zu verlassen, auch wenn es um eine Friedensmission geht. Dazu ist die Lage zu Hause noch viel zu unsicher.«

»Stimmt«, sagte ein Kapitän.

»Dann lehnst du also ab?« fragte ich Samos.

»Ja«, erwiderte Samos. »Ich lehne ab.«

Ich fuhr fort: »Ich meine trotzdem, daß ein Kapitän unsere Interessen am besten vertreten und am ehesten von der Ernsthaftigkeit unserer Absichten überzeugen könnte — wenn nicht Cos und Tyros, so doch wenigstens ihre Verbündeten und die neutralen Häfen und Städte an der Küste des schimmernden Thassa.«

»Aber wer von uns soll fahren?« fragte Bejar.

Als das Gelächter erstarben war, sagte ich: »Ich, Bosk, könnte fahren.«

»Hast du den Antrag nicht abgelehnt?« fragte Samos.

»Nein«, erwiderte ich. »Ich habe nur vorgeschlagen, daß ein Würdigerer als ich sich dieser schweren Aufgabe annimmt.«

»Was ist dein Preis?« fragte Samos.

»Eine Galeere«, sagte ich, »ein Rammschiff der großen Klasse.«

Ich besaß kein solches Schiff.

»Es soll dir gehören«, sagte Samos.

»... wenn du zurückkommst, um es zu beanspruchen«, murmelte ein Kapitän.

»Fahre nicht, Bosk«, sagte Antisthenes.

Ich hatte bereits einen Plan — sonst hätte ich mich nicht zur Verfügung gestellt. Die Chance eines Friedens auf dem Meer war verlockend. Cos und Tyros sind wichtige Märkte, ganz zu schweigen von ihren Verbündeten. Und selbst wenn meine Mission fehlgeschlug, gewann ich eine große Galeere für meine Flotte. Natürlich war die Sache riskant, doch ich hatte die Gefahr kalkuliert, Ich würde nicht unvorbereitet nach Cos und Tyros reisen.

»Und«, fuhr ich fort, »als Eskorte verlange ich fünf Rammschiffe aus dem Arsenal, mittlere oder schwere Klasse, deren Mannschaften und Kapitäne von mir bestimmt werden sollen.«

»Diese Schiffe werden nach Beendigung deiner Mission dem Arsenal zurückgegeben?« fragte Samos.

»Natürlich.«

»Einverstanden«, sagte der erste Sklavenhändler der Stadt.

Wir sahen uns an. Ich fragte mich, ob Samos mich auf die Weise leicht loszuwerden hoffte — einen Mann, der ihm sein Posten als Seniorekapitän im Rat von Port Kar streitig machen konnte. Ja, sagte ich mir, er glaubt, er wird mich so los.

»Fahre nicht, Bosk«, sagte Antisthenes noch einmal.

Ich stand auf. »Deine Sorge ehrt mich, Antisthenes«, sagte ich und schüttelte den Kopf. Dann reckte ich mich. »Macht ohne mich weiter. Ich gehe nach Hause. Die Nacht war lang, und ich bin müde.«

12

Es war spätabends, zwei Tage nach dem gescheiterten Staatsstreich des Henrius Sevarius.

Ich wartete darauf, daß für meine Friedensmission nach Cos und Tyros Schiffe bereitgestellt wurden.

Inzwischen hatte ich als Kapitän allerlei Bürgerpflichten zu erfüllen. Bis zur Bildung der Ratswache waren die Kapitäne und ihre Leute für die Aufrechterhaltung der Kontrollen über die Ubars und die Sicherheit in der Stadt verantwortlich.

Eine Nacht stand ich auf einer hohen Wachmauer, einige hundert Meter von der kahlen Außenwand eines Anwesens entfernt, das Sevarius gehörte und angeblich seinen Palast beherbergte, und sah, wie eine winzige Seitenpforte geöffnet wurde. Am Fuß der Mauer erstreckte sich eine etwa zwanzig Meter breite Steinfläche, die an einem Kanal endete. Wir hatten den Kanal blockiert, wo er eine Ausfahrt zur Stadt und zum Meer bot. Nun sahen wir im Licht der drei goreanischen Monde, wie fünf Männer durch das winzige Eisentor kamen. Sie schleppten einen großen, zusammengebundenen Sack.

»Halt, Männer des Sevarius!« rief ich. »Halt, Verräter!«

»Beeilt euch!« rief ein Mann. Ich erkannte die Stimme. Es war Lysius, der Freund des Regenten Claudius. Ich sah auch einen anderen Mann, der erschreckt den Kopf hob — Henrak, der die Rencebauern verraten hatte.

Gefolgt von Thurnock, Clitus und anderen, sprang ich von der Mauer und lief auf den Kanal zu.

Die Gestalten begannen zu rennen, bestrebt, ihre Last ins Wasser zu werfen, ehe wir sie erreichten.

Thurnock blieb stehen, zog seinen Bogen durch. Einer der Männer wirbelte getroffen herum. Die anderen schleuderten den Sack mit mächtiger Bewegung in den Kanal. Dann traten sie im Laufschrift den Rückweg an.

Doch ehe sie das Tor erreichten, hatte Thurnocks Langbogen

noch zweimal zugeschlagen, so daß Lysius und Henrak als einzige entkamen.

»Messer!« sagte ich.

Man reichte mir eine Klinge.

»Nicht«, rief Thurnock.

Schon sah ich im Wasser die schmalen Schnauzen von Urts, die auf den Sack zuhielten. Ich steckte das Messer zwischen die Zähne und sprang in den kalten Kanal.

Der Sack begann zu sinken und war bereits unter der Wasseroberfläche, als ich ihn erreichte. Ich schnitt ihn auf und packte den gefesselten Arm des Körpers, der sich darin befand.

Ein Pfeil sirrte neben mir ins Wasser, gefolgt von dem schrillen Schmerzensschrei einer schwimmflossigen Kanalurt, Beißgeräuschen und Platschen — die anderen Urts stürzten sich auf ihren verletzten Artgenossen.

Ich hob den Kopf der Gestalt über Wasser. Es war ein Junge, er starrte mich mit schreckgeweiteten Augen an.

Ich schleppte ihn zum Kanalrand, und einer meiner Männer, der sich am Ufer hingelegt hatte, faßte ihn unter dem Arm.

Im nächsten Augenblick zuckte Clitus' Netz über mich, gefolgt vom protestierenden Quieken einer weiteren Urt, die den Dreizackhieben des Fischers nicht gewachsen war.

Da spürte ich, wie sich die Zähne einer Urt um mein Bein schlossen, Nadelspitzen, die an meinem Fleisch zerrten. Ich stieß dem Tier die Finger in die Ohren und zerrte den Kopf von meinem Bein fort. Das Maul schnappte weiter nach mir, versuchte an meine Kehle zu kommen. Ich ließ das Tier los, schlug ihm den Kopf hoch und ließ mich auf seinen Rücken gleiten, als es wieder zubeißen wollte, den linken Arm um das nasse glitschige Fell des breiten Halses geschlossen. Ich nahm das Messer und hieb damit heftig auf das Ungeheuer ein.

»Es ist tot!« brüllte Clitus.

Ich ließ die Urt los, die sofort von ihren Artgenossen unter Wasser gezerrt wurde

Ich spürte Clitus' Netz hinter mir, klammerte mich daran fest. Blutend und hustend und vor Kälte zitternd wurde ich aus dem Wasser gezogen, Sekunden später wurde ich von zwei Bewaffneten zur Belagerungsmauer geführt. In der Hitze eines Wachfeuers entledigte ich mich meiner nassen Kleidung und wickelte mich in Thurnocks Umhang. Jemand reichte mir eine Lederflasche mit Paga.

Plötzlich lachte ich. »Ich freue mich, daß ich noch lebe«, sagte ich.

Die Männer fielen in mein Lachen ein. Thurnock klopfte mir auf die Schulter.

»Was ist mit deinem Bein?« fragte einer der Bewaffneten.

»Schon gut«, sagte ich.

Ich konnte stehen; die Wunden waren nicht tief. Ich wollte sie zu Hause von einem Arzt versorgen lassen.

»Wo ist unser Fisch aus dem Kanal?« fragte ich.

»Folge mir«, sagte einer der Bewaffneten.

Fünzig Meter entfernt hockte der Junge an der Mauer, nackt, in einen Umhang gehüllt. Er hatte sichtlich Angst.

»Wer bist du?« fragte Thurnock.

Der Junge schwieg.

»Man müßte ihn vertrimmen«, sagte Thurnock aufgebracht

»Sind das deine Männer?« fragte mich der Junge.

»Ja.«

»Wer bist du?« wollte er wissen.

»Bosk.«

»Aus dem Rat der Kapitäne?«

Als ich nickte, glaubte ich Angst in seinen Augen zu sehen.

»Wer bist du?« erkundigte ich mich.

»Nur ein Sklave.«

»Zeig mir deine Hände.«

Widerstrebend gehorchte er. Sie waren glatt und makellos.

»Trägt er ein Brandzeichen?« fragte ich die Bewaffneten.

»Nein.«

»Da wir dich aus dem Kanal geholt haben, werden wir dich Fisch nennen. Und da du Sklave bist, erhältst du einen Kragen und wirst in meinem Haus dienen.«

Er starrte mich wütend an.

Der Junge, überlegte ich, konnte mir noch einmal nützlich sein. Fiel er dem Rat in die Hände, wurde er zweifellos gefoltert und aufgespießt oder zum Dienst auf einem Schiff gepreßt. Bei mir würde seine Identität geheimbleiben.

»Wer ist er denn?« fragte Thurnock und blickte hinter dem Jungen her, der von den Männern fortgetragen wurde.

»Natürlich Henrius Sevarius«, sagte ich.

»Malt meine Schiffe grün an«, hatte ich gesagt.

Wir schrieben die Fünfte Wartende Hand, vier Monate nach dem mißglückten Staatsstreich des Henrius Sevarius in Port Kar. Inzwischen war die Flagge Bosks, des Piraten, auf dem Thassa weit-
hin gefürchtet.

Wie es dazu kam, möchte ich berichten.

Vor etwa drei Monaten fuhr ich mit meinem schnellsten Ramm-
schiff, begleitet von meinen anderen beiden Rammschiffen und von
fünf Kriegsschiffen des Arsenal, in den riesigen, befestigten Ha-
fen von Telnus ein, der Hauptstadt des Ubarats Cos. Ich ließ mich
an Land rudern und schickte das Boot zurück. Ich wollte allein vor
die Ubars von Cos und Tyros treten — dies war mein Wunsch und
gehörte zu meinem Plan.

Ich erinnere mich, wie ich vor den Thronsesseln stand, im rie-
sigen Thronsaal von Cos.

Ich trug den Ubars der beiden Inselreiche nach bestem Vermögen
die Vorschläge des Kapitänsrats von Port Kar vor, die Vorstellung
von Frieden und vermehrtem Handel zwischen den beiden Ubara-
ten und der bösen Stadt im Voskdelta, Port Kar.

Der Ubar von Cos, Lurius aus Jad, und der Ubar von Tyros,
Chenbar aus Kasra, der gerade einen Staatsbesuch in Cos absol-
vierte, hörten mich schweigend an, ohne Fragen zu stellen. Neben
ihnen saß kostbar gekleidet und juwelengeschmückt Vivina, das
Mündel von Chenbar. Es war kein Zufall, daß sie sich auch in Cos
aufhielt. Sie sollte Lurius vorgestellt werden, damit der entscheide,
ob er sie zur Gefährtin nehme. Ihr Körper sollte die beiden Insel-
Ubarate verbinden. Ihr Schleier war durchsichtig, und ich sah, daß
sie sehr schön war, wenn auch noch sehr jung. Mein Blick wan-
derte von ihr zu dem dicken Lurius aus Jad, Ubar von Cos, der
wie ein Fleischberg auf seinem Thron ruhte. Chenbar aus Kasra
dagegen, Ubar von Tyros, war ein hagerer Mann mit großen Au-
gen und nervösen Händen. Ich bezweifelte nicht, daß er ein intelli-
genter Mann war, der mit Waffen umzugehen verstand.

Als, ich meinen Vortrag beendet hatte, stand Chenbar auf und
sagte mit einem Blick auf Lurius: »Beschlagnahmt seine Schiffe!«

»Du wirst feststellen«, sagte ich, »daß meine Einheiten den Ha-
fen von Telnus bereits verlassen haben.«

Der dicke Lurius sprang mit wabbelndem Bauch auf und schüt-
telte drohend die Faust.

»Soll das heißen, daß unser Friedensangebot abgelehnt ist.«
»Richtig«, sagte Chenbar, während Lurius noch um Worte rang.
»Dann gehe ich jetzt«, sagte ich.
»Ich glaube nicht«, sagte Chenbar lächelnd.
»Legt ihn in Ketten!« kreischte Lurius.

»Ich beanspruche die Immunität des Heralds.«
»Die wird dir verweigert!« schrie Lurius mit zornrotem Gesicht.

Ich streckte die Arme aus, und Stahlbänder schnappten um meine Handgelenke zu. »Wir haben euch den Frieden angeboten«, sagte ich.

»Und wir haben ihn ausgeschlagen!«

Ich hörte das Gelächter Vivinas; andere stimmten in das Lachen ein.

»Legt ihn an die Marktkette«, sagte Lurius schweratmend, »und verkauft ihn am Sklavenkai. Wenn du erst auf der Ruderbank eines Rundschiffes sitzt, hältst du dich vielleicht nicht mehr für so mutig und schlau, mein lieber Kapitän aus Port Kar.«

»Das werden wir sehen«, sagte ich, »Ubar.«

»Warte«, hörte ich Chenbars Stimme. »Ich möchte dir noch die noble Vivina vorstellen.« Und er deutete auf das verschleierte Mädchen.

»Ich möchte nicht einem Tarsk aus Port Kar vorgestellt werden«, fauchte das Mädchen.

»Wir wollen doch unsere guten Manieren nicht vergessen«, sagte Chenbar lächelnd.

Das Mädchen erhob sich und nickte kurz in meine Richtung.

»Welche Ehre für mich«, sagte ich.

»Tharlarion!« zischte sie.

»Eure berückende Schönheit, hohe Dame, ist eines Ubars aus Cos in der Tat würdig ...«

Lurius grinste, während das Mädchen kaum eine Miene verzog.

»... oder einem Kragen in Port Kar«, fügte ich hinzu.

Lurius sprang mit geballten Fäusten auf.

»Tötet ihn!« kreischte Vivina.

»Still«, sagte Chenbar. »Die noble Vivina ist, wie du zweifellos weißt, dem Ubar von Cos, Lurius, versprochen.«

»Das wußte ich nicht«, sagte ich.

»Ja«, bemerkte Chenbar. »Ich habe heute morgen mein Wort gegeben.«

Das Mädchen starrte mich wütend an, während Lurius grinste.

Chenbar lächelte und hob einen Arm. »Diese Gefährtschaft

wird unsere beiden Ubarate verbinden. Nach der Zeremonie werden sich unsere Flotten zusammentun, damit wir Port Kar einen Staatsbesuch abstatten können. Unsere Schiffe werden bereits ausgerüstet.«

»Und wann soll die Begegnung stattfinden?« fragte ich.

»Etwa um die sechste Wartende Hand«, erwiderte er.

»Du bist sehr freizügig mit deinen Informationen«, sagte ich.

»Naja«, sagte Chenbar, »wir sind ja hier unter Freunden.«

»Und unter Sklaven«, sagte das Mädchen mit vielsagendem Blick auf meine Fesseln.

»Ihr habt Geschäfte mit Ubar Henrius Sevarius aus Port Kar?«

Chenbar lächelte. »Wir haben mit seinem Regenten Claudius gesprochen.«

»Und was ist mit Henrius Sevarius selbst?«

»Der ist doch nur ein Kind ohne Macht.«

»Wem folgen seine Männer?«

»Natürlich Claudius«, sagte Chenbar. »Merk dir diesen Namen. Claudius soll Ubar von Port Kar werden.«

»Als Agent von Tyros und Cos.«

»Aber natürlich«, lachte Chenbar.

»Du weißt vielleicht nicht, daß Claudius' und Henrius Sevarius' Streitkräfte nicht das Kommando über die Stadt haben.«

»Unsere Informationen sind besser als du glaubst«, erwiderte Chenbar lächelnd. »Du kannst versichert sein, daß wir Claudius aus seiner jetzigen Lage befreien werden.«

»Du scheinst über die Ereignisse in Port Kar bestens informiert zu sein.«

»O ja«, sagte Chenbar. »Vielleicht möchtest du unseren wichtigsten Kurier kennenlernen — den Mann, der zu gegebener Zeit unsere Flotten in den Hafen von Port Kar führen soll?«

»Ja, das möchte ich gern.«

Aus einer Gruppe von Würdenträgern löste sich ein Mann. Er hatte langes schwarzes Haar, das mit einer roten Schnur im Nacken zusammengebunden war. Er trug in der Armbeuge einen Helm mit dem Büschel Sleenhaar, das ihn als Kapitän Port Kars auswies. Der Helm wies auch zwei goldene Streifen auf.

Ich hatte Samos erwartet.

»Lysius ist mein Name«, sagte der Mann. »Du kennst mich, Bosk.«

Ich lächelte. Er hatte mit einer Handvoll Männer aus der Festung des Henrius Sevarius fliehen können, einen Tag nachdem wir den

Jungen aus dem Kanal gefischt hatten. Darauf waren die Wachen verstärkt worden.

»Ja«, sagte ich. »Ich erinnere mich vielleicht besser an dich, als du denkst.«

»Was soll das heißen?« fragte er.

»Bist du nicht im Voskdelta von einem Haufen Rencebauern überwältigt worden und mußtest deine Barken und eine wertvolle Ladung Rencepapier und Sklaven zurücklassen?«

»Dieser Mann ist gefährlich«, sagte Lysius zu Chenbar. »Ich empfehle, daß er getötet wird.«

»Nein, nein«, sagte Chenbar. »Wir verkaufen ihn und verwenden das Geld für die Ausstattung unserer Flotte. So dient er noch einem guten Zweck.«

Ich schwieg.

»Ich meine auch«, fuhr Chenbar fort, »daß du nicht der letzte Kapitän aus Port Kar bist, der auf den Rundschiffen von Cos oder Tyros rudern muß.«

»Offensichtlich wartet Arbeit auf mich«, sagte ich. »Ich möchte mich also jetzt zurückziehen.«

»Hast du nicht vergessen, dich von der noblen Vivina zu verabschieden?« fragte Chenbar. »Du wirst sie bestimmt nicht wiedersehen.«

»Ich besuche keine Ruderbänke auf Rundschiffen«, sagte sie und löste damit allgemeines Gelächter aus.

»Vielleicht hast du eines Tages dazu Gelegenheit, hohe Dame«, sagte ich.

»Was soll denn das heißen?« fragte sie.

»Ein Witz«, sagte Chenbar.

»Wann soll denn der Wein der Freien Gefährtschaft mit Lurios, dem würdigen Ubar von Cos getrunken werden?«

»Ich fahre erst nach Tyros zurück«, sagte sie, »wo ich mich vorbereite. Dann reisen wir mit Schatzschiffen und in prunkvoller Aufmachung in den Hafen von Telnus zurück, wo ich Lurios' Arm nehme und mit ihm den Wein der Gefährtschaft trinke.«

»Dann möchte ich dir eine sichere und angenehme Reise und für die Zukunft viel Glück wünschen«, sagte ich.

Sie nickte und lächelte.

»Du hast von Schatzschiffen gesprochen«, fuhr ich fort. »Wie mir scheinen will, genügt dein Körper allein dem noblen Lurios nicht.«

»Tarsk!« entfuhr es ihr.

Chenbar lachte nur.

»Schafft ihn fort!« kreischte Lurius.

»Lebe wohl, Vivina«, sagte ich.

Ich wurde herumgerissen und aus dem riesigen Thronsaal von Cos gezerrt.

Als ich früh am nächsten Morgen angekettet aus dem Palast des Lurius geführt wurde, waren die Straßen verlassen. In der Nacht hatte es geregnet, und Pfützen standen hier und dort auf dem Pflaster. Die Verkaufsstände waren noch mit Holzläden verschlossen, die feucht schimmerten. Nur wenige Lichter brannten in den Fenstern. Nahe dem Hinterausgang des Palastes sah ich eine verhüllte Gestalt an der Wand lehnen. Der Mann war törichterweise viel zu früh in die Stadt gekommen, um sein Gemüse zu verkaufen. Er schien zu schlafen — ein großer Mann in der groben Tunika eines Bauern. Neben ihm stand ein ledernes Bündel, in dem nur ein Langbogen versteckt sein konnte. Er hatte struppiges gelbes Haar. Ich lächelte, als wir an ihm vorbeigingen.

Auf dem Sklavenkai wurde ich ohne Umstände an die Marktkette angeschlossen.

Um die achte Stunde trafen bereits verschiedene Kapitäne von Rundschiffen ein und begannen mit dem Sklavenmeister um Preise zu feilschen. Der Händler verlangte meiner Meinung nach zuviel für seine Ware, zumal wir nur als Ruderer arbeiten sollten. Offenbar ging es darum, möglichst viel für die Staatskasse zu erzielen, die durch die Ausrüstung der Flotten erheblich belastet war.

Etwas abseits von mir hockte ein Fischer. Er lehnte an einem schweren Pfosten, der den Sklavenkai stützte, und arbeitete mit langsamen Bewegungen an einem Netz, das über seinen Knien lag. Neben ihm lag ein Dreizack. Er hatte langes schwarzes Haar und graue Augen.

»Ich will sehen, wie stark du bist«, sagte einer der Kapitäne.
»Ich kann nur kräftige Männer auf meinen Schiffen gebrauchen.«

Er streckte mir die Hand hin.

Sekunden später brüllte er schmerzerfüllt um Gnade.

»Halt, Sklave!« sagte der Sklavenmeister und schlug mich mit dem Peitschengriff.

Ich ließ die Hand des Mannes los, ohne sie gebrochen zu haben. Der Kapitän richtete sich langsam auf und starrte mich ungläubig an, die schmerzende Hand in die linke Achselhöhle gepreßt.

»Verzeih mir, Herr«, sagte ich besorgt.

Unsicher ging er weiter, untersuchte andere Sklaven weiter unten am Kai.

»Machst du das noch einmal, schneide ich dir die Kehle durch«, zischte der Sklavenmeister.

»Aber das würde Chenbar und Lurius nicht gefallen«, erwiderte ich.

»Vielleicht nicht«, sagte der Mann grinsend.

»Was forderst du für den Sklaven?« fragte ein Kapitän, ein großer Mann mit kleinem, sorgfältig gestutztem Backenbart.

»Fünfzig kupferne Tarnmünzen.«

»Das ist zuviel.«

Ich stimmte ihm insgeheim zu, hielt es aber nicht für angebracht, mich in die Diskussion einzuschalten.

»Das ist nun mal der Preis«, sagte der Sklavenmeister.

»Also gut«, erwiderte der Kapitän und deutete auf einen Schriftgelehrten neben sich, der einen Beutel mit Münzen über der Schulter trug.

»Darf ich den Namen meines Herrn und den seines Schiffes erfragen?« sagte ich.

»Ich heiße Tenrik«, erwiderte er. »Tenrik aus Temos. Dein Schiff ist die Rena aus Temos.«

»Und wann laufen wir aus?«

Er lachte. »Sklave, du redest ja wie ein Passagier!«

Ich lächelte.

»Mit der Abendflut«, sagte er.

Ich neigte den Kopf. »Vielen Dank, Herr.«

Tenrik, gefolgt von seinem Schriftgelehrten, wandte sich zum Gehen. Da sah ich, daß auch der Fischer mit seinem Netz fertig war. Er faltete es zusammen und warf es sich über die Schulter. Dann nahm er seinen Dreizack und wanderte davon.

Ich blickte den Sklavenmeister kopfschüttelnd an. »Zuviel«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln und grinste. »Wie's der Markt eben aufnimmt«, meinte er.

Ich war ganz zufrieden, als ich zur Rena aus Temos geführt wurde, einem Rundschiff. Befriedigt registrierte ich Breite und Tiefgang. Ein solches Schiff war sehr langsam.

Die Brotkrumen und Zwiebeln und Erbsen, aus denen unser Essen bestand, gefielen mir schon weniger, aber ich glaubte nicht, daß ich lange darauf angewiesen war.

»Du wirst feststellen, daß dieses Schiff nicht leicht zu rudern

ist«, sagte der Rudermeister, als er meine Fußgelenke an der schweren Fußstange festkettete.

»Das Schicksal eines Sklaven ist nicht leicht«, versicherte ich ihm.

»Außerdem bin ich kein einfacher Herr«, sagte er lachend.

»Schwer ist das Schicksal eines Sklaven, in der Tat«, klagte ich.

Lachend kehrte er zum Heck zurück. Da es sich um ein großes Schiff handelte, saß ein Keleustes vor ihm, ein starker Mann, der den Rhythmus angeben sollte — mit zwei lederbespannten Hämmern, mit denen er auf ein großes Kupferbecken schlug.

»Ruder aus!« rief der Rudermeister.

Im Gleichtakt mit den anderen Sklaven ließ ich mein Ruder nach draußen gleiten.

Auf dem Oberdeck über uns hörte ich die Rufe der Seeleute, die die Leinen losmachten und das Schiff mit langen Stangen vom Kai fortstießen. Segel wurden erst gesetzt, wenn wir den Hafen verlassen hatten.

Ich vernahm das Knirschen des großen Seitenruders und spürte die schwerfällige, süße, lebendige Bewegung des Schiffskörpers.

Wir waren unterwegs.

Die Augen des Schiffs, die zu beiden Seiten des Bugs aufgemalt waren, hatten sich jetzt bestimmt schon der Hafenausfahrt von Telnus zugewandt. Goreanische Schiffe tragen stets ein Paar Augen, entweder in einem Kopf am Bugspriet — wie bei den Tarnschiffen — oder beidseits des Bugs der Rundschiffe. In den Augen spiegelt sich der goreanische Seemannsglaube wieder, jedes Schiff sei ein lebendiges Wesen.

»Ruder fertig!« rief der Rudermeister. »Zieht durch!«

Der Keleustes schlug auf das große Kupferbecken.

Gleichmäßig tauchten die Ruderblätter ins Wasser, zogen durch. Ich stemmte die Füße gegen das Stützbrett und machte die Bewegung mit.

Langsam wie ein schwerfälliger Vogel begann sich das Schiff auf die Öffnung zwischen den beiden großen runden Türmen zuzubewegen, die den Hafen von Telnus bewachten, den Hafen der Hauptstadt des Insel-Ubarats Cos.

Wir waren nun schon zwei Tage auf See.

Wir aßen eine unserer vier täglichen Rationen aus Brot, Zwiebeln und Erbsen. Wasserhäute wurden weitergereicht

Die Ruder waren innenbords.

Wir hatten nicht soviel gerudert wie üblich, da uns in den ersten beiden Tagen ein lebhafter Wind begleitet hatte, der allerdings am Abend zuvor schwächer geworden war.

Die Rena hatte im Gegensatz zu den beweglichen Masten der Kriegsschiffe zwei feste Masten. Der Hauptmast stand etwas vor der Mitte, während der Vormast etwa anderthalb Meter achtern vom Ruderjoch auftrug. Beide trugen dreieckige Segel, wobei der Baum des Vorsegels etwa halb so lang war wie der Baum des Hauptsegels.

Am Morgen jenes Tages hatten wir mehrere Ahn lang gerudert, und es war jetzt etwa eine Ahn nach Mittag.

»Wie ich gehört habe«, sagte der Rudermeister zu mir, »warst du Kapitän in Port Kar.«

»Ja, ich bin Kapitän«, sagte ich.

»Aber in Port Kar«, sagte er. »Und hier ist nicht Port Kar.«

Ich blickte ihn an. »Port Kar ist dort, wo seine Macht hinreicht.«

Er starrte mich wortlos an.

»Wie ich sehe, hat der Wind nachgelassen.«

Er wurde bleich.

In diesem Augenblick ertönte die Stimme des Ausgucks vom Hauptmast. »Zwei Schiffe backbord!«

»Ruder aus!« brüllte der Rudermeister und lief zu seinem Sitz.

Ich stellte die Schüssel mit Essen unter meine Bank. Vielleicht brauchte ich sie noch. Dann schob ich das Ruder hinaus.

Von oben drang das Getrappel hastiger Schritte herab. »Hart steuerbord!« erklang die Stimme Kapitän Tenriks.

Das große Schiff schwang langsam herum.

Doch dann tönte vom Hauptmast ein neuer Ruf. »Zwei weitere Schiffe! Steuerbord!«

»Ruder geradeaus!« brüllte Tenrik. »Volle Segel! Höchste Schlagzahl!«

Kaum hatte die Rena ihren ursprünglichen Kurs wieder aufgenommen, als der Rudermeister den Ruderbefehl gab und der Keleustes sein Kupferbecken zu bearbeiten begann. Zwei Seeleute kamen von oben und nahmen Peitschen von Gestellen hinter dem Rudermeister.

Ich lächelte. Ob die Ruderer nun geschlagen wurden oder nicht, eine bestimmte Geschwindigkeit war nicht zu überschreiten — und diese Geschwindigkeit würde nicht ausreichen.

Wieder erstattete der Ausguck Meldung: »Zwei weitere Schiffe achteraus!«

Die schweren lederbespannten Hämmer dröhnten schneller auf dem Kupferbecken.

Etwa eine halbe Stunde später hörte ich, wie Tenrik dem Ausguck zurief: »Kannst du die Flagge ausmachen?«

»Sie ist weiß!« rief der Mann, »Mit grünen Streifen. Darauf der Kopf eines Bosk!«

Einer der Sklaven, der vor mir angekettet war, flüsterte über die Schulter: »Wie heißt du, Kapitän?«

»Bosk«, sagte ich und zog mein Ruder durch.

»Aii!« rief er.

»Rudert!« brüllte der Rudermeister.

Die Seeleute eilten mit ihren Peitschen zwischen den Bänken hin und her, doch die Sklaven gaben bereits ihr Bestes.

»Sie kommen näher!« rief jemand oben.

»Schneller!« ertönte der Befehl.

Aber der Keleustes hämmerte längst den schnellsten Rhythmus, eine Schlagzahl, die sich bestimmt nicht lange halten ließ.

Eine Viertel-Ahn später hörte ich den Ruf, auf den ich gewartet hatte.

»Noch zwei Schiffe!« brüllte der Ausguck.

»Wo?« wollte Tenrik wissen.

»Voraus!«

»Halb Steuerbord!« rief der Kapitän.

»Ruder auf!« brüllte der Rudermeister. »Backbordruder! Durchziehen!«

Wir hoben unsere Ruder aus dem Wasser, während die Sklaven auf der Backbordseite weiterruderten und das Schiff nach dem go-reanischen Kompaß um acht Grad nach Steuerbord herumzogen.

»Alle Ruder!« rief der Rudermeister. »Durchziehen!«

»Was sollen wir tun?« fragte der Sklave vor mir.

»Rudern!« sagte ich.

»Ruhe!« brüllte einer der Seeleute und versetzte uns einen Peitschenhieb. Törichterweise begann er dann auf die Rücken anderer Sklaven einzuschlagen. Zwei Männer ließen darauf ihre Ruder los, was den Rhythmus der anderen durcheinanderbrachte.

Der Rudermeister hastete zwischen die Bänke, entriß den Seeleuten die Peitschen, schickte sie wieder nach oben. Er war ein guter Rudermeister.

»Auf die Ruder!« brüllte er. »Fertigmachen! Durchziehen!«

Wir fanden unseren Rhythmus wieder, und die Rena pflügte erneut durch das Wasser.

»Schneller!« rief ein Mann vom Oberdeck herab.

Der Rudermeister sah sich um. »Den Rhythmus zehn Schläge zurücknehmen«, befahl er.

»Bist du verrückt geworden?« brüllte ein Offizier und kam die Treppe herabgepoltert. Er versetzte dem Rudermeister einen Faustschlag ins Gesicht. »Höchste Schlagzahl!« schrie er.

Wieder beschleunigte der Keleustes seinen Rhythmus.

Aber in weniger als einer Ehn kam ein Mann nicht mehr mit, und dann waren es zwei, und die Ruder kamen durcheinander. Unbarmherzig folgte der Keleustes seinem Befehl, unbarmherzig prasselten die Schläge auf die Trommel.

Doch dann stimmte der Rhythmus nicht mehr mit der Bewegung der Ruder überein. Viele Männer vermochten nicht mehr mitzuhalten und hatten keinen Anhaltspunkt mehr für ihre Bewegungen.

Der Rudermeister, dem Blut übers Gesicht strömte, rief: »Ruder auf!« Dann sagte er müde zu dem Keleustes: »Zehn Schläge nachlassen.«

Die Rena wurde wieder angetrieben.

»Schneller!« brüllte der Offizier von oben. »Schneller!«

»Die Rena ist kein Tarnschiff!« rief der Rudermeister.

»Du wirst sterben!« kreischte der Offizier durch die Luke.

Mit zitternden Lippen und blutendem Mund schritt der Rudermeister zwischen den Sklaven hindurch. Er kam auf mich zu.

»Ich führe hier das Kommando«, sagte ich.

»Ich weiß«, sagte er.

In diesem Augenblick kam der Offizier wieder die Treppe herab. Seine Augen waren angstgeweitet. Er hielt ein Schwert in der Hand.

»Wer ist hier der Kapitän aus Port Kar, der Bosk genannt wird?« fragte er.

»Ich«, sagte ich.

»Ich werde dich töten.«

»Das würde ich an deiner Stelle nicht tun.«

Er erstarrte.

»Sollte mir etwas passieren«, sagte ich, »lassen meine Leute dich über die Klinge springen.«

Er ließ sein Schwert sinken.

»Kette mich los«, sagte ich.

»Wo ist der Schlüssel?« wandte sich der Mann an den Rudermeister.

Als ich losgekettet war, ließ ich mein Ruder fahren. Die anderen Sklaven waren verblüfft, ruderten jedoch weiter.

»Wer für mich ist«, sagte ich, »wird freigelassen.«

Die Sklaven begannen zu jubeln.

»Ich führe hier das Kommando«, sagte ich. »Ihr tut, was ich sage.«

Ich streckte die Hand aus, und der Offizier überreichte mir, den Griff voraus, sein Schwert.

Ich bedeutete ihm, er solle meinen Platz am Ruder annehmen, was er mit wütender Bewegung tat.

»Sie wollen unsere Ruder abscheren!« ertönte ein Schrei von oben.

»Ruder einziehen!« brüllte der Rudermeister instinktiv.

»Ruder bleiben draußen!« befahl ich, und die Sklaven gehorchten. Auf der Steuerbordseite begann es plötzlich zu knirschen, und die Ruderer brüllten auf. Holz knackte und splitterte, die Geräusche wurden im Innern des Schiffs zu einem ohrenbetäubenden Donnern verstärkt. Einige Ruder wurden aus den Dollen gerissen, andere glatt durchtrennt, wobei die inneren Enden in einem zum Heck gerichteten Bogen zurückschnappten und die Sklaven von ihren Bänken fegten, ihnen Arme oder Rippen brachen. Ich hörte Männer schreien. Einen langen Moment neigte sich die Rena nach Steuerbord, nahm sogar Wasser durch die Ruderluken auf, doch dann war das andere Schiff vorbei, und wir richteten uns auf, hilflos, geschlagen.

Ich wandte mich an den Offizier. »Nimm den Schlüssel und laß die anderen Sklaven frei«

Dann sagte ich zu dem Rudermeister: »Du bist ein guter Rudermeister — aber du solltest dich jetzt um deine Verwundeten kümmern.«

Ich griff unter meine Bank. Dort schwamm mein Teller, das Essen halb verschüttet, im Wasser. Ich fischte ihn heraus und setzte meine Mahlzeit fort.

Von Zeit zu Zeit blickte ich aus der Dollenluke. Die Rena war nun von den acht Schiffen umringt. Zwei große Galeeren aus dem Arsenal begannen aufzuschließen.

Ich hörte, wie Kapitän Tenrik oben den Befehl gab, keinen Widerstand zu leisten. Gleich darauf sprangen mehrere Männer auf die Rena über.

Ich setzte meinen Teller ab, den ich leergegessen hatte, stand

auf und stieg die Treppe hinauf, das Schwert des Offiziers in der Hand.

»Kapitän!« rief Thurnock.

Dicht hinter ihm grinsten Clitus und Tab.

Jubel erklang auf den Schiffen aus Port Kar. Ich hob salutierend die Klinge. Dann wandte ich mich an Kapitän Tenrik. »Meinen Dank, Kapitän. Du hast mich als ausgezeichneter Seemann beeindruckt.«

Er starrte mich an.

»Du hast eine gute Mannschaft, und das Schiff ist in guter Verfassung.«

»Was hast du mit uns vor?«

»Die Rena muß repariert werden. Zweifellos kannst du das in Cos oder Tyros erledigen lassen.«

»Wir sind frei?« fragte er ungläubig.

»Es hieße die Gastfreundschaft eines Kapitäns schlecht belohnen, wollte ein Passagier ihm grollend sein Schiff vorenthalten.«

»Meinen Dank an Bosk, Kapitän aus Port Kar«, sagte er.

»Die Sklaven sind natürlich frei«, fuhr ich fort. »Sie begleiten uns. Deine Mannschaft dürfte ausreichen, um die Segel zu bedienen oder das Schiff in den Hafen zu rudern. Bringt die Ruderer an Bord unserer Schiffe! In einer Ahn möchte ich Kurs auf Port Kar nehmen!«

Clitus bellte seine Befehle.

»Kapitän«, sagte da jemand hinter mir.

Ich drehte mich um und erblickte den Rudermeister.

»Du könntest gut auf einem Rammschiff dienen«, bemerkte ich.

»Ich war dein Feind«, gab er zu bedenken.

»Wenn du möchtest, diene mir.«

»Ja, ich diene dir gern.«

Ich wandte mich an Thurnock und Tab.

»Ich habe den Frieden nach Cos und Tyros getragen«, sagte ich, »dafür erhielt ich die Ketten eines Galeerensklaven.«

»Wann segeln wir gegen die Schiffe aus Cos und Tyros?«

Ich lachte. »Ja, der Bosk fühlt sich angegriffen!«

»Dann sollen sich Cos und Tyros in acht nehmen!« dröhnte Thurnock.

»Zurück nach Port Kar!« sagte ich. »Wenn ich mich recht erinnere, wartet dort eine schwere Galeere auf mich — als Lohn für meine Arbeit in Cos!«

»Richtig!« rief Thurnock. »Und was dann?«

Ich starrte ihn an. »Dann streiche ich meine Schiffe grün!«

Auf dem Thassa ist grün die Farbe der Piraten. Grüne Schiffswandungen, Segel, Ruder und sogar Seile. Im Licht der grellen Sonne ist grün die Farbe, die auf dem Meer am wenigsten auffällt.

Die Männer jubelten. Ich sprang auf das Deck der schweren Arsenalgaleere.

»Nach Port Kar!« rief ich.

»Nach Port Kar!« jubelten meine Männer.

Und so kam es, daß die Schiffe Bosks aus Port Kar grün gestrichen wurden.

Innerhalb eines Monats machten Bosks Rammschiffe — eine leichte, zwei mittlere und eine schwere Galeere — ihre ersten Beutezüge.

Gegen Ende des zweiten Monats war die Flagge Bosks von Ianda bis Torwaldsland, vom Delta des Vosk bis zu den Thronsälen von Cos und Tyros bekannt und gefürchtet.

Mein Vermögen vermehrte sich schnell, und auch meine Flotte nahm durch die Prisen ungemein zu — sogar in einem Maße, daß ich die Schiffe nicht mehr in dem kleinen Becken innerhalb meines Anwesens unterbringen konnte, sondern zusätzliche Lagerhäuser und Kaianlagen am Westende der Stadt erwerben mußte. Trotzdem war ich gezwungen, eine große Anzahl von erbeuteten Rundschiffen und auch einige der weniger guten Langschiffe zu verkaufen. Meine Rundschiffe nutzte ich bis zur Grenze ihrer Belastung für meine Handelsgeschäfte aus, wobei ich den Ratschlägen der Sklavin Luma folgte; die Rammschiffe setzte ich gegen Cos und Tyros ein, gewöhnlich zu zweit oder dritt; ich selbst befehligte eine Flotte aus fünf Rammschiffen und verbrachte viel Zeit auf See.

Trotz allem hatte ich nicht die Schatzflotte vergessen, die von Tyros nach Cos segeln und die schöne Vivina zu ihrem zukünftigen Gemahl bringen sollte.

Ich schickte Spione nach Tyros und Cos, die mir allerlei nützliche Informationen brachten, so daß es schließlich kein Zufall war, daß ich, Bosk aus den Sümpfen, in der Fünften Wartenden Hand des Jahres 10120 seit der Gründung Ars, vier Monate nach dem erfolglosen Staatsstreich in Port Kar, als Admiral auf dem Ruderdeck meines Flaggschiffs stand, der Dorna aus Tharna, Kommandant über meine Flotte, achtzehn eigene Schiffe und zwölf aus dem Arsenal, und an einer bestimmten Position wartete.

»Flotte Backbord!« ertönte ein Ruf aus dem Ausguck.

Ich wandte mich an Tab.

»Mast umlegen und festzurren. Segel unter Deck. Wir rudern in den Kampf.«

14

Ich möchte vorausschicken, daß bei solchen Kämpfen das Schiff selbst die Waffe ist.

Die Dorna, ein Tarnschiff, ist typisch für ihre Klasse, obwohl es viele verschiedene Bauweisen gibt, unterschieden nach Größe, Takelung, Rudereinrichtungen und dergleichen. Der Hauptunterschied besteht zwischen den Eindeckern und den doppel- oder dreideckgeruderten Schiffen. Wie die meisten Tarnschiffe hat die Dorna nur ein Ruderdeck, ohne daß ihre Ruderkraft der eines Dreideckers unterlegen ist; wie das kommt, werde ich gleich erklären.

Die Dorna ist ein langes schmales Schiff mit wenig Tiefgang. Sie ist kraweelgebaut, und ihre Planken sind mit Bronze- und Eisennägeln befestigt; hie und da werden auch noch Holzpflöcke verwendet. Ihre Plankendicke variiert je nach Lage zwischen fünf und fünfzehn Zentimetern, und um sie gegen Rammstöße abzusichern, verlaufen zehn Zentimeter dicke Dollborde um ihre Flanken. Sie hat einen umlegbaren Mast mit dreieckigem Segel. Mit ihrem Kiel, hundertundachtundzwanzig goreanische Fuß lang, und ihrer Breite von sechzehn goreanischen Fuß gehört sie in die schwere Klasse. Die Höhe zwischen Wasserlinie und Deck beträgt fünf goreanische Fuß. Die Dorna ist lang, flach und schnell und hat einen ziemlich geraden Kiel.

Die Ramme der Dorna — ein mächtiger eisenverstärkter Vorsprung in der Form eines Tarnschnabels, befindet sich unmittelbar unter der Wasserlinie. Hinter der Ramme breitet sich in Form eines Tarn-Federkranzes der Schild aus, der verhindert, daß sich die Ramme zu tief in ein gegnerisches Schiff bohrt. Das ganze Schiff ist so gebaut, daß sich seine gesamte Bewegungsenergie auf diese Ramme konzentriert. Während sich der Bug zur Ramme hinneigt, beschreibt das Heck einen fast vollkommenen Halbkreis. Zwei Seitenruder besorgen die Steuerung. Das Heckspriet ist hoch und den Schwanzfedern eines Tarn nachgebildet.

Außer den erhöhten Ruder- und Vorderdecks trägt die Dorna mittschiffs zwei bewegliche Plattformen, die etwa sechs Meter über dem Deck liegen. Darauf sind gewöhnlich zwei leichte Katapulte

und zwei schwere Wurfgeräte oder Torsionsgeschütze montiert. Natürlich gehörten auch Scherklingen zu ihrer Ausrüstung.

Obwohl die Breite der Dorna sechzehn goreanische Fuß beträgt, hat ihr Deck einen Auslauf von einundzwanzig Fuß, was auf den langen rechteckigen Ruderkasten zurückzuführen ist, der die Dollenluken enthält. Dieser Ruderkasten ist etwas höher als das Deck und erstreckt sich auf jeder Seite zweieinhalb goreanische Fuß über die Außenwandung, gestützt durch Verlängerungen der Spanten. Dieser Ruderkasten liegt dem Bug etwas näher als dem Heck, und seine Ausdehnung sorgt nicht nur für ein breiteres Deck, sondern wegen der Größe der Ruder auch für bessere Bewegungsfreiheit und Hebelwirkung.

Die Größe und das Gewicht der Ruder mag überraschend erscheinen, aber in der Praxis sind sie wirksam und haben eine vorzügliche Hebeleistung. Die Ruder sind in Dreiergruppen angeordnet, für drei Mann pro Bank. Diese Bänke stehen nicht senkrecht zur Außenwandung, sondern verlaufen etwas schräg in Richtung Heckaufbauten. So liegen sie innenbords weiter achtern als an der Bordwand. Diese Schräge ermöglicht eine parallele Führung der drei Ruder jeder Gruppe. Diese Ruder sind nicht alle von gleicher Länge; es besteht ein Unterschied zwischen einem und anderthalb goreanischen Fuß von Ruder zu Ruder, wobei der innen rudernde auch das längste Ruder hat. Die Ruder selbst wiegen etwa einen Stein pro Fuß. Die Länge der Ruder auf einem Tarnschiff liegt gewöhnlich zwischen siebenundzwanzig und dreißig goreanischen Stein. So würde ein Dreißig-Fuß-Ruder etwa dreißig Stein oder sechzig Kilo wiegen. Ein solches Gewicht ließe sich kaum heben, aber die Ruder sind innenbords mit Blei ausbalanciert, so daß sich der Ruderer ganz auf die Bewegung konzentrieren kann. Dieses Arrangement hat sich im goreanischen Schiffsbau vorzüglich bewährt und wird auf fast jedem Rammschiff angewendet. Über dem Ruderdeck liegt außerdem kein Dach, so daß die Ruderer, die zugleich Kämpfer und selbstverständlich keine Sklaven sind, sofort in eine Auseinandersetzung eingreifen können; während des Ruderns werden sie übrigens durch eine Brustwehr geschützt, die rings um den Ruderkasten verläuft. Zwischen jedem Paar Ruderbänke lauert ein Bogenschütze hinter der Brustwehr. Die Dollenluken jeder Rudergruppe liegen etwa dreißig Zentimeter auseinander, und die Gruppen selbst, von Mitte bis Mitte gerechnet, etwa einen Meter. Die Dorna hatte auf jeder Seite zwanzig Gruppen zu drei Ruderern, also insgesamt hundertundzwanzig Ruder.

Aus dieser Schilderung läßt sich schon ersehen, warum ein Eindeckruderer ebenso schnell ist wie ein Schiff mit doppeltem oder gar dreifachem Ruderdeck. Ein Schiff mit einhundertundzwanzig Ruderern auf drei Ruderdecks zu je zwanzig Mann pro Flanke ist weitaus schwerer als der Eindecker mit drei Mann pro Bank und logischerweise langsamer. Eindeckruderer sind deshalb bei den Kampfschiffen auf dem Thassa die überwältigende Mehrheit. Andere Schiffstypen sind darunter selten anzutreffen. Was das Rammen angeht, so könnte ein massigeres Schiff freilich den stärkeren Stoß fuhren — nur kann das leichtere mit größerer Geschwindigkeit angreifen und ist besser manövrierbar.

Ich hatte dreißig Rammschiffe zur Verfügung, von denen achtzehn mein Eigentum waren und zwölf eine Leihgabe des Arsenal. Die Schatzflotte samt Geleitschutz umfaßte siebzig Schiffe — vierzig Rammschiffe und dreißig Rundschiffe. Von den vierzig Rammschiffen gehörten fünfundzwanzig der schweren Klasse an und fünfzehn der mittleren Klasse. Ich hatte zwanzig Rammschiffe der schweren und zehn der mittleren Klasse. Keine der beiden Flotten verfügte über leichte Galeeren.

Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, unter keinen Umständen Rundschiffe zu rammen und dies unter Sklaven bewußt publik machen lassen. Sicherlich war inzwischen allgemein bekannt, daß Bosk nicht nur keine Rundschiffe versenkte, sondern, wenn er ein solches Schiff kaperte, die Rudersklaven freiließ. Ohne diese psychologische Waffe wären meine Aktionen gegen Rundschiffe in den letzten Monaten wohl nicht so erfolgreich gewesen. Außerdem hatte ich verbreiten lassen, daß ich sehr wütend würde, wenn die Sklaven an Bord von Rundschiffen mißhandelt oder gar erschlagen worden waren. Hierdurch gewann ich auf den Ruderbänken der Rundschiffe manchen stillschweigenden Verbündeten. Die Sklaven, die natürlich ein Interesse daran hatten, daß ihr Schiff erobert wurde, ruderten nicht mehr mit voller Kraft, während ihre Rudermeister wiederum Angst hatten, die Angeketteten ernsthaft anzutreiben. Zwei Möglichkeiten blieben den Kapitänen aus Cos und Tyros — sie konnten auch auf Rundschiffen freie Rudermannschaften beschäftigen oder den Geleitschutz durch Rammschiffe verstärken. Offenbar hatte man sich für die zweite, teurere Alternative entschieden, wenn auch eine Schatzflotte dieser Art ohnehin eine starke Begleitung erhalten hätte.

Die Preise in Tyros und Cos waren in letzter Zeit enorm gestiegen, denn Geleitschutz kostete viel Geld. Die Waren der Kauf-

leute aus Cos, Tyros und den verbündeten Städten schieden mehr und mehr aus dem Wettbewerb aus, zumal auch die Versicherungsraten für Schiffsladungen ungemein gestiegen waren.

Wegen meiner Geflogenheiten im Zusammenhang mit Rundschiffen rechnete ich nicht damit, daß Cos oder Tyros solche Schiffe in eine Seeschlacht mit meiner Flotte verwickeln würden. Damit war das Kräfteverhältnis nicht siebzig zu dreißig, sondern höchstens vierzig oder fünfzig zu dreißig. Trotzdem hatte ich nicht die Absicht, mich mit einem überlegenen oder auch nur gleich starken Gegner auf eine Schlacht einzulassen. Wichtig war nicht so sehr die absolute Zahl der kämpfenden Schiffe, als die Zahl der Schiffe, die zu bestimmter Zeit an bestimmter Stelle eingesetzt werden konnten.

So begann ich meinen Plan in die Wirklichkeit umzusetzen.

Zwölf meiner Schiffe näherten sich der Schatzflotte von Südosten. Mit umgelegten Masten und zur Begleitung martialischer Flöten- und Trommelmusik verringerten wir den Abstand zur großen Flotte. Es konnte nur wenige Augenblicke dauern, bis wir entdeckt wurden.

Von den Heckaufbauten der Dorna aus beobachtete ich mit einem langen Fernglas wie sich in der Ferne die Masten der Rammschiffe senkten. Ich hörte die Kriegstrompeten, die Meldungen zwischen den Schiffen verbreiteten. Signalflaggen, mit denen die Befehle wiederholt wurden, stiegen an den Heckmasten empor. Die Decks selbst waren noch nicht zu erkennen, doch ich bezweifelte nicht, daß dort nun hektische Betriebsamkeit herrschte. Bogenschützen machten ihre Pfeile fertig, Helme, Waffen und Schilde wurden an Deck gebracht, Feuer wurden entfacht, Steine, Bündel mit geteertem Tuch stapelten sich neben den Katapulten. Sekunden später wurden angefeuchtete Felle über Reling und Decks gehängt, und Eimer mit Seewasser wurden zur Feuerbekämpfung überall an Bord bereitgestellt. In etwa zehn Ehn waren die Decks der Schatzflotte kampfbereit, die Luken gesichert.

»Mit Vierteltempo voraus«, rief ich dem Rudermeister zu, der ein paar Fuß unter mir saß. Ich wollte mich dem Gegner nicht zu schnell nähern.

Die Schatzflotte hatte keine Ahnung, daß ich ihre Größe und Zusammensetzung genau kannte. Man konnte nur vermuten, daß mich die Größe der Eskorte überraschen würde.

Ich lauschte eine Zeitlang auf die kämpferischen Melodien meiner Flötisten und Trommler und lachte leise vor mich hin.

Als ich dann die äußeren Schiffe der Schatzflotte in unsere Richtung drehen sah, gab ich den Musikern ein Zeichen, ihre Instrumente abzusetzen.

Als sie still waren, hörte ich die Flöten und Trommeln der Feindschiffe. Ich rief dem Rudermeister zu, die Ruder ruhen zu lassen. Ich wollte den Eindruck erwecken, als sei ich plötzlich unentschlossen, ob ich angreifen sollte oder nicht. Ich wollte verwirrt und überrascht erscheinen, deshalb gab ich meinem Trompeter den Befehl, das Signal ›Ruder ruht!‹ zu blasen. Das gleiche Signal wurde mit Flaggen aufgezogen.

Über der schwachen Musik von den fernen Schiffen, die nun näherkamen, hörte ich Kriegstrompeten schallen und vermochte durch das Glas die Flaggen zu beobachten. Zwar kannte ich den Code nicht, doch hatte ich keinen Zweifel, daß der Flotte unser Zögern bekanntgegeben wurde. Schon sah ich die Rundschiffe auseinandergleiten, sah Tarnschiffe, die zwischen ihnen hindurch in unsere Richtung schwärmten.

Ich schloß das Fernglas und lachte. »Ausgezeichnet!« rief ich.

Thurnock neben mir grinste.

»Steuermann — wenden!« rief ich. »Rudermeister — halbes Tempo voraus.«

Entsprechend meinem Plan gab ich dieses Manöver nicht einmal meinen anderen Schiffen bekannt. Ich wollte den Eindruck erwecken, als machten wir in plötzlicher Panik kehrt und ergriffen die Flucht, als sei unsere Flotte ohne einheitliche Führung. Meine Kapitäne waren vorzügliche Seeleute — ich konnte mich auf sie verlassen. Hinter uns zischte ein brennendes Schleudergeschoß ins Wasser, etwa hundert Meter entfernt.

Wieder hob ich das Fernglas an die Augen.

Langsam zählte ich ab — zwanzig gegnerische Schiffe, zu einem Halbkreis auseinandergezogen, hatten unsere Verfolgung aufgenommen.

Die Dorna hatte ihre Kehrtwendung nun beendet und entfernte sich mit halber Schlagzahl nach Süden, fort von den Verfolgern. Die anderen elf Schiffe waren unserem Manöver scheinbar ungeschickt gefolgt und ergriffen nun ebenfalls die Flucht.

Die zwölf Schiffe, einschließlich der Dorna, waren übrigens meine schnellsten Einheiten, so daß wir den Vorsprung notfalls über große Strecken halten konnten. Natürlich bewegten wir uns im Augenblick nur mit halber Schlagzahl.

Ich wollte den Gegner hinter uns herlocken, was uns auch gelang.

Wieder senkte sich ein brennendes Geschoß hinter uns ins Wasser — nur noch fünfzig Meter entfernt.

In einer weiteren Viertel-Ahn war die Gruppe unserer Verfolger auf dreißig Rammschiffe angewachsen. Falls es mehr gab, waren sie jedenfalls nicht zu sehen. Die eigentliche Schatzflotte hatte beidreht.

Ich beobachtete ein brennendes Geschoß, das in anmutigem Bogen durch die Luft angerauscht kam und etwa fünfzehn Meter zu meiner Rechten zischend ins Wasser fiel.

Ich lächelte. »Dreiviertel-Geschwindigkeit«, sagte ich zu unserem Rudermeister.

Meine Schiffe, als äien sie vor Panik außer sich, hielten keine Formation, sondern verstreuten sich nach Südosten. Jedes hatte zwei oder drei Verfolger auf sich gezogen. Die Dorna, die vielleicht als Flaggschiff erkannt worden war, da sie die ursprüngliche Formation angeführt hatte, wurde mit fünf Verfolgern geehrt. Nach etwa zwei Ahn, in denen wir die Geschwindigkeit manchmal steigerten, manchmal wieder verminderten, hatten wir die Gegner hinter uns zu einer langen, unregelmäßigen Linie auseinandergezogen, je nach Geschwindigkeit des einzelnen Schiffs. Inzwischen mußte der Rest meiner Kampfeinheit, achtzehn Rammschiffe, die Schatzflotte von Nordwesten aus angegriffen haben, zu deren Schutz nur noch etwa zehn Rammschiffe zurückgeblieben waren. Ich war etwas verwundert darüber, daß der Gegner uns so hartnäckig verfolgte. Zwar hatte ich von Anfang an die Flagge Bosks, des Kapitäns aus den Sümpfen, aufgezozen, um die Verfolgung sicherzustellen, denn in Cos und Tyros war ein hoher Betrag auf meinen Kopf ausgesetzt. Es erstaunte mich nur, wie beharrlich uns die Einheiten auf den Fersen blieben. Offenbar war ich den Männern der beiden Insel-Ubarate wichtiger als ich angenommen hatte.

Die zwölfte Ahn rückte heran, ehe der Kommandant des ersten Verfolgerschiffs begriff, daß er hereingelegt worden war und mich wahrscheinlich nicht einholen konnte.

»Ruht Ruder!« rief ich.

Ich sah, wie das Tarnschiff beidrehte.

»Wie geht es den Männern?« fragte ich den Rudermeister, unter dem ich auf der Rena aus Temos gerudert hatte.

»Sie sind noch kräftig«, sagte er. »Wir haben ja noch nicht einmal volle Geschwindigkeit gerudert.«

»Sie sollen sich jetzt ausruhen«, befahl ich.

Unsere Verfolger tauschten Trompetensignale aus und hielten Flaggen. Die zurückliegenden Einheiten begannen abzuwenden. Einige weiter entfernte Schiffe, die wahrscheinlich die Signale mit Ferngläsern verfolgt hatten, vollzogen das Manöver nach. Viele andere waren zu weit entfernt.

Kaum hatte unser Verfolger gewendet, als ich neue Befehle gab. »Kehrtwendung!« rief ich. »Und volle Geschwindigkeit!«

Die Ruderer begannen zu jubeln.

Ich bezweifelte nicht, daß unsere Dorna schneller war als ihr Gegner, dem wahrscheinlich keine Zeit mehr blieb, erneut kehrtzumachen und sich zum Kampf zu stellen.

Wir feuerten keine Geschosse ab, kamen lautlos näher.

Wir waren nur noch fünfzig Meter entfernt, als sich ein Seemann auf dem Ruderdeck umdrehte und einen Warnschrei ausstieß. Doch schon bohrte sich die eisengeschützte Ramme der Dorna einen Fuß unter der Wasserlinie splitternd in das Heck.

»Ruder zurück!« brüllte der Rudermeister, und die Dorna, die noch vom Anprall erbebt, ruckte zurück. »Rudergänger — Steuerbord passieren!« rief ich. »Zieht durch! Höchste Schlagzahl!«

Das Heck des gegnerischen Schiffes war bereits unter Wasser, als wir an ihm vorüberglitten.

Armbrustpfeile zischten gegen die Brustwehr, die meine Ruderer schützte, doch das war alles. Dann waren nur noch vier Schiffe vor uns, das nächste kaum hundert Meter entfernt. Der Lärm unseres Rammstoßes und die Schreie der Männer waren weit über das Wasser zu hören.

Wir sahen, wie das Schiff zu wenden versuchte, doch noch ehe es vier Punkte des goreanischen Kompasses vom Kurs abgefallen war, stieß unsere Ramme schräg gegen sein Heck, glitt hinein, machte sich frei, und die Schiffe knirschten aneinander vorbei, wobei die Dorna ihre Backbordruder natürlich eingezogen hatte. Schon hielten wir auf das Heck des nächsten Rammschiffs zu.

Wir hörten verzweifelte Trompetensignale hinter uns, die die Besatzungen vor uns warnen sollten.

Auch das nächste Schiff versuchte zu wenden, doch wir rammten es mittschiffs. Unsere Rammspitze bohrte sich tief in die Seitenwandung und hinterließ ein fürchterliches Loch, als wir zurückruderten und am gegnerischen Heck vorbei auf die nächsten beiden Schiffe zuhielten.

Die beiden Kapitäne waren sich der Gefahr inzwischen wohl

bewußt und wagten es nicht, sich zum Kampf zu stellen. Sie hatten mit höchster Schlagzahl die Flucht ergriffen.

»Halbes Tempo!« rief ich.

Der Rudermeister grinste, während ich mein Fernglas hob und den Horizont absuchte.

Es waren nur noch wenige Schiffe zu sehen, und die meisten waren grün, gehörten also meiner Flotte an. Ich war zufrieden, wenn meine Schiffe ihre Verfolger nur weiter auf das Meer hinauslockten — um so besser standen unsere Chancen am Ort der eigentlichen Entscheidung.

Das Schiff, das vor uns floh, hatte seinen Vorsprung nun vergrößert, da wir langsamer ruderten. Nach einigen Ehn hielt der Kapitän seinen Vorsprung wohl für ausreichend, um beizudrehen und den Kampf zu wagen — dabei nahm er natürlich an, daß wir bei unserer Verfolgung die Höchstgeschwindigkeit gehabt hatten.

Als ich sah, daß das Tarnschiff vor uns zum Wendemanöver ansetzte, rief ich nur: »Jetzt!«

Ohne einen Ruderschlag zu verlieren, steigerte mein Rudermeister die Schlagzahl auf höchste Geschwindigkeit. Die Dorna, das Heck geneigt, den Rammbock fast aus dem Wasser gehoben, rauschte los. Wir nahmen unseren Gegner wieder mittschiffs.

Ärgerlich schüttelte sich die Dorna los und nahm innerhalb einer Ehn die Verfolgung des letzten gegnerischen Schiffs auf, das keine Anstalten machte zu wenden. Es hatte inzwischen einen großen Vorsprung herausgefahren.

»Höchstgeschwindigkeit«, befahl der Rudermeister seinem Keulestes.

»Können wir sie noch einholen?« fragte ich.

»Ich glaube ja«, sagte er und reduzierte die Geschwindigkeit auf Dreiviertel-Tempo. Ich schwieg, denn er war ein guter Rudermeister.

Von Zeit zu Zeit überzeugte ich mich, daß das Schiff vor uns seinen Vorsprung weiter ausbaute.

Doch etwa anderthalb Ahn später war zu sehen, daß die Entfernung nicht mehr größer geworden war, während meine Männer noch immer mühelos die Dreiviertel-Schlagzahl durchhielten.

»Der Gegner hat hundertundzweiunddreißig Ruder«, sagte der Rudermeister, »aber er ist schwerer und nicht so gut gebaut wie die Dorna.«

»Offensichtlich ist ihre Schlagzahl reduziert.«

»Sie werden jetzt auch auf Dreiviertel sein — die Höchst-

geschwindigkeit läßt sich nicht so lange durchhalten. Und bei Dreiviertel können wir sie überholen.«

Ich dankte ihm, und er kehrte zu seinem Sitz zurück.

Bald mußte unserem Gegner klar werden, daß er uns nicht entkommen konnte. So würde er sich über kurz oder lang zum Kampf stellen.

Nach einer Viertel-Ahn sah ich, wie er zum Wendemanöver ansetzte.

»Viertel-Schlag«, sagte ich, dann: »Ruder ruht!«

Die beiden Tarnschiffe, die Dorna und das andere, lagen sich in der ruhigen See gegenüber. Die Entfernung zwischen uns betrug etwa vierhundert Meter.

Da die Hauptwaffen des Rammschiffs die Ramme und die Scherblätter sind, ist der Frontalangriff der gefährlichste. In einer solchen Situation, wenn sich zwei Schiffe Bug gegen Bug gegenüberstehen, wird im allgemeinen der Steuerbordkreis beschrieben, ein wachsameres gegenseitiges Umkreisen, ein Lauern auf die günstigste Gelegenheit. Zweifellos ahnte der gegnerische Kommandant aber auch, daß die Dorna schneller und wendiger war als sein Schiff — ihm blieb also keine Wahl.

Er tat das Erwartete.

Seine Ruder schlugen das höchste Tempo an, und das schwere Schiff stürmte auf uns zu, wobei die Oberkante seiner Ramme durch das Wasser pflügte.

Ich lachte. Ich hatte den gegnerischen Kapitän überlistet.

»Rudergänger«, sagte ich, »Kurs fünf Strich Steuerbord. Rudermeister, wir haben eine Verabredung mit der Schatzflotte aus Tyros.«

Er grinste. »Ja, Kapitän«, sagte er und rief seinem Keleustes zu: »Höchste Schlagzahl!«

Die Ramme des angreifenden Schiffs fand ihr Ziel nicht. Schnell wie ein Sleen huschten wir ihr aus dem Weg, glitten an ihr vorüber, ließen sie zurück. Der Kapitän ließ vor Überraschung nicht einmal das Feuer eröffnen, sondern drehte langsam und offenbar auch erleichtert in Richtung Cos ab.

Ich lachte. Ich hatte ihn aus dem Kampf genommen.

Die Auseinandersetzung um die Schatzflotte hatte den erwarteten Ausgang genommen. Von den vierzig Tarnschiffen des Geleitschutzes waren dreißig durch uns fortgelockt worden. Ich selbst hatte vier beschädigt oder vernichtet und ein fünftes aus dem Kampf ausgeschaltet. Als meine anderen elf Schiffe nun nachein-

ander zur Schatzflotte zurückkehrten, vermochten sie Ähnliches zu berichten. Einige Feindschiffe hatten sich auf ihrer Rückkehr von der Jagd jedoch neu formieren können, so daß jetzt irgendwo auf dem Thassa eine Flotte von etwa zehn feindlichen Tarnschiffen unterwegs sein mochte, die immer noch eine Gefahr darstellten. Bisher hatten sie sich jedoch nicht sehen lassen. Die anderen Feindschiffe waren schwer beschädigt, versenkt oder vertrieben worden. Während meine zwölf Schiffe verfolgt wurden, hatten sich die übrigen achtzehn Schiffe meiner Flotte auf die Tarnschiffe gestürzt, die bei der Schatzflotte geblieben waren. Unter Anwendung der elementaren Dreieckstaktik, bei der zwei Schiffe aus verschiedenen Richtungen gegen ein Schiff vorgehen, das sich nur einem der Angreifer wirkungsvoll zuwenden kann, hatten meine Schiffe in kurzer Zeit sieben der zehn verbleibenden Rammschiffe vernichtet. Zwei waren geflohen, und ein Schiff lag noch zwischen den anderen Einheiten. Einige der Rundschiffe hatten sich klugerweise verstreut und ihr Heil in der Flucht gesucht, doch von den dreißig Schatzschiffen insgesamt waren zweiundzwanzig von unseren Fahrzeugen umringt. Ein weiteres wurde gerade von einem meiner Rammschiffe zur Flotte zurückgetrieben.

Ich hatte es nicht eilig, gegen die Rundschiffe vorzugehen. Sie waren mir sicher. Mir lag daran, die sieben flüchtigen Schatzschiffe aufzutreiben. Deshalb machte ich mich daran, aus den zur Schatzflotte zurückkehrenden Rammschiffen Verfolgungsgruppen für die fehlenden Schiffe zusammenzustellen. Ich ließ zehn Tarnschiffe gezielte Suchaktionen vornehmen, in der Hoffnung, noch einige Einheiten aufzutreiben. Fünf davon sollten eine Netzformation in Richtung Cos bilden, die wahrscheinlichste, wenn auch nicht die klügste Fluchtrichtung unserer Gegner. Blieben die Bemühungen dieser Schiffe fruchtlos, sollten sie nach Ablauf von zwei Tagen nach Port Kar zurückkehren. Nachdem meine anderen elf Schiffe ausnahmslos zurückgekehrt waren, blieben somit noch zwanzig Rammschiffe bei den Schatzfahrzeugen, mehr als genug, um etwa zurückkehrende Feindschiffe abzuwehren.

Ich ließ auf der Dorna den Hauptmast wieder aufrichten und stieg selbst in den Korb des Ausgucks. Von dort aus betrachtete ich meine dreiundzwanzig Rundschiffe — und war nicht unzufrieden.

Der Mastkorb schwankte heftig hin und her. Ich hob das Fernglas an die Augen. Von den dreiundzwanzig Rundschiffen eingeschlossen lag eine lange Galeere, ein purpurnes Schiff, das die purpurne Flagge von Cos zeigte. Es war ein schönes Schiff — und seine

Flagge war mit Gold eingefaßt, die Admiralsflagge, das Zeichen, daß ich das Flaggschiff der Schatzflotte vor mir hatte.

Ich ließ das Fernglas zuschnappen und stieg auf der schmalen Strickleiter wieder nach unten.

»Thurnock«, sagte ich, »zieh die Flaggen auf — wir übernehmen die Beute.«

»Ja, Kapitän«, sagte er.

Ich rechnete nicht mit Widerstand beim Entern der Rundschiffe — und diese Vermutung bewahrheitete sich. Dafür gab es mehrere Gründe. Die Rundschiffe waren zusammengetrieben worden und konnten nicht manövrieren. Sie waren außerdem langsamer als meine Rammschiffe, konnten sich also kaum zur Wehr setzen. Und ihre Rudersklaven wußten längst, daß die siegreiche Flotte Bosk, dem Kapitän aus den Sümpfen, gehörte.

Meine Männer erkletterten Schiff um Schiff und trafen nur selten auf Widerstand. Die freien Mannschaften dieser Schiffe befanden sich hoffnungslos in der Minderzahl. Ein Rundschiff, das bis zu zweihundert gefesselte Rudersklaven an Bord haben kann, führt selten eine freie Mannschaft von mehr als zwanzig oder fünfundzwanzig Mann, sofern nicht ein Kampf bevorsteht. Überdies sind diese fünfundzwanzig Mann in erster Linie Seeleute und keine Soldaten.

Die Dorna dagegen hatte eine freie Mannschaft aus zweihundert- und fünfzehn Mann, die zudem alle im Umgang mit den Waffen trainiert waren.

Eine Ahn später trat ich über eine Planke an Deck des Flaggschiffs der Schatzflotte. Das Schiff befand sich ebenfalls längst in unserer Hand.

Eine große, bärtige Gestalt in purpurnem Umhang kam mir entgegen. »Ich bin Rencius Ho-Bar aus Telnus. Admiral der Schatzflotte von Cos und Tyros.«

»Legt ihn in Ketten«, sagte ich zu meinen Männern.

Der Admiral startete mich aufgebracht an.

Ich wandte mich an Clitus, der das Schiff des Admirals bereits durchsucht hatte. »Habt ihr die Ladeliste gefunden?« fragte ich.

Er überreichte mir ein großes Buch, das mit goldener Schnur zusammengebunden und versiegelt war — das Siegel Chenbars, des Ubar von Tyros.

Ich erbrach das Siegel und öffnete die Frachtliste. Meine Beute fiel über alle Maßen reichlich aus.

Während ich die Listen durchsah, erklangen hier und dort auf

den Rundschiffen die Jubelschreie der befreiten Sklavenmannschaften, während die freien Mannschaftsmitglieder in Ketten gelegt wurden.

Ich warf einen Blick auf die goldgefaßte purpurne Flagge. »Holt die Fahne ein«, sagte ich zu Thurnock, »und zieht die Fahne von Bosk auf.«

»Ja, Kapitän«, sagte Thurnock.

»Admiral!« protestierte der Admiral der Schatzflotte.

»Bringt ihn fort«, befahl ich, und der Gefesselte wurde fortgezerrt.

Ich ließ das Buch zuklappen. »Wenn diese Zahlen stimmen«, sagte ich zu Clitus, »verfügen die Kapitäne aus Port Kar ab heute über große Reichtümer.«

Er lachte.

»Der Anteil des Arsenal ist achtzehn von dreißig Anteilen.« Achtzehn Schiffe in meiner Flotte hatten dem Arsenal gehört; ein entsprechender Anteil der Beute fiel den Kapitänen der Stadt zu, während ich mir die restlichen zwölf Anteile vorbehalten hatte, ebenso wie alle Sklaven.

»Kapitän«, sagte jemand.

»Ja?«

Ein Seemann stand neben mir. »Die noble Vivina«, sagte er, »bittet euch vorgestellt zu werden.«

»Gut«, sagte ich. »Sage ihr, daß ihre Bitte gewährt ist.«

Wieder öffnete ich das Frachtenbuch. Als ich den Kopf hob, sah ich Vivina vor mir stehen. Bei meinem Anblick zuckte sie sichtlich zusammen.

Ich grinste sie an.

Sie hatte die Hand vor den Schleier gepreßt und die Augen aufgerissen. Sie trug eine prächtige Robe der Verhüllung aus schimmerndem Brokatstoff. Der Schleier war purpurn und mit Gold besetzt.

»Ich bin Vivina«, sagte sie. »Aus der Stadt Kasra auf Tyros.«

Ich nickte. »Du magst mich Bosk nennen. Ich bin Kapitän aus Port Kar.«

Hinter Vivina standen zwei Mädchen von vornehmer Abkunft.

»Ich nehme an«, sagte sie, »daß ich deine Gefangene bin.«

Ich schwieg.

»Du wirst natürlich eine schwere Strafe für deine Tat erhalten.«

Ich grinste.

»Wie du weißt, bin ich als Freie Gefährtin Lurius, Ubar von Cos, versprochen. Mein Lösegeld wird also hoch ausfallen.«

Ich deutete auf die beiden Mädchen hinter Vivina. »Wie viele von der Sorte sind an Bord?« wandte ich mich an Clitus.

»Vierzig«, lautete die Antwort.

»Sie stehen aber nicht auf der Frachtliste.«

Clitus nickte, während sich die Mädchen unruhige Blicke zuwarfen.

»Meine Mädchen werden auch ausgelöst, obwohl die Beträge für sie natürlich nicht so hoch sein werden wie für mich.«

»Wie kommst du darauf, daß wir ein Lösegeld für dich verlangen?«

Sie starrte mich sprachlos an.

»Nimm den Schleier ab!«

Als sie sich weigerte, halfen meine Männer nach. Sie war atemberaubend schön, und ihre beiden Begleiterinnen standen ihr wenig nach.

»Die noble Vivina«, sagte ich zu Clitus, »wird unseren Bug verschönen, das Flaggschiff der Schatzflotte.«

»Nein!« kreischte sie kreidebleich.

»Und die anderen Mädchen sollen auf die Bugspriete unserer Schiffe und der Rundschiffe verteilt werden — das schönste Mädchen natürlich für die Dorna.«

»Ja, Kapitän«, sagte Clitus.

Ich wandte mich ab, nahm das Frachtbuch zur Hand und vertiefte mich wieder in die Liste der Schätze.

Innerhalb einer Ahn waren wir abfahrtbereit. Als es soweit war, ließ ich den Admiral der Schatzflotte, Rencius Ho-Bar, in Ketten zu mir bringen.

»Ich schicke ein Rundschiff nach Cos«, sagte ich. »Du wirst mit einigen Seeleuten angekettet auf seinen Ruderbänken sitzen. Außerdem stelle ich dir von unseren Gefangenen zehn freie Männer, sechs Seeleute, zwei Rudergänger, einen Rudermeister und einen Keleustes zur Verfügung. Das Schiff wird ausreichend Vorräte erhalten, und ihr werdet den Rückweg in fünf Tagen schaffen.«

»Du bist großzügig«, sagte der Admiral niedergeschlagen.

»Solltest du dich entschließen, nach Telnus zurückzukehren, wirst du sicher einen einigermaßen umfassenden und wahrheitsgemäßen Bericht über die Ereignisse hier abgeben.«

»Zweifellos wird man ein entsprechendes Ansinnen an mich stellen«, sagte der Admiral lächelnd.

»Damit deine Information möglichst komplett ist, teile ich dir jetzt mit, daß sich zumindest bis jetzt sieben von deinen Schatzschiffen meinem Zugriff entzogen haben. Ich rechne jedoch damit, daß ich einige noch aufgreife. Was die Tarnschiffe angeht, so habe ich eins gekapert, dein Flaggschiff, und nach den Berichten meiner Kapitäne sind etwa achtzehn oder zwanzig ernsthaft beschädigt oder gar versenkt worden. Damit bleiben dir zehn oder auch zwölf Schiffe, die sich noch auf dem Thassa herumtreiben.«

In diesem Augenblick ertönte vom Vormast eines nahegelegenen Rundschiffs ein Ruf: »Zwölf Segel! Zwölf Segel backbord!«

»Ah!« sagte ich. »Also zwölf Schiffe.«

»Sie werden kämpfen!« rief der Admiral. »Du hast noch nicht gewonnen!«

»Zweifellos werden sie ihre Masten umlegen«, sagte ich, »aber ich glaube nicht, daß sie kämpfen.«

Er starrte mich mit geballten Fäusten an.

»Thurnock«, sagte ich. »Gib siebzehn von meinen zwanzig Schiffen Befehl, sie sollen sich unseren herannahenden Freunden entgegenstellen. Zwei sollen auf der entgegengesetzten Seite der Schatzflotte bleiben. Die Dorna bleibt zunächst hier. Die siebzehn Schiffe ziehen nur mit der Dorna in den Kampf, und unter keinen Umständen dürfen sie sich mehr als vier Pasang von der Flotte entfernen.«

»Ja, Kapitän«, sagte Thurnock und machte kehrt.

Bald flatterten die Signalflaggen an den Masten. Vorbereitungen zum Gefecht liefen an. Siebzehn Einheiten setzten sich in Bewegung, glitten den herannahenden zwölf Schiffen entgegen. Die Rudermannschaft der Dorna saß einsatzbereit, gewappnet für den Augenblick, da ich an Bord kam.

»Sie legen die Masten um!« ertönte der Ruf des Ausgucks.

Sollte der Gegner auf zwei Pasang herankommen, wollte ich auf die Dorna übersteigen.

Ich wandte mich an den Admiral, der neben mir auf dem Achterdeck stand. »Möchtest du darauf wetten, daß sie noch weiter herankommen?«

»Sie werden kämpfen!« sagte er.

Auch Vivina, die für den Bug fertiggemacht wurde, beobachtete die herannahende Flotte.

Dann stieß der Admiral einen Wutschrei aus.

Die zwölf Schiffe drehten bei und nahmen Kurs auf Cos.

»Bringt den Admiral fort«, sagte ich zu Thurnock. »Und fesselt die Frau an den Bug!«

15

Unsere Rückkehr nach Port Kar war triumphal.

Ich trug das Purpur eines Flottenadmirals, eine goldene Kappe mit Quaste und Goldstreifen an den Ärmeln und an den Säumen meiner Robe.

Meine Hüfte zierte ein juwelenbesetztes Schwert, nicht mehr die Klinge, die ich in den langen Jahren meines Dienstes für die Priesterkönige getragen hatte. Dieses Schwert hatte ich kurz nach meiner Ankunft in Port Kar zur Seite gelegt und andere Waffen erworben. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß ich dieses Schwert nicht länger tragen konnte. Es wurzelte zu sehr in meiner Vergangenheit, sein Stahl war mit zu vielen Erinnerungen befleckt. Es erinnerte mich an ein altes Leben, das Leben eines Toren, das ich, weise geworden, überwunden hatte. Außerdem — und das war noch wichtiger — war es mit seinem schlichten Griff und der ungeschmückten Klinge zu schlicht und anspruchslos für einen Mann meiner Stellung, für einen der wichtigsten Männer einer der größten Hafenstädte auf Gor. Ich war Bosk, ein einfacher, aber kluger Mann, der aus den Sümpfen gekommen war, Port Kar im Sturm erobert hatte und der nun die anderen Städte Gors mit seiner Klugheit und seiner Klinge verblüffte — und jetzt auch mit seiner Macht und seinem Reichtum.

Meinen zehn Suchschiffen war es gelungen, fünf von den fehlenden sieben Schatzschiffen aufzubringen, von denen vier direkt auf Cos zugehalten hatten. Die Welt, dachte ich, ist doch voller Narren. Es gibt Narren und Weise, und vielleicht zum erstenmal in meinem Leben vermochte ich mich getrost zu den letzteren zu zählen.

Ich stand am Bug des langen purpurnen Schiffs, das einmal das Flaggschiff der Schatzflotte gewesen war. Auf den Dächern und in den Fenstern der Gebäude an den Kais drängten sich die Menschen, und ich hob die Hand und nahm ihren Beifall entgegen. Hinter mir bewegten sich die Schiffe in einer herrlichen Linie — zuerst die Dorna, dann die Tarnschiffe, dann die Rundschiffe; sie glitten durch die Stadt, folgten dem Triumphweg der Kanäle am Haus des Kapitänsrats vorbei.

Blumen waren in den Kanal geworfen worden, Blüten wurden zu uns auf die Schiffe geschleudert.

Das Jubelgebrüll war ohrenbetäubend.

Ich hatte verfügt, daß aus meinem Anteil der Beute jeder Arbeiter im Arsenal ein Goldstück erhalten sollte und jeder Bürger der Stadt einen Silbertarsk.

Lächelnd hob ich die Hand und winkte. Nur wenige Männer, so dachte ich, durften je einen solchen Triumph genießen!

Und so seltsam es auch erscheinen mochte, ich freute mich auf das Wiedersehen mit Midice, meiner Lieblingssklavin. Ich wollte mich mit meinen neuen Roben und Schätzen vor ihr brüsten. Ich konnte ihr nun Kleider und Juwelen schenken, die eine Ubara neidisch machen mußten. Ich konnte mir das Staunen ihrer Augen vorstellen, wenn sie die wahre Größe ihres Herrn begriff, ihre Freude, ihren Eifer.

Ich war zufrieden.

Wie einfach es doch ist, ein wirklicher Mann zu sein, mächtig und rücksichtslos, man braucht nur das Zögern und die Bedenken beiseitezuschieben, mit denen sich die Schwachen und die Toren belasten und zu Gefangenen ihrer selbst und ihres Glücks machen. Mit meiner Heimkehr nach Port Kar schmeckte ich zum erstenmal wirkliche Freiheit.

Ich hob die Hand. Blumen fielen um mich auf Deck. Ich warf einen Blick auf das Mädchen, das vor mir an den Bug gefesselt worden war, Vivina, meine Beute.

Ich war Bosk, der tun konnte, was er wollte. Hatte es je einen größeren Triumph in Port Kar gegeben?

Ich führte achtundfünfzig Schiffe in den Hafen— das Flaggschiff der Schatzflotte, Vivina am Bug, die Dorna, die anderen neunundzwanzig Schiffe, die meine ursprüngliche Flotte gebildet hatten, und als Prisen, gefüllt mit Schätzen, die ein Lösegeld für eine ganze Stadt darstellen mochten, siebenundzwanzig von den dreißig Rundschiffen der Schatzflotte von Cos und Tyros.

»Dies ist Port Kar«, sagte ich zu Vivina.

Sie schwieg.

Das Flaggschiff, dessen Ruder langsam, das Wasser teilten, suchte sich majestätisch seinen Weg zwischen den Gebäuden am großen Kanal.

In den fünf Tagen unserer Reise vom Schauplatz des großen Gefechts mit der Schatzflotte hatte ich Vivina und die anderen Mädchen natürlich nicht ständig an den Bugsprietten hängen las-

sen; sie waren dort nur im Augenblick des Sieges und jetzt für den Einzug in Port Kar angebunden worden.

Ich erinnerte mich, wie ich Vivina am ersten Abend im Lichte der Fackeln zu mir bringen ließ. Ich empfing sie in der Admiralskabine, an Bord des Flaggschiffs.

»Wenn ich mich recht erinnere«, hatte ich gesagt, »hast du mir im Thronsaal von Cos mitgeteilt, du wüßtest nicht, wie es auf den Ruderbänken eines Rundschiffs aussieht.«

Sie starrte mich an. Frauen hoher Abstammung reisten gewöhnlich in geräumigen Kabinen, die sich in den Heckaufbauten der Rundschiffe oder Rammschiffe befanden. Sie hatte natürlich auch hier an Bord eine luxuriöse Kabine bewohnt.

»Wie ich mich erinnere, sagte ich dir bei der Gelegenheit auch, daß du vielleicht eines Tages Gelegenheit hättest, die Ruderbänke eines Rundschiffs kennenzulernen.«

»Nein!« sagte sie. »Bitte nicht!«

Ich hatte mich an meine Männer gewandt. »Bringt diese Dame in einem Beiboot zum größten Rundschiff der Flotte, das von gefangenen Offizieren der Schatzflotte gerudert wird, und kettet sie dort im Ruderdeck fest.« Ich sah Vivina an. »Ich nehme an, die Unterkunft wird dir gefallen.«

Das Mädchen hatte sich aufgerichtet. Wie eine Ubara machte sie kehrt und folgte dem Seemann, der sie begleiten sollte.

Im Augenblick des Einzugs in Port Kar musterte ich sie nun von der Seite. Sie wandte den Kopf und sah mich gequält an. »Was hast du mit mir vor?« fragte sie.

»Wenn die Schätze überprüft, berechnet und aufgeteilt sind, was etwa vier oder fünf Wochen in Anspruch nehmen dürfte«, sagte ich, »wirst du mit deinen Mädchen in Sklavenketten vor den Rat der Kapitäne gebracht, wo zugleich Muster aus dem Schatz gezeigt und Abrechnung über die Beute gehalten wird.«

»Wir sind also Kriegsbeute?« fragte sie.

»Ja.«

»Wie es scheint, hast du nun einen vollen Monat des Triumphs vor dir«, sagte sie kühl. »Was tust du, wenn wir vor dem Rat der Kapitäne gestanden haben?«

»Das wirst du dann schon sehen.«

»Ich verstehe«, sagte sie und blickte wieder nach vorn.

Weitere Blumen regneten herab, und das Jubelgeschrei nahm kein Ende.

Bestimmt hatte es in der Geschichte dieser Stadt keinen größeren

Triumphzug gegeben, dabei wußte ich, daß dies nur der Anfang war. Der Höhepunkt war in vier oder fünf Wochen zu erwarten, wenn die Kriegsbeute dem Rat vorgeführt wurde und ich die höchste Auszeichnung der Stadt erhielt, den Titel »Würdiger Kapitän.«

»Heil Port Kar!« rief ich der Menge zu.

»Heil Port Kar!« erschallte die Antwort. »Und Heil Bosk, Admiral von Port Kar!«

»Heil Bosk!« riefen die Männer meines Hauses. »Heil Bosk, Admiral von Port Kar!«

Fünf Wochen waren seit meinem triumphalen Einzug in die Stadt vergangen.

An diesem Nachmittag hatte die formelle Präsentation der Beute im Saal des Kapitänsrats stattgefunden.

Ich stand auf und erwiderte die begeisterten Rufe meiner Leute, indem ich meinen Pagakelch hob.

Kelche stießen klingend zusammen, und wir tranken.

Fünf Wochen der Vergnügungen, Feiern, Bankette und Ehrenbezeugungen lagen hinter mir. Der Wert der erbeuteten Schätze übertraf unsere höchsten Erwartungen, lag über den optimistischsten Berechnungen unserer gierigsten Schreiber. Heute nachmittag nun hatte mein Ruhm im Saal des Kapitänsrats seinen Höhepunkt erlebt — in der formellen Präsentation und Abschätzung des Sieges und der Beute, und in der Anerkennung des Rats für meine Taten.

Noch jetzt, Stunden später, trug ich bei meiner privaten Feier um den Hals das breite scharlachrote Band mit dem Goldmedaillon, auf dem ein Tarnschiff mit Dreieckssegel abgebildet war und dazu die Initialen des Kapitänsrats von Port Kar.

Ich stürzte meinen Paga hinunter.

Ich war wahrlich ein verdienter Kapitän der Stadt.

Ich lächelte. Während die Ladung der Rundschiffe gelöscht, taxiert und registriert wurde, hatten sich Hunderte von Männern, von denen mir die meisten unbekannt waren, um Geschäftsbeziehungen beworben. Ich hatte Dutzende von Partnerschaftsangeboten erhalten — an spekulativen und kommerziellen Unternehmungen. Unzählige Männer hatten vorgesprochen, um ihre Pläne, Vorschläge und Ideen zu verkaufen. Meine Wachen hatten auch den verrückten halbblinden Schiffsbauer Tersites fortgeschickt, der seine fantastischen Vorschläge zur Verbesserung der Tarnschiffe auch bei mir loswerden wollte — als könnten so schöne, schnelle und kampfstarke Schiffe noch verbessert werden!

Während ich auf dem Meer dem Beruf des Piraten nachgegangen war, hatte sich die Position des Rats in der Stadt in militärischer und politischer Hinsicht weiter gefestigt. Zum einen war die Aufstellung der Ratswache mit ihrer auffälligen Uniform abgeschlossen worden, als Streitmacht des Rats und als Polizei der Stadt. Die Arsenalwache dagegen blieb eine separate Einheit, die sich um das Arsenal kümmerte und innerhalb seiner Grenzen die Polizeigewalt ausübte. Zum anderen hatten sich die vier Ubars Chung, Eteocles, Nigel und Sullius Maximus, deren Macht bei dem erfolglosen Staatsstreich des Henrius Sevarius sehr beschnitten worden war, in ihr Schicksal gefügt und offenbar die Vormacht des Rats in der Stadt anerkannt. Jedenfalls gab es jetzt zum erstenmal seit vielen Jahren einen einzigen effektiven Herrscher in Port Kar — den Rat. Dementsprechend war sein Wort Gesetz. Eine ähnliche Konsolidierung und Vereinheitlichung hatte natürlich auch auf anderen Gebieten stattgefunden — bei der Besteuerung, in der Gerichtsbarkeit, in den Handelsregeln und dergleichen. Zum erstenmal seit Jahren konnte man sich darauf verlassen, daß das Gesetz auf beiden Seiten eines Kanals gleich ausgelegt wurde. Schließlich waren die Streitkräfte des Henrius Sevarius unter der Regentschaft des Claudius aus ihren Stellungen getrieben worden — bis auf eine, eine riesige Festung, deren Mauern sich bis in den Tamber erstreckten und die etwa zwei Dutzend Schiffen Schutz bot. Die Anlage hätte vielleicht im Sturm genommen werden können, aber das wäre ein teures Unternehmen gewesen. So hatte sich der Rat darauf beschränkt, das Anwesen auf der Landseite mit doppelten Belagerungsmauern einzuschließen und vom Thassa her mit Arsenalschiffen zu blockieren. Man wartete ab. Wie lange die Festung noch gehalten werden konnte, hing allein von der Größe ihrer Wasservorräte ab, von der Menge der Fische, die durch die vergitterten Tore in ihre Becken schwammen, und von den Brotresten, die sich in ihren Türmen noch befanden. Der Rat ignorierte die Festung weitgehend bei seinen Erwägungen und Unternehmungen; sie war praktisch das Gefängnis der dort Eingeschlossenen, zu denen nach Meinung des Rats natürlich auch Henrius Sevarius, der junge Ubar, gehörte.

Ich blickte auf. In diesem Augenblick war Fisch, der Sklavenjunge, aus der Küche gekommen und balancierte auf einer Platte über dem Kopf einen ganzen gebratenen Tarsk, knusprig und dampfend, im Fackellicht schimmernd, eine Larmafrucht im Maul, mit Suls und Turpah garniert.

Die Männer brüllten auf, riefen ihn zu sich an die Tische.

Fisch stellte die Platte vor den Männern ab. Er schwitzte. Er trug eine einfache Reptuch-Tunika und einen Metallkragen am Hals. Ich hatte ihn branden lassen.

Die Männer schickten ihn wieder fort, damit er einen zweiten gebratenen Tarsk vom Spieß holen konnte, den er den ganzen Nachmittag über dem Kohlenfeuer gedreht hatte. Er eilte aus dem Saal.

Es war nicht einfach gewesen, ihn an seine Pflichten als Küchen-sklave zu gewöhnen. Der Küchenmeister hatte ihn oft schlagen müssen.

Etwa drei Wochen nach seiner Aufnahme in meinem Haus war plötzlich die Tür meines Audienzsaals aufgesprungen, und er war hereingestolpert, dichtauf gefolgt von dem Küchenmeister.

»Verzeih mir, Herr!« rief der Mann.

»Was wollt ihr?« fragte ich.

»Ich möchte dich sprechen, Kapitän«, sagte der Junge.

»Normalerweise bringt ein Küchen-sklave seine Wünsche durch den Küchenmeister zum Ausdruck!«

»Ich weiß«, erwiderte der Junge.

»Warum hast du's dann nicht getan?«

»Ich hab's ja getan!« sagte der Junge trotzig. »Sogar sehr oft.«

»Und ich«, schaltete sich der Küchenmeister ein, »habe es ihm abgeschlagen.«

»Wie lautet die Bitte?« fragte ich.

»Er wollte es mir nicht sagen!«

»Wie hast du dann erwarten können«, fragte ich den Jungen, »daß der Küchenmeister entscheidet, ob du zu mir kommen darfst oder nicht?«

Der Junge senkte den Kopf. »Ich wollte nur mit dir sprechen.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, aber als Hausherr mußte ich die Vorrechte des Küchenmeisters beachten. »Wenn du deine Wünsche äußerst«, sagte ich, »dann vor Tellius.«

Ärgerlich musterte der Junge den Küchenmeister, ballte die Fäuste und sagte: »Ich möchte gern den Gebrauch der Waffen lernen.«

Tellius, der Küchenmeister, starrte mich sprachlos an.

»Sklaven dürfen nicht unterrichtet werden«, sagte ich.

»Thurnock, Clitus und andere haben gesagt, sie würden mich unterrichten, wenn du die Erlaubnis gibst.« Er senkte den Kopf.

Der Küchenmeister schnaubte verächtlich. »Es wäre besser, du würdest die Küchenarbeit lernen.«

»Leistet er denn keine gute Arbeit?«

»Nein«, sagte Tellus. »Er ist faul, saumselig und dumm. Ich muß ihn oft schlagen.«

Der Junge blickte ärgerlich auf. »Ich bin nicht dumm«, sagte er.

Ich starrte ihn geistesabwesend an, als wüßte ich nicht, wer er war. »Wie heißt du?« fragte ich.

Er sah mich an und erwiderte: »... Fisch.«

Ich tat, als erinnerte ich mich jetzt. »Ja«, sagte ich, »... Fisch. Gefällt dir der Name?«

»Nein.«

»Wie würdest du dich nennen, wenn du dir einen Namen aus-suchen könntest?«

»Henrius«, sagte er.

Der Küchenmeister lachte.

»Das ist ein stolzer Name für einen Küchenjungen!« bemerkte ich. »Könnte glatt der Name eines Ubar sein.«

Der Junge senkte rasch den Blick.

Ich wußte, daß Thurnock, Clitus und andere den Jungen in ihr Herz geschlossen hatten. Wie ich gehört hatte, war er oft dem Küchendienst ferngeblieben, um die Schiffe im Hof und die Waffenübungen der Männer zu beobachten. Der Küchenmeister hatte wirklich seine Mühe mit Fisch, daran bestand kein Zweifel.

Ich musterte den Jungen, betrachtete sein blondes Haar, die offenen, ernsten Augen, die mich flehend ansahen.

Außer ihm wußten in meinem Haus nur drei Männer, wer er wirklich war — ich, Thurnock und Clitus. Der Junge selbst ahnte natürlich nicht, daß wir seinen wahren Namen kannten. Da vom Rat ein Preis auf seinen Kopf ausgesetzt war, hatte er gute Gründe, seine wahre Identität geheimzuhalten. Auf eine Weise konnte er auch gar keinen anderen Namen haben — denn er war versklavt worden. Nach goreanischem Gesetz ist ein Sklave nicht viel mehr als ein Tier; vor dem Gesetz hat er keine Rechte und hängt von seinem Herrn nicht nur hinsichtlich seines Namens ab — der Herr kann auch über sein Leben und sein weiteres Schicksal frei entscheiden.

»Der Sklavenjunge Fisch«, sagte ich zu dem Küchenmeister, »ist ungebeten in meinen Audienzsaal gekommen und hat meiner Meinung nach dem Küchenmeister nicht den nötigen Respekt erwiesen.«

Der Junge kämpfte mit den Tränen.

»Also soll er kräftig geprügelt werden.«

Fisch ballte die Fäuste.

»Und ab morgen«, fuhr ich fort, »wenn sich seine Arbeit in der Küche zu deiner Zufriedenheit entwickelt, aber nur dann, darf er eine Ahn am Tag in der Waffenkunde unterrichtet werden.«

»Kapitän!« rief der Junge.

»Doch diese Ahn ist durch Extraarbeit in der Küche am Abend auszugleichen.«

»Ja, Kapitän«, sagte der Küchenmeister.

»Ich werde für dich arbeiten, Tellius«, sagte der Junge. »Ich werde besser arbeiten als alle anderen!«

»Gut, Junge«, sagte Tellius, »das werden wir sehen.«

Fisch wandte sich an mich. »Vielen Dank, Kapitän.«

»Herr«, berichtigte ihn Tellius.

»Wenn du dich mit den Waffen geschickt anstellst«, sagte ich, »ändern wir vielleicht auch deinen Namen.«

»Danke, Kapitän«, sagte er.

»Vielleicht nennen wir dich Publius — oder Tellius!«

»O nein!« rief Tellius.

»Oder eben Henrius. Aber für einen solchen Namen müßtest du schon vorzüglich mit den Waffen umgehen können.«

»Das werde ich!« rief er, machte kehrt und eilte aus dem Saal.

Der Küchenmeister sah mich grinsend an. »Ich habe noch nie einen Sklaven schneller laufen sehen, wenn es um seine Prügelstrafe ging.«

»Ich auch nicht«, sagte ich.

Bei meiner Siegesfeier nun folgte ich dem Jungen, der einen zweiten gebratenen Tarsk hereintrug, mit den Blicken. Meine Entscheidung, ihm eine Waffenausbildung zu geben, war eine Schwäche gewesen, überlegte ich — etwas, das nicht wieder vorkommen durfte.

Ich betastete das breite rote Band und das Medaillon, das auf meiner Brust hing. Ich war Bosk, Pirat, Admiral von Port Kar, jetzt vielleicht einer der reichsten und mächtigsten Männer auf Gor. Nein, eine solche Schwäche würde ich mir nicht noch einmal erlauben.

Ich hielt den silbernen Pagakelch in die Höhe, und Telima, die neben meinem Sessel stand, füllte ihn nach. Ich sah sie nicht an.

Ich blickte an meinem erhöhten Tisch entlang, an dem Thurnock mit seiner Sklavin Thura und Clitus mit seiner Ula saßen und lachten. Die beiden waren gute Männer, aber sie waren Narren. Sie waren schwach. Ich dachte daran, daß sie den Sklavenjungen mochten und ihm bei seinen Waffenübungen geholfen hatten.

Solche Männer waren schwach. Sie hatten nicht das Zeug zum Kapitän.

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück, den Pagakelch in der Hand, und ließ meinen Blick durch den Saal wandern.

Dichtgedrängt standen die Tische, an denen meine Leute saßen und feierten. In einer Ecke spielten Musiker.

Vor meinem Tisch erstreckte sich eine freie Fläche, auf der von Zeit zu Zeit Unterhaltungen geboten wurden — einfache Dinge, die manchmal sogar mir Spaß machten, Feuerschlucker und Jongleure, Akrobaten und Zauberer und Sklaven, die im Wettkampf herumtollten.

»Trinkt!« rief ich.

Und wieder klangen die Pagakelche gegeneinander.

Ich blickte am langen Tisch entlang und erblickte zu meiner Rechten, ganz allein am Ende der langen Tafel, meine Sklavin Luma, meine erste Buchhalterin. Arme, unscheinbare Luma in ihrem Sklavenkragen! Welch kümmerliche Pagasklavin war sie gewesen! Doch was für eine vorzügliche Geschäftsfrau war dieses Mädchen! Sie hatte sehr zu meinem Reichtum beigetragen. Ich stand dermaßen in ihrer Schuld, daß ich ihr heute abend gestattet hatte, an einem Ende der großen Tafel zu sitzen. Natürlich würde sich kein freier Mann neben sie setzen. Um meine anderen Schreiber und Angestellten nicht zu verärgern, hatte ich ihr die Sklavenketten anlegen lassen. Auf diese Weise nahm Luma, die vielleicht wichtigste Person im Hause außer ihrem Herrn, an meiner Siegesfeier teil.

»Wir haben hier einen Sänger«, rief einer der Männer.

Das ärgerte mich, aber ich wollte den Ablauf der Dinge nicht stören, die heute abend dargebracht werden sollten.

»Er ist ein vorzüglicher Sänger«, sagte Telima hinter mir.

»Hol Ta-Wein aus der Küche«, sagte ich.

»Bitte, mein Ubar«, flehte sie, »ich möchte hierbleiben!«

Es wurde still an den Tischen. Wie es hieß, war der Mann von Sullius Maximus geblendet worden, der daran glaubte, daß ein blinder Mann bessere Lieder hervorbringe. Sullius Maximus, der sich selbst mit Poesie und Giften beschäftigte, war ein höchst kultivierter Mann, dessen Meinung allgemein respektiert wurde. Wie dem auch sein mochte — der Sänger war jedenfalls in seiner Finsternis allein mit seinen Liedern. Er hatte nur sie in seiner Dunkelheit.

Ich musterte ihn. Er trug die Robe seiner Kaste, die nicht erken-

nen ließ, aus welcher Stadt er kam. Viele Sänger wandern von Ort zu Ort. Ich hatte vor langer Zeit einmal einen Sänger gekannt, Andreas aus Tor.

Der Sänger berührte seine Lyra.

*»Ich besinge Ar und seine Belagerung, das herrliche Ar,
Ich besinge seine Türme und Mauern, das schimmernde Ar,
Ich besinge die Vergangenheit.*

*Ich besinge die dunkelhaarige Talena, aus dem herrlichen Ar,
Ich singe von der Wut des Marlenus, Ubar von Ar,
Ich besinge die Vergangenheit.*

*Ich besinge den Mann mit dem Sonnenhaar, im herrlichen Ar.
Den Mann, der einst zu den Mauern kam, des herrlichen Ar.
Tarl aus Bristol besinge ich.*

Ich starrte Telima an, die neben mir stand. In ihren Augen standen Tränen. Es ärgerte mich, daß die anderen im Saal ebenso gebannt waren, daß sie dem Sänger und seinen Nichtigkeiten Aufmerksamkeit schenkten, den bedeutungslosen Lauten aus dem Mund eines Blinden.

Ich dachte daran, daß Telima nur ein Rencemädchen war und wahrscheinlich noch nie einen Sänger gehört hatte. Ich überlegte, ob ich sie in die Küche schicken sollte, sah dann aber davon ab.

Im flackernden Schein der Fackeln setzte der Sänger sein Lied fort. Er sang vom düsteren Pa-Kur, dem Anführer der Attentäter und der Horden, die nach dem Diebstahl des Heimsteins über AR hereinbrachen, er sang auch von Fahnen und schwarzen Helmen, von Standarten und von der Sonne, die auf Speerspitzen blitzte, von riesigen Belagerungstürmen, von Katapulten aus Ka-la-na und Tem-Holz, vom Donnern der Kriegstharlarion, von Rollen der Trommeln, vom Schallen der Trompeten, vom Klirren der Waffen und dem Geschrei der Männer; und er sang von der Liebe der Menschen für ihre Stadt, und törichterweise, wußte er doch so wenig vom Menschen, besang er auch den Mut der Männer und ihre Loyalität und ihre Anhänglichkeit; er sang von Duellen, die auf den Mauern Ars und am großen Tor ausgefochten wurden, und von Tarnreitern, die bis zum Tode über den Zylindern der Stadt kämpften — und von einem ganz bestimmten Zweikampf, der auf Ars

Justizylinder ausgetragen wurde, zwischen Pa-Kur und dem Mann, der in seinem Lied Tarl aus Bristol genannt wurde.

»Warum weint mein Ubar?« fragte Telima.

»Sei still, Sklavin!« fuhr ich sie an. Ärgerlich schob ich ihre Hand von meiner Schulter.

Der Sänger hatte sein Lied beendet.

»Sänger!« rief ich ihm Zu. »Gibt es diesen Tarl aus Bristol wirklich?«

Der Sänger wandte den Kopf in meine Richtung. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Vielleicht ist das alles nur ein Lied.«

Ich lachte, reichte Telima meinen Pagakelch, den sie füllte. Dann stand ich auf und hob den Kelch.

»Es gibt Gold und Stahl!« sagte ich.

»Gold und Stahl!« riefen meine Leute im Chor. Wir tranken.

»Und Lieder«, sagte der blinde Sänger.

Es war still im Saal.

Ich sah den Mann an. »Ja«, antwortete ich und hob den Kelch in seine Richtung. »Und Lieder.«

Ein Freudenschrei klang auf, und wieder tranken wir.

Als ich mich setzte, sagte ich zu den Dienstsklaven: »Bewirtet den Sänger gut.« Dann wandte ich mich an Luma, die gefesselt am Ende des Tisches saß. »Morgen soll der Sänger, ehe er weiterwandert, einen Beutel Gold erhalten.«

»Ja, Herr«, sagte das Mädchen.

»Dank sei dir, Kapitän!« rief der Sänger.

Die Gäste freuten sich über meine Großzügigkeit, und viele schlugen sich applaudierend mit der rechten Hand gegen die linke Schulter.

Zwei Sklavenmädchen führten den Sänger an einen Tisch in einer Ecke des Saals, während ich mich wieder meinem Paga zuwandte.

Ich war wütend. Dieser Tarl aus Bristol lebte nur in Liedern. Einen solchen Mann gab es nicht. Wenn es darauf ankam, hatten nur Gold und Macht und die Körper schöner Frauen Bedeutung — und vielleicht doch auch Lieder, die aus den Mündern von Blinden erklangen? Ich war Bosk, Kapitän aus den Sümpfen, Admiral in Port Kar!

»Sandra!« rief ich. »Holt Sandra!«

Jubelgeschrei wurde laut.

Ich sah mich um. Es war wirklich eine Siegesfeier. Es betrückte mich nur, daß Midice nicht bei mir war. Sie hatte sich nicht wohlgeföhlt und gebeten, in meinem Quartier bleiben zu dürfen, was

ich ihr gewährt hatte. Tab nahm ebenfalls nicht an dieser Siegesfeier teil.

Im nächsten Augenblick ertönten Sklavenglocken, und Sandra, das Tanzmädchen aus Port Kar, das ich in einer Pagataverne entdeckt hatte, stand vor ihrem Herrn.

Sie war seit langem bemüht, das erste Sklavenmädchen des Hauses zu werden, doch ich hatte sie bisher meinen Männern überlassen. Die schöne, dunkelhaarige, schlanke Midice war das Mädchen meines Herzens, meine Lieblingssklavin.

Trotzdem war Sandra interessant. Es konnte nicht schaden, wenn Midice ein wenig Konkurrenz bekam.

Sandra hatte hohe Wangenknochen, blitzende schwarze Augen und pechschwarzes Haar. Sie war in einen schimmernden Umhang gekleidet.

Bei dem nun folgenden Tanz ließ ich sie keinen Augenblick aus den Augen. Golden schimmernd im Licht der Flammen, auf schreiend, stampfend, sich anmutig wiegend, so tanzte sie vor uns, ehrfürchtig bestaunt von, den Männern meines Hauses.

Sie drehte sich und wand sich, wie von eingebildeten Fesseln gehalten, fiel jedoch immer wieder in den Rhythmus der Musik ein. Sie war großartig.

Die Musik ging mit einem Crescendo zu Ende, und begeisterter Applaus klang auf. Auch ich war begeistert.

»Zu mir!« rief ich, und mit katzen gleicher Gewandtheit eilte das Mädchen zu meinem Thronsessel und kniete mir zu Füßen nieder. Sie blickte auf, schweratmend, schwitzend, mit schimmernden Augen.

»Dein Tanz war nicht uninteressant«, sagte ich.

Sie legte eine Wange gegen mein Knie.

»Ka-la-na!« rief ich.

Eine Schale Wein wurde gebracht. Ich packte sie am Haar, zog ihren Kopf zurück, flößte ihr Wein ein.

»Habe ich dir gefallen?« fragte sie schließlich.

»Ja.«

»Dann schicke mich nicht zu deinen Männern zurück«, sagte sie. »Behalte Sandra für dich.«

»Das werden wir sehen. Midice ist sehr gut.«

»Sandra ist besser«, sagte das Mädchen. »Du brauchst mich nur auszuprobieren.«

»Vielleicht«, sagte ich, fuhr ihr mit der Hand durchs Haar und ließ sie neben meinem Sessel niedersitzen. Wie eine zufriedene

Katze hockte sie zu meinen Füßen und genoß die neidischen und haßerfüllten Blicke der anderen Sklavinnen, die ringsum im Saal bedienten.

»Das Gold, Kapitän«, sagte einer meiner Schatzwächter.

Ich hatte für die Männer meines Hauses eine kleine Überraschung parat.

Auf die Plattform, auf der mein Sessel und mein Tisch standen, hievte er einen schweren Ledersack mit goldenen Tarnmünzen doppelten Gewichts, Münzen aus Cos und Tyros, aus Ar und Port Kar, selbst aus Thentis und Turia, die fern im Süden lagen. Er stellte den Sack neben meinen Sessel.

Nur die Männer, die ganz in der Nähe feierten, sahen den Beutel dort stehen.

»Holt das Sklavenmädchen aus Tyros!« befahl ich.

An den Tischen wurde gelacht.

Ich hob meinen Pagakelch, der jedoch nicht gefüllt wurde. Ärgerlich sah ich mich um. Einem vorbeieilenden Sklavenmädchen rief ich zu: »Wo ist Telima?«

»Sie war doch noch eben hier!«

»Sie ist in die Küche gegangen!« rief ein anderes Sklavenmädchen.

Ich hatte ihr nicht erlaubt, sich zu entfernen.

»Ich schenke dir Paga ein«, sagte Sandra.

»Nein«, sagte ich und hielt den Pagakelch in die andere Richtung. Dann wandte ich mich an eine Sklavin. »Telima soll ausgepeitscht und wieder hierhergeschickt werden. Ich brauche Bedienung!«

»Ja, Herr«, sagte das Mädchen und eilte fort.

Ketten klirrten, und Vivina wurde zur Freude der Gäste vor meinen Tisch geführt. Ich spürte eine Bewegung neben mir und sah, daß Telima ihren Platz wieder eingenommen hatte. Tränen standen ihr in den Augen. Ich bezweifelte nicht, daß sie nun die Striemen der Peitsche des Küchenmeisters auf dem Rücken trug. Ich hielt ihr meinen Pagakelch hin, und sie füllte ihn.

Ich musterte Vivina, die von allen Seiten angestarrt wurde. Sogar einige Sklaven waren stehengeblieben und blickten herüber; auch Fisch starrte sie an.

»Sei begrüßt, noble Vivina«, sagte ich zu ihr.

»Ist das der Name, mit dem du mich anreden willst?« fragte sie.

»Löst ihr das Haar!« sagte ich.

Der Mann, der sie zu mir geführt hatte, gehorchte. Das lange

Haar fiel ihr über die Schultern herab. Ein bewunderndes Murmeln wurde laut.

»Knie nieder!« befahl ich, und sie gehorchte.

»Du bist Vina«, sagte ich.

Sie neigte den Kopf in Bestätigung des Namens, den ich ihr gegeben hatte. Dann blickte sie auf. »Ich beglückwünsche meinen Herrn«, sagte sie. »Es ist ein ausgezeichnete Name für ein Sklavenmädchen.«

»Was sind deine Pflichten, Sklavin?« fragte ich.

»Der Herr hat sie mir noch nicht genannt«, erwiderte sie.

Ich musterte Vina, früher die noble Vivina, die einmal Ubara von Cos werden sollte — jetzt eine Sklavin im Hause Bosks aus Port Kar.

»Ja, welche Tunika soll ich für dich holen lassen?« fragte ich.

»Die Tunika einer Haussklavin? Oder die Glöckchen und das Seidengewand einer Vergnügungssklavin?«

Sie schwieg.

Aus dem Beutel neben mir, der viele Goldstücke enthielt, zog ich ein kleines zusammengefaltetes Kleidungsstück und warf es dem Mädchen zu.

Sie fing es auf. »Nein!« rief sie.

Ich lachte. »Zieh es an!« befahl ich.

Gelächter brandete auf, als sie die knappe Tunika einer Küchensklavin überstreifte.

»In Cos wärest du Ubara geworden«, sagte ich. »In meinem Hause wirst du in der Küche arbeiten.«

Mit zornrotem Gesicht und geballten Fäusten starrte mich Vivina an.

»Küchenmeister!« rief ich.

»Hier, Kapitän!« erwiderte Tellius aus dem Hintergrund.

»Tritt vor!«

Der Mann näherte sich meinem Tisch.

»Hier«, sagte ich, »hast du ein neues Mädchen für die Küche.«

»Eine Schönheit«, sagte er lachend und ging um Vina herum.

»Fisch!« rief ich. »Wo ist der Sklave Fisch?«

»Hier!« rief er und trat vor.

Ich deutete auf das Mädchen. »Findest du die Sklavin hübsch?« fragte ich.

Er starrte mich verwirrt an. »Ja«, erwiderte er.

»Dann soll sie dir unterstehen.«

»Nein! Nein!« rief das Mädchen.

»Ich glaube, die Arme des Sklaven Fisch werden dir willkommener sein als die Arme des beleibten Lurius auf seinem Liebeslager in Cos.«

Tränen standen ihr in den Augen, als sie mich ansah.

Ich wandte mich an den Küchenmeister. »In der Nacht kettest du sie zusammen.«

Das Mädchen sank weinend zu Boden. Fisch beugte sich vor, hob sie sanft hoch und führte sie aus dem Saal.

Ich lachte, und die Männer meines Hauses fielen in das Gelächter ein. Was für ein Witz, das Mädchen zu versklaven, das Ubara von Cos hatte werden sollen, sie einem Küchensklaven zu überlassen, einem Jungen! Diese Geschichte sprach sich bestimmt bald in allen Häfen des Thassa und in allen Städten Gors herum. Wie beschämt mußten Tyros und Cos sein, die Feinde meiner Stadt, Port Kar. Was für eine köstliche Niederlage! Wie herrlich doch der Erfolg war, der Triumph!

Trunken griff ich in den Beutel neben meinem Sessel, schaufelte die Münzen mit den Händen heraus, schleuderte sie in den Saal.

»Paga!« rief ich dann und hielt Telima meinen Kelch hin.

Taumelnd richtete ich mich auf, vergoß Paga. Ich bedauerte nur, daß Midice und Tab heute abend nicht bei mir waren. Ich lachte, als die Männer hinter meinen Goldmünzen herkrochen und wild darum rauchten. Immer wieder streute ich Tarnmünzen um mich.

»Heil Bosk!« vernahm ich. »Heil Bosk, Admiral von Port Kar!«

Ich trank und trank. »Ja!« rief ich. »Heil Bosk!«

Plötzlich hörte ich einen Angstschrei, und als ich mich umdrehte und benommen zum Ende des Tisches starrte, sah ich Luma dort sitzen. Sie starrte mich an. Ihr Gesicht war eine Maske des Entsetzens.

»Dein Gesicht!« rief sie. »Dein Gesicht!«

Ich starrte sie verblüfft an. Es wurde plötzlich still im Saal.

»Nein«, sagte sie plötzlich und schüttelte den Kopf. »Jetzt ist es fort.«

»Was ist los?« fragte ich.

»Dein Gesicht!« sagte sie.

»Was ist damit?«

»Nichts! Einen Augenblick lang dachte ich ... es wäre Surbus' Gesicht!«

Ich stieß einen Wutschrei aus, packte den großen Tisch, warf ihn um. Geschirr und Pagakelche fielen klirrend zu Boden. Thura und Ula kreischten, auch Sandra schrie auf und huschte davon. Luma,

am Tisch angekettet, wurde von der Plattform gestoßen und stürzte zu Boden. Sklavinnen flohen laut schreiend aus dem Saal

Aufgebracht packte ich den Goldbeutel und schleuderte ihn in den Saal. Ein Regen goldener Münzen ergoß sich über Tische und Bänke, ehe das Leder den Boden berührte. Wütend machte ich kehrt und taumelte davon.

»Admiral!« rief jemand hinter mir. »Admiral!«

Ich umfaßte das Medaillon an meinem Hals. Stolpernd, vor Wut brüllend, taumelte ich auf mein Quartier zu. Ich prallte gegen Wände, stürzte zuweilen, rappelte mich jedoch immer wieder auf.

Dann riß ich die Tür meines Quartiers auf.

Midice und Tab keuchend, eng umschlungen. Sie fuhren erschrocken auseinander.

Ich brüllte auf vor Wut, schlug mit den Fäusten gegen die Wände, warf meinen Umhang ab und zog das Schwert.

»Ich laß dich foltern und pfählen, Midice«, sagte ich heiser.

»Nein!« sagte Tab. »Ich habe Schuld. Ich habe mich ihr aufgedrängt.«

»Nein! Nein!« rief Midice. »Ich allein bin schuld! Ich allein!«

»Foltern und pfählen«, wiederholte ich. Dann wandte ich mich an Tab. »Du bist mir ein guter Helfer gewesen, Tab«, sagte ich. »Ich will dir die Folter ersparen.« Dann machte ich eine Bewegung mit dem Schwert. »Verteidige dich!«

Tab zuckte die Achseln, ohne die Waffe zu ziehen. »Ich weiß, daß du mich töten kannst«, bemerkte er.

»Verteidige dich!« brüllte ich.

»Also gut«, sagte Tab, und seine Waffe zuckte aus der Scheide.

Midice warf sich weinend zwischen uns. »Nein!« rief sie. »Töte mich! Laß ihn frei!«

»Warum hast du mir das angetan?«

»Ich liebe ihn«, sagte sie schluchzend. »Ich liebe ihn.«

Ich lachte. »Du kannst nicht lieben. Du bist Midice. Du bist klein und egoistisch und eitel. Du kannst nicht lieben.«

»Ich liebe ihn«, flüsterte sie. »Wirklich!«

»Und mich liebst du nicht?«

»Nein«, flüsterte sie mit erstickter Stimme. »Nein! Nein!«

»Aber ich habe dir soviel gegeben«, klagte ich. »Und habe ich dir nicht große Freude bereitet?«

»Ja«, sagte sie, »aber ich liebe dich nicht. Ich habe dich nie geliebt.«

Ich schluchzte und steckte meine Klinge in die Scheide zurück.

»Nimm sie«, sagte ich müde zu Tab. »Sie gehört dir.«

»Ich liebe sie«, sagte er.

»Bring sie fort!« brüllte ich. »Verlaßt meinen Dienst. Aus meinen Augen!«

Midice stürzte sich ins Tabs Arme. Die beiden machten kehrt und verließen den Raum. Tab trug noch die Klinge in der Rechten.

Ich wanderte ruhelos im Zimmer auf und ab und setzte mich schließlich auf den Rand meiner Steincouch und stützte den Kopf in die Hände.

Wie lange ich so dasaß, weiß ich nicht. Nach einiger Zeit hörte ich jedenfalls ein leises Geräusch und blickte auf.

Telima stand auf der Schwelle.

»Willst du hier den Boden putzen?« fragte ich streng.

Sie lächelte. »Das habe ich vorhin schon getan«, sagte sie, »damit ich dich beim Fest bedienen konnte.«

»Weiß der Küchenmeister, daß du hier bist?«

»Nein.«

Ich sah an ihrem linken Arm den Ring, den ich ihr weggenommen und Midice gegeben hatte.

»Woher hast du den Armreif?«

»Von Midice.«

»Du hast ihn gestohlen«, sagte ich.

»Nein, Midice hat ihn mir zurückgegeben.«

»Wann?«

»Vor über einem Monat.«

»Ich habe nie bemerkt, daß du ihn getragen hast.«

»Ich hatte ihn im Stroh meiner Schlafmatte versteckt.«

Ich betrachtete Telima. Sie stand schüchtern in der Tür. Sie war barfuß und trug die kurze, fleckige Tunika einer Küchensklavin. Um ihren Hals zog sich ein einfacher Stahlkragen — doch am linken Arm trug sie das goldene Band.

»Warum trägst du den Armreif?«

»Er ist alles, was ich besitze.«

»Warum bist du gekommen?«

»Midice«, sagte sie nur.

Ich senkte niedergeschlagen den Kopf.

Telima kam näher.

»Sie hat dich gemocht«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie kann nichts dafür, wenn sie dich nicht geliebt hat.«

»Geh wieder in die Küche! Oder ich töte dich!«

Telima kniete nieder, Tränen in den Augen. »Nein, das brächtest du nicht fertig.«

»Ich bin Bosk!« rief ich und stand auf.

»Ja«, sagte sie lächelnd. »Du bist Bosk. Und *ich* habe dir diesen Namen gegeben.«

»Du hast mich auch vernichtet!« sagte ich.

»Niemand hat dich vernichtet«, erwiderte sie.

Ich hatte mir einmal geschworen, nie wieder eine Frau zu verlieren — und nun war Midice gegangen. Ich war berühmt und mächtig und reich — doch das alles war mir nicht mehr wichtig. Ich hatte eine Niederlage hinnehmen müssen. Mein Stolz war verletzt.

»Es ist nicht leicht«, sagte ich zu Telima, »zu lieben und nicht wiedergeliebt zu werden.«

»Ich weiß«, sagte sie.

Ich nahm Telimas Kopf in die Hände. »Meine stolze Telima«, sagte ich, »meine frühere Herrin ...« Und die nächsten Worte, die ich sprach, schienen nicht von mir selbst zu kommen, sondern von einem verborgenen Wesen in meinem Innern ... Seit ich vor Ho-Hak auf der Renceinsel hockte, gefesselt, versklavt, waren solche verzweifelten Worte nicht über meine Lippen gekommen. »Ich bin unglücklich, ich bin einsam«, flehte ich.

»Ich bin auch einsam«, sagte Telima.

Wir streckten uns die Arme entgegen, und unsere Hände berührten sich, umfaßten sich. Und dann standen wir eng umschlungen in der Mitte meines Quartiers.

»Ich liebe dich!« schluchzte ich.

»Und ich liebe dich, mein Ubar. Ich liebe dich seit dem Augenblick, da wir uns zum erstenmal begegneten.«

16

Wir lagen Seite an Seite und starrten zur Decke hinauf.

»Vor Jahren«, sagte Telima, »als ich noch viel jünger war, da habe ich viel von Tarl aus Bristol singen hören.«

»In den Sümpfen?« fragte ich.

»Ja. Manchmal verirrt sich ein Sänger bis zu den Renceinseln. Aber in Port Kar, im Hause meines Herrn, wurde ebenfalls von Tarl aus Bristol gesungen.«

Telima hatte mir nie von ihrer Sklavenzeit in Port Kar erzählt.

Ich wußte, daß sie ihren Herrn gehaßt hatte und daß ihr die Flucht gelungen war. Und ich spürte, daß diese Zeit tiefe Wunden in ihr hinterlassen hatte. In den Sümpfen hatte ich leider etwas von ihrem Haß und ihrer Frustration zu spüren bekommen. Die Wunden waren tief gewesen, so tief, daß sie sich auf grausame Weise hatte rächen wollen, damit ihr eigenes Leiden erträglicher wurde. Telima war eine seltsame Frau. Ich fragte mich erneut, wie sie zu dem goldenen Armreif gekommen war. Und ich erinnerte mich, daß sie ja die Schrift auf ihrem Sklavenkragen hatte lesen können, obwohl sie aus den Sümpfen kam.

Aber ich erwähnte diese Dinge nicht, denn der Ton ihrer Stimme war nun träumerisch, ihre Gedanken schweiften ab in die Vergangenheit.

»Als ich noch jung war, auf den Renceinseln«, sagte sie, »und später, als Sklavin — da lag ich oft nachts wach und dachte an die Lieder und an die Helden.«

Ich berührte ihre Hand.

»Und manchmal dachte ich auch an Tarl aus Bristol.«

Ich schwieg.

»Glaubst du, daß es einen solchen Mann gibt?«

»Nein.«

»Könnte jemand wie er nicht existieren?« fragte sie. Sie hatte sich auf den Bauch gerollt und sah mich an. Ich blieb auf dem Rücken liegen und starrte an die Decke.

»In Liedern«, sagte ich. »So einen Mann mag es in Liedern geben.«

Sie lachte. »Gibt es denn keine wirklichen Helden?«

»Nein, Helden gibt es nicht — nur Menschen.«

Sie schwieg.

»Menschen«, sagte ich, »sind schwach. Sie können grausam sein. Sie sind egoistisch und gierig, eitel und engstirnig. Sie können sich böse verhalten, und in ihnen ist viel Häßliches und Verachtenswertes.« Ich sah sie an. »Alle Menschen sind zu korrumpieren. Es gibt keine Helden, keine Tarls aus Bristol.«

Sie lächelte. »Es gibt nur Gold und Macht«, sagte sie.

»Und die Körper der Frauen«, sagte ich.

»Und die Lieder.«

»Ja, auch Lieder.«

Sie legte den Kopf an meine Schulter.

In der Ferne erklang eine große Signalglocke. Obwohl es noch früh war, wurde es unruhig im Haus. Irgendwo brüllten Männer.

Ihre Rufe hallten durch die Korridore. Ich richtete mich auf und zog eine Robe an. Schritte hasteten durch den Gang, kamen näher.

»Schwert«, sagte ich zu Telima.

Sie sprang auf, ergriff meine Klinge, die an der Wand lag.

Ich legte hastig den Gurt um. Die Schritte waren nun ganz nahe. Im nächsten Augenblick dröhnte eine Faust gegen die Tür.

»Kapitän!« rief jemand.

Es war Thurnock.

»Tritt ein!« sagte ich.

Thurnock eilte in den Raum. Er trug eine Fackel in der Hand, und seine Augen waren unnatürlich geweitet. »Patrouillenschiffe sind zurückgekehrt!« rief er. »Die vereinten Flotten von Cos und Tyros sind nur noch Stunden entfernt!«

»Macht meine Schiffe zum Auslaufen fertig!« sagte ich.

»Dazu ist keine Zeit mehr!« sagte er. »Und die Kapitäne ergreifen die Flucht. Wer kann, verläßt die Stadt!«

Ich starrte ihn an.

»Flieh, mein Kapitän! Flieh!«

»Du kannst gehen, Thurnock«, sagte ich.

Er starrte mich verwirrt an, machte kehrt und stolperte in den Korridor hinaus. In der Ferne erklang der Angstschrei eines Mädchens.

Ich kleidete mich an und hängte mir das Schwert über die linke Schulter.

»Nimm deine Schiffe und deine restlichen Männer«, sagte Telima. »Füll die Laderäume mit Schätzen und flieh, mein Ubar!«

Ich betrachtete sie. Wie schön sie war!

»Port Kar soll sterben!« rief sie.

Ich ergriff das breite rote Band mit dem Medaillon, nahm es ab und steckte es in den Beutel an meinem Gürtel.

»Port Kar soll brennen!« sagte Telima.

»Du bist sehr schön, mein Schatz«, sagte ich. »Aber Port Kar ist meine Stadt — ich muß sie verteidigen.«

Ich hörte sie weinen, als ich mein Quartier verließ.

Seltsamerweise erfüllte mich keine Unruhe, als ich in den großen Saal zurückkehrte, in dem das Siegesfest stattgefunden hatte. Ich schritt durch den Gang, als wäre ich nicht ich. Ich wußte, was ich tun würde, und doch wußte ich es nicht.

Zu meiner Überraschung fand ich in der großen Halle die Offiziere meiner Männer versammelt — ich glaube, es fehlte keiner.

Ich ließ meinen Blick von Gesicht zu Gesicht wandern — von

Thurnock zu Clitus, zum Rudermeister, zu den anderen. Viele Männer waren Halsabschneider, Mörder, Piraten. Ich fragte mich, warum sie jetzt hier waren.

Eine Seitentür wurde aufgestoßen, und Tab eilte herein, das Schwert über der linken Schulter. »Tut mir leid, Kapitän«, sagte er, »ich war gerade auf meinem Schiff beschäftigt.«

Wir starrten uns einen Augenblick lang an. Dann lächelte ich. »Ich kann mich glücklich schätzen«, sagte ich, »einen so eifrigen Mann in meinen Diensten zu haben.«

»Kapitän«, sagte er.

»Thurnock«, sagte ich, »ich habe doch Befehl gegeben, nicht wahr, daß meine Schiffe zum Auslaufen fertigzumachen sind.«

Thurnock grinste. »Schon eingeleitet.«

»Was sollen wir tun?« fragte einer meiner Kapitäne.

Was sollte ich darauf antworten? Wenn die vereinten Flotten von Cos und Tyros schon fast vor unserer Hafeneinfahrt standen, blieb uns kaum eine andere Möglichkeit als die Flucht — oder der Kampf. Eigentlich waren wir zu keinem bereit. Auch wenn wir die erbeuteten Schätze sofort nach meiner Rückkehr eingesetzt hätten, wäre es nicht möglich gewesen, eine Flotte auszurüsten, die einem solchen Gegner gewachsen war.

»Wie groß schätzt du die Flotte von Cos und Tyros?« fragte ich Tab.

Er zögerte nicht. »Viertausend Schiffe«, sagte er.

»Tarnschiffe?«

»Ausnahmslos.«

Seine Vermutung entsprach den Berichten meiner Spione. Nach meinen Informationen würde die Flotte aus viertausendzweihundert Einheiten bestehen, zweitausendfünfhundert von Cos und siebzehnhundert aus Tyros. Die Gesamtflotte würde fünfzehnhundert Galeeren schwerer Klasse, zweitausend Schiffe mittlerer Klasse und siebenhundert kleine Galeeren enthalten. Ein Netz, hundert Pasang breit, zog sich um Port Kar zusammen.

Anscheinend war meinen Spionen das Auslaufen der Flotteneinheiten entgangen. Ich konnte ihnen jedoch keine Schuld geben. Schiffe lassen sich schnell aus dem Hafen bringen und kampfbereit machen, wenn Material und Mannschaften zur Hand sind. Der Rat und ich hatten offenbar den Schaden zu hoch angesetzt, den die Eroberung der Schatzflotte den Kriegsplänen Cos' und Tyros' zugefügt hatte. Wir hatten mit dem Vorrücken der Flotte erst im Frühling gerechnet. Wir schrieben den Monat Se'Kara, das Ende

der guten Jahreszeit für die Tarnschiffe. Unabhängig von den Rundschiffen sind Rammschiffe meistens nur im Frühling und Sommer unterwegs. Im Monat Se'Kara, besonders gegen Ende, ist das Thassa stürmisch. Wir waren völlig unvorbereitet. Es war die beste Gelegenheit, uns anzugreifen. Hinter diesem kühnen Schachzug sah ich nicht die Hand von Lurius, des Ubar von Cos, sondern die Schlaueheit Chenbars aus Kasra, des Ubar von Tyros.

Ich bewunderte ihn. Er war ein guter Kapitän.

»Was sollen wir tun, Kapitän?« fragte der Offizier noch einmal.

»Was schlägst du vor?« fragte ich lächelnd.

Er starrte mich verblüfft an. »Es gibt doch nur eine Möglichkeit - die Schiffe fertig machen zum Auslaufen, Sklaven und Schätze an Bord nehmen und fliehen. Wir sind stark und können vielleicht eine Insel erobern — eine der nördlichen Inseln. Dort kannst du Ubar sein und wir deine Männer.«

»Viele Kapitäne lichten bereits Anker, um in den Norden zu segeln«, sagte ein anderer Offizier.

»Und andere wollen in den Süden«, bemerkte eine Stimme.

»Das Thassa ist groß. Es gibt viele Inseln, viele Häfen.«

»Und was ist mit Port Kar?« fragte ich.

»Es hat keinen Heimstein«, sagte einer der Männer.

Ich lächelte. Das stimmte. Von allen Städten Gors war Port Kar die einzige, die keinen Heimstein besaß. Ich wußte nicht, ob die Männer sie nicht mochten, weil sie keinen Heimstein besaß, oder ob sie keinen Heimstein hatte, weil die Bürger Port Kar nicht liebten.

Der Offizier hatte gefordert, daß die Stadt den Flammen und den plündernden Seeleuten aus Cos und Tyros überlassen werden sollte.

Port Kar hatte keinen Heimstein.

»Wie viele von euch glauben, daß Port Kar keinen Heimstein hat?« fragte ich.

Die Männer sahen sich verwirrt an. Alle wußten natürlich, daß die Stadt keinen Heimstein besaß.

Stille trat ein.

Nach einiger Zeit sagte Tab: »Ich glaube, sie hat einen!«

»Aber«, sagte ich, »noch hat sie keinen.«

»Nein«, sagte Tab.

Einer der Männer sagte: »Ich frage mich, wie es wäre, in einer Stadt mit einem Heimstein zu leben.«

»Wie erwirbt eine Stadt einen solchen Stein?« fragte ich.

»Die Menschen entscheiden, daß sie einen bekommt«, meinte Tab.

»Ja«, sagte ich, und die Männer sahen sich zweifelnd an.

»Holt den Sklaven Fisch!« rief ich.

Die Kapitäne begriffen nicht, was ich wollte, doch einer ging, um den Jungen zu holen.

Ich wußte, daß von den Sklaven keiner geflohen war — dazu hatten sie auch kaum Gelegenheit. Der Alarm war in der Nacht gekommen, und zu dieser Zeit ist es in einem goreanischen Haushalt üblich, daß die Sklaven eingesperrt oder angekettet sind. Auch ich sorgte dafür, daß ich hier keine unangenehme Überraschung erlebte.

Fisch, bleich, nervös, wurde in den Saal gebracht.

»Geh nach draußen«, sagte ich, »suche einen Stein und bringe ihn herein.«

Er starrte mich an.

»Beeil dich!« drängte ich.

Er machte kehrt und hastete hinaus.

Wir warteten schweigend, bis er wieder kam. In der Hand hielt er einen ziemlich großen Stein, etwas größer als meine Faust. Es war ein ganz gewöhnlicher Felsbrocken, grau und schwer und ziemlich körnig.

Ich nahm den Stein zur Hand.

»Ein Messer«, sagte ich.

Man reichte mir eine Klinge.

In den Stein schnitt ich mit der Messerspitze die Initialen Port Kars.

Dann hielt ich den Stein in die Höhe, so daß die Männer ihn sehen konnten.

»Was habe ich hier?« fragte ich.

Tab sagte leise: »Den Heimstein Port Kars.«

»Und jetzt«, sagte ich und wandte mich an den Mann, der sich für die Flucht ausgesprochen hatte, »wollen wir jetzt noch fliehen?«

Er starrte verwundert auf den einfachen Stein. »Ich habe noch nie einen Heimstein gehabt«, sagte er.

»Wollen wir fliehen?«

»Nicht, wenn wir einen Heimstein haben.«

Ich hielt den Stein in die Höhe. »Haben wir einen Heimstein?« fragte ich die Männer.

»Ich akzeptiere den Stein als meinen Heimstein«, sagte der Sklavenjunge Fisch. Keiner der Männer lachte. Der erste, der den Heim-

stein anerkannte, war nur ein Junge, ein Sklave. Aber er hatte wie ein Ubar gesprochen.

»Und ich auch!« rief Thurnock.

»Und ich!« fiel Clitus ein.

»Und ich!« brüllte Tab.

»Und ich!« riefen die Männer durcheinander. Und plötzlich war der Saal von Jubelgeschrei erfüllt, und über hundert Waffen fuhren aus den Scheiden und grüßten den Heimstein von Port Kar. Freude herrschte in diesem Augenblick, wie ich sie echter und reiner in Port Kar nie zuvor erlebt hatte. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl, ein Vertrauen in den Sieg, eine neue Bedeutung für das Leben — Rufe, Waffengeklirr, Tränen.

Ich wandte mich an Thurnock. »Laß die Sklaven frei. Schicke sie durch die Stadt, zum Hafen, in die Tavernen, zum Arsenal, auf die Plätze und Märkte, überallhin. Sie sollen die Neuigkeit verkünden! Sie sollen allen mitteilen, daß Port Kar einen Heimstein hat!«

Männer hasteten aus dem Saal, um meine Befehle auszuführen.

»Offiziere!« rief ich. »Auf eure Schiffe. Bildet eure Linien vier Pasang westlich des Kais des Sevarius! Thurnock und Clitus bleiben hier.«

»Nein!« riefen die beiden und sahen mich niedergeschlagen an.

Ich brachte es nicht fertig, sie in den Tod zu schicken. Ich hatte keine Hoffnung, daß Port Kar genügend Schiffe zusammenbrachte, um die vereinte Flotte von Cos und Tyros abzuwehren. Ich kehrte ihnen den Rücken und verließ mit dem Stein den Saal.

Draußen an meinem Hafenbecken ließ ich ein schnelles Boot kommen. Ich hörte überall die Rufe, daß es einen Heimstein in Port Kar gebe, und sah Fackeln auf den schmalen Steigen, die fast überall die Kanäle begleiten.

»Zum Rat der Kapitäne!« rief ich den Ruderern zu und sprang ins Boot. Als ich mich setzte, bemerkte ich, daß Fisch auf einer der Ruderbänke saß.

»Dies ist Arbeit für Männer, Junge«, sagte ich.

Er zog das Ruder durch. »Ich bin ein Mann, Kapitän«, erwiderte er.

Hinter uns standen Telima und Vina auf dem Kai, doch Fisch blickte nicht zurück. Das Schiff glitt durch die Kanäle Port Kars auf den Ratsbau der Kapitäne zu. Überall flackerten Lichter in den Fenstern.

Der Ruf pflanzte sich durch die Stadt fort, die Nachricht verbrei-

tete sich wie ein Lauffeuer, rief überall Aufregung und lebhaftes Diskussionen hervor.

Ein Mann stand auf einem schmalen Steg, ein Bündel auf dem Rücken, das er über seinen Speer geworfen hatte. »Ist es wahr, Admiral?« rief er. »Ist es wahr?«

»Wenn du es wahr machst«, sagte ich, »ist es wahr!«

Er starrte mich seltsam an, und als ich mich umsah, hatte er sein Bündel abgeworfen und folgte uns zu Fuß. »Port Kar hat einen Heimstein!« rief er.

Andere blieben stehen und folgten ihm.

In den Kanälen herrschte lebhafter Bootsverkehr — unzählige Tharlarionboote, mit Gütern beladen, die hierhin und dorthin eilten. Offenbar wollten sie alle noch fliehen. Ich hatte gehört, daß Besitzer von größeren Schiffen bereits zu Hunderten in See gestochen waren und daß im Hafen astronomische Summen für eine Passage aus der Stadt gefordert wurden. Heute nacht würde mancher ein Vermögen machen.

»Macht Platz für den Admiral!« rief mein Steuermann. »Macht Platz!«

Wir sahen erschreckte Gesichter in den Fenstern. Männer hasteten auf den schmalen Kanalsteigen entlang.

Die Ruder unseres Boots verhakten sich mit denen eines anderen Fahrzeugs; wir glitten auseinander und setzten unseren Weg fort.

Kinder weinten. Ich hörte eine Frau schreien. Überall sah ich dunkle Gestalten, die ihre Habe in Sicherheit zu bringen versuchten. In vielen Booten, an denen wir vorbeikamen, drängten sich erschreckte Menschen.

»Wohin willst du?« fragte ein Mann, der aus einem Fenster lehnte.

»Ich denke, zum Rat der Kapitäne«, sagte einer der Vorbeieilenden. »Es heißt, wir haben jetzt einen Heimstein in Port Kar.«

Und Männer hinter ihm riefen: »Ja, es gibt einen Heimstein in Port Kar!« Dieser Ruf wurde von Tausenden aufgenommen, und überall hielten Menschen in ihrer Flucht inne, Boote kamen ins Stocken, Menschen stürzten aus den Eingängen ihrer Häuser. Ich sah, wie Waffen gezogen wurden und hinter uns, zu Tausenden jetzt, kamen die Bürger Port Kars, folgten uns zum großen Platz vor dem Ratsgebäude der Kapitäne.

Noch ehe der Mann im Bug meines Boots das Seil ans Ufer geworfen hatte, war ich hinübergesprungen und eilte mit fliegender Robe auf das große Ratsportal zu.

Vier Mitglieder der Ratswache salutierten, indem sie ihre Lanzenschäfte gegen den Boden schlugen.

Ich hastete an ihnen vorbei in den Ratssaal.

Auf mehreren Tischen flackerten Kerzen. Papiere lagen herum. Nur wenige Schreiber oder Pagen waren zu sehen. Von den sieben- oder achtzig Kapitänen, die sonst die Versammlungen besuchten, waren höchstens vierzig anwesend. Als ich eintrat, verließen eben wieder zwei die Halle.

Der Schreiber, der mit ernstem Gesicht hinter dem großen Tisch saß, blickte mich sorgenvoll an. Ich sah mich um.

Die Kapitäne schwiegen. Samos saß auf seinem Platz. Das kurze weiße Haar schimmerte zwischen seinen Fingern hindurch; er hatte den Kopf in die Hände gestützt. Zwei weitere Kapitäne standen auf und verließen die Versammlung.

Einer blieb neben Samos stehen. »Mach deine Schiffe bereit«, drängte er. »Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Samos schüttelte den Kopf.

Ich nahm meinen Sitz ein. »Ich bitte ums Wort«, sagte ich zu dem Schriftgelehrten, als handle es sich um eine ganz gewöhnliche Sitzung.

Die Kapitäne blickten auf.

»Sprich«, sagte der Schreiber.

»Wie viele von euch«, wandte ich mich an die Kapitäne, »sind bereit, die Stadt zu verteidigen?«

Bejar, der große langhaarige Kapitän, saß auf seinem Platz. »Spotte nicht, Kapitän«, sagte er aufgebracht. »Die meisten Schiffseigner sind bereits geflohen. Hunderte von kleinen Schiffen, Rundschiffe und Langschiffe, verlassen den Hafen. Das Volk flieht. Panik hat die Stadt gepackt. Wir finden keine Schiffe für den Kampf.«

»Das Volk flieht«, fiel Antisthenes ein. »Es wird nicht kämpfen - wie es von den Bürgern Port Kars auch nicht anders zu erwarten ist«

»Wer will wissen, wie das Volk von Port Kar wirklich ist?« fragte ich.

Samos hob den Kopf und sah mich an.

»Hört doch!« rief ich. »Hört das Volk! Es wartet draußen!«

Die Männer des Rats hoben lauschend die Köpfe. Durch die dicken Wände, durch die schmalen Fenster des Ratssaals ertönten laute, fordernde Rufe.

Bejar riß sein Schwert aus der Scheide. »Sie wollen uns töten!« sagte er.

Samos hob die Hand. »Nein«, sagte er, »hört doch!«

»Was schreien sie?« fragte ein Mann.

Ein Page hastete in den Saal. »Das Volk!« rief er. »Es drängt sich auf dem Platz! Fackeln! Tausende!«

»Was rufen sie?« fragte Bejar.

»Sie rufen«, sagte der Junge, »daß es in Port Kar einen Heimstein gibt.«

»Das stimmt nicht«, sagte Antisthenes.

»Doch«, sagte ich.

Die Kapitäne starrten mich verständnislos an.

Samos warf den Kopf in den Nacken und, lachte dröhnend, schlug mit den Fäusten auf die Armlehnen seines Ratssessels. Nach und nach fielen die Kapitäne ein.

»Es gibt keinen Heimstein in Port Kar!« lachte Samos atemlos.

»Ich habe ihn gesehen!« sagte da eine Stimme neben mir. Verblüfft drehte ich mich um. Der Sklavenjunge Fisch war mir gefolgt. Sklaven dürfen nicht in die Ratshalle der Kapitäne.

»Fesselt den Sklaven und peitscht ihn aus!« rief der Schreiber.

»Aber ich habe den Heimstein von Port Kar gesehen.«

»Es gibt keinen solchen Stein«, sagte Samos.

Langsam zog ich den Stein aus meiner Robe. Niemand sagte ein Wort. Alle Blicke waren auf mich gerichtet.

»Das ist der Heimstein der Stadt«, sagte Fisch.

Die Männer schwiegen.

»Kapitäne«, sagte ich, »begleitet mich auf die Treppe vor dem Gebäude.«

Als ich den Ratssaal verließ, folgten sie mir, und Sekunden später stand ich oben auf der breiten Marmortreppe, die zum Ratsplatz hinabführt.

»Bosk!« riefen die Leute. »Bosk kommt, unser Admiral!«

Ich schaute über die vieltausendköpfige Menge, über der Hunderte von Fackeln flackerten. Ich sah Kanäle im Hintergrund, die voller Boote waren, gefüllt mit Menschen, die ebenfalls Fackeln hielten, deren Feuer sich an den Wänden und im Wasser spiegelte.

Ich schwieg eine Zeitlang, starrte die Menge an. Dann, abrupt, hob ich beide Arme und hielt den Stein hoch.

»Ich habe ihn gesehen!« rief ein Mann ergriffen. »Ich habe den Heimstein von Port Kar gesehen!«

»Der Heimstein von Port Kar!« riefen Tausende. »Der Stein!«

Jubelgeschrei brandete auf, Schreie, Pfiffe, Waffen und Fackeln wurden geschwenkt. Ich sah Männer und Frauen weinen. Ich sah,

wie Väter ihre Söhne auf die Schultern hoben, damit sie den Stein sehen konnten.

»Ich verstehe dich jetzt«, sagte Samos, der neben mir stand und dessen Stimme bei dem Lärm kaum zu hören war. »Es gibt ja wirklich einen Heimstein in Port Kar.«

»Du bist nicht geflohen«, sagte ich, »ebensowenig wie die anderen Kapitäne und diese Menschen.«

Er starrte mich an.

»Ich glaube«, fuhr ich fort, »es hat immer einen Heimstein in Port Kar gegeben. Er ist nur erst heute gefunden worden.«

Samos lächelte. »Ich glaube, du hast recht«, sagte er und blickte über die tobende Menge. »Ich glaube, du hast recht.«

17

Ich stand im schwankenden Korb am Mast der Dorna, das Fernglas in den Händen.

Es war ein herrlicher Anblick, die gewaltigen Reihen der Schiffe in der Ferne, die den ganzen Horizont ausfüllten, ihre Segel viele tausend gelbe und purpurne Flaggen in der Sonne der neunten goreanischen Stunde, eine Ahn vor der Mittagswende. Tyros und Cos hatten ihr gesamtes Schiffspotential aufgeboten.

Bei der Eile, mit der wir unsere Formationen gebildet und Schlachtpläne geschmiedet hatten, war ich mir gar nicht einmal sicher, wie viele Schiffe auf unserer Seite zum Einsatz kamen. Meiner Schätzung nach führten wir etwa zweitausendfünfhundert Schiffe, freilich vierzehnhundert davon nur Rundschiffe, gegen die vereinte Flotte von Cos und Tyros in die Schlacht, die etwa viertausendzweihundert Einheiten zählte — und zwar ausschließlich Tarnschiffe. Wir hatten alle verfügbaren Arsenalschiffe aufgebracht, etwa siebenhundert von tausend. Es waren so viele Schiffe im Arsenal gewesen, weil das Jahr bereits weit fortgeschritten war und in den Wintermonaten die Seefahrt mit Rammschiffen fast zum Erliegen kam. Von den rund siebenhundert Arsenalschiffen waren etwa dreihundertundvierzig Tarnschiffe und dreihundertundsechzig Rundschiffe. Unsere Flotte wurde weiterhin durch etwa vierzehnhundert Schiffe privater Eigner ergänzt, zumeist Rundschiffe. Außerdem verfügten wir über dreihundertundfünfzig Schiffe von den Kapitänen des Rats, die noch nicht aus der Stadt geflohen waren.

Von diesen dreihundertundfünfzig Schiffen gehörten zum Glück etwa zweihundert der Tarnklasse an. Zu dieser Gruppe zählten auch meine Einheiten. Schließlich hatte ich zu meiner Überraschung und Freude auch fünfunddreißig Schiffe von zwei Ubars aus Port Kar in Dienst nehmen können, zwanzig von Chung und fünfzehn von Nigel. Mehr Schiffe besaßen diese beiden Ubars nach den Bränden im En'Kara nicht. Einheiten von Eteocles oder Sullius Maximus waren der Flotte nicht überschrieben worden, auch hatte sich Henrius Sevarius nicht an der Aktion beteiligt, dessen Regent Claudius natürlich andere Pläne hatte.

Ohne das »Auffinden« des Heimsteins wäre es uns wahrscheinlich nicht gelungen, mehr als vier- oder fünfhundert Schiffe gegen Cos und Tyros ins Gefecht zu schicken.

Ich ließ das Fernglas zuschnappen und kletterte über die schmale Strickleiter zum Deck der Dorna hinab. Kaum hatte ich einen Fuß auf das Holz gesetzt, als ich in der Nähe meinen Sklaven Fisch erblickte.

»Ich habe dir doch befohlen an Land zu bleiben!« rief ich aufgebracht.

»Du kannst mich später auspeitschen, Kapitän«, sagte er.

Ich eilte auf das Ruderdeck der Dorna und begrüßte dort meinen Rudermeister. Dann sah ich mich um.

Hinter uns lagen, in jeweils hundert Metern Abstand, vier Tarnschiffe aus Port Kar, dahinter drei weitere Viererreihen. Die Dorna führte also eine ziemlich dichte Formation aus sechzehn Tarnschiffen an — eine von fünfzig solcher Einsatzgruppen, die eine Kampfstärke von insgesamt achthundert Tarnschiffen aufbrachten. Damit ihr Fangnetz auch jede Flucht aus Port Kar verhinderte, hatte sich die angreifende Flotte etwas zu weit auseinandergezogen. Ihre Schiffe waren nur zu vier Reihen formiert und navigierten weit voneinander entfernt. Unsere Sechzehner-Gruppen, in denen die Schiffe so gestaffelt waren, daß sie ihre Begleiter nicht behinderten, konnten eine solche Angriffslinie leicht durchstoßen — und zwar an fünfzig Stellen. Kaum war das geschehen, sollten sie paarweise auseinanderlaufen und wo immer möglich von hinten angreifen, aber stets gemeinsam und gleichzeitig. Jedes Schiffspaar sollte sich durch Signale auf einen einzelnen Gegner einigen, und während sich das Opfer einem Schiff entgegenstellte, konnte das andere zu packen, seinen Angriff fahren. Die übrigen Schiffe des Feindes, die überwältigende Mehrheit der Flotte, würde zunächst noch unberührt bleiben. Einmal mehr ging es nicht so sehr um das absolute

Kräfteverhältnis wie um das Übergewicht an strategisch wichtigen Punkten. War die gegnerische Linie erst an mehreren Punkten durchstoßen, hoffte ich, daß viele Schiffe sich den Angreifern zuwenden würden, die in ihrem Rücken operierten. Jeder meiner fünfzig angreifenden Schiffgruppen folgte in einer halben Ahn Abstand jeweils ein weiteres Paar Tarnschiffe, die versuchen sollten, eine Anzahl dieser herumschwenkender Schiffe von hinten zu rammen. Ich erinnerte mich, daß die Dorna unter ähnlichen Umständen einmal sehr erfolgreich gewesen war. Die Schiffspaare aus den ursprünglichen Angriffsgruppen sollten sich nach Möglichkeit nach ihren ersten Kämpfen neu formieren und erneut, diesmal von hinten, durch die gegnerischen Linien stoßen und somit ihre Taktik wiederholen. Ich hatte jedoch wenig Hoffnung, daß uns dieser zweite Durchstoß an mehr als nur ein paar Stellen gelingen würde. Inzwischen nämlich mußten sich die Schiffe aus Cos und Tyros konzentriert haben. Nach dem ersten Vorstoß rechnete ich also eher mit einem freien Kampf — bis auf die Tatsache, daß die Paartaktik meiner Einheiten fortgesetzt werden sollte. Die vorherige Bestimmung der beiden Kampfpartner und der Befehl, auf keinen Fall einzeln zu kämpfen, sondern konsequent gemeinsam anzugreifen, war angeblich neu für die goreanische Seekriegsführung. Ich hatte auch Signale verabredet, mittels derer sich Schiffe, die ihren Partner verloren hatten, neu formieren und so das Prinzip aufrechterhalten konnten.

Die ersten beiden Wellen meines Angriffs bestanden also aus fünfzig Sondergruppen zu je sechzehn Einheiten, gefolgt in einer halben Ahn Abstand von je zwei weiteren Tarnschiffen. Das hieß, daß die erste Angriffswelle aus achthundert Schiffen bestand, die zweite aus hundert Einheiten. Damit blieben mir noch etwa einhundertfünfundachtzig Tarnschiffe und eine große Zahl Rundschiffe als Reserve,

Ich gab Signal, daß die sechzehn Tarnschiffe meiner Begleitung starten sollten. Sie entfernten sich, bestätigten über Flaggen meinen Befehl. Die Dorna fiel zurück. Ich wäre am liebsten mitgesegelt, aber als Kommandant der Flotte war mir das nicht erlaubt.

Die dritte Welle, der zweiten im Abstand von einer Ahn folgend, bestand aus einer langgedehnten Linie Rundschiffe, sämtliche vierzehnhundert Einheiten. Ich hegte die Hoffnung, daß die Flotte aus Cos und Tyros bis dahin enger zusammengedrückt war, so daß es meinen vierzehnhundert Schiffen vielleicht gelang, ihre Formation zu umgehen, sie einzuschließen und mit ihrer nicht unerheblichen

Feuerkraft an glühenden Steinen, brennendem Pech, Feuerbündeln und Armbrüsten von der Flanke her aufzurollen. Sobald sich die Schiffe aus Cos und Tyros mit diesen Rundschiffen anlegten, mußten sie außerdem feststellen, daß sie es nicht mit gewöhnlichen Besatzungen von Rundschiffen zu tun hatten. Jedes einzelne Schiff war mit Bürgern aus Port Kar bemannt oder Sklaven, die freiwillig ruderten, jeder von ihnen bewaffnet und nicht angekettet. Es war ihnen freigestellt worden, für ihre Freiheit um den Heimstein von Port Kar zu kämpfen. Nur Sklaven, die aus Cos oder Tyros oder aus Städten ihrer Verbündeten stammten, wurden nicht mit in die Schlacht geschickt; sie waren zurückgeblieben, angekettet in den Lagerhäusern der Stadt. Abgesehen von den kampfbereiten, bewaffneten Ruderern enthielten unsere Rundschiffe unter Deck, in den Aufbauten an Heck und Bug und in den Türmen zahlreiche Kämpfer aus der Stadt, die sich an Bord begeben hatten, um zu kämpfen. Diese Mannschaften waren mit Enterhaken bewaffnet, zudem waren jeweils mehrere Nagelplanken an Bord, die wie Gangways aussahen, etwa anderthalb Meter breit, am Heck oder Bug des Rundschiffes aufrechtstehend. Sie wurden mit ihrem genagelten anderen Ende auf das Deck des Feindschiffes herabgelassen. Ein Rundschiff hat gewöhnlich ein viel höheres Deck als ein Rammschiff, so daß diese Planken einen großen Vorteil bilden. Gewöhnlich weicht natürlich gerade ein Rundschiff der kriegerischen Konfrontation oder der Gefahr des Enterns aus. Ich rechnete deshalb mit einem Überraschungseffekt gegenüber den angreifenden Rammschiffen, die, ehe sie sich's versahen, selbst geentert wurden, gestürmt von kampfwütigen, aufgebrachten freien Männern. Wir hatten auf jedes Rundschiff mehr Männer bringen lassen, als sonst normalerweise an Bord eines schweren Tarnschiffs zu finden waren. Beim Angriff auf ein Rundschiff versucht ein Gegner gewöhnlich die Ruder zu scheren und dann zu entern. Diese Strategie hofften wir bei den gegebenen Verhältnissen zu unserem Vorteil zu nutzen. Und versuchten die Tarnschiffe aus Cos und Tyros zu rammen, so hofften wir im Augenblick des Aufpralls die Enterhaken und genagelten Planken ins Spiel zu bringen, damit der Gegner nicht mehr loskam. Inzwischen konnten sich auch die zahlreichen Bogenschützen und Katapultbediener in den Kampf einschalten, deren Waffen aus der Nähe eine fürchterliche Wirkung hatten. So hoffte ich, daß sich meine Rundschiffe selbst gegen Tarnschiffe schwerer Klasse durchsetzen konnten, indem sie einem Kampf auf offener See auswichen und die Nähe des Feindes suchten.

Meine vierte Angriffswelle bestand aus fünfzig Tarnschiffen, die Befehl hatten, ihre Masten nicht umzulegen. Sie sollten den Rundschiffen in etwa einer Ahn Entfernung folgen. Als Nachhut der Rundschiffe und mit den erhobenen Masten wurden sie vom Gegner vielleicht für weitere einfache Rundschiffe gehalten. Er würde dann ihre Geschwindigkeit falsch einschätzen oder sie voreilig angreifen und zu spät herausfinden, daß er sich auf einen Kampf mit schnellen, wendigen Rammschiffen eingelassen hatte. Diese Einheiten sollten also meine Rundschiffe nach besten Kräften in ihrem Kampf unterstützen.

Meine fünfte Angriffswelle, eine halbe Ahn nach der vierten angesetzt, bestand aus zwei Flotten zu je vierzig Tarnschiffen, von denen eine aus dem Norden und die andere aus dem Süden angreifen sollte. Ich glaubte nicht, daß diese wenigen Schiffe ihren Flankenangriff mit wirklich durchgreifender Wirkung vortragen konnten, aber in dem Durcheinander der Schlacht, ohne reale Einschätzung der Position und der Stärke des Feindes, mochten solche Zangenangriffe eine gute psychologische Wirkung haben. Der Admiral von Cos und Tyros — vermutlich Chenbar — konnte nicht wissen, wie unsere Flotte zusammengesetzt war und welche Stärke sie hatte. Tatsächlich hatten auch wir bis zum frühen Morgen unsere Pläne noch nicht im Detail gekannt und auch nicht gewußt, welche Einheiten uns zur Durchführung unserer Aktionen zur Verfügung standen. Ich hoffte auf Chenbars Vermutung, daß viele aus Port Kar geflohene Schiffe umgekehrt seien und sich nun noch am Kampf beteiligten, vielleicht meinte er auch, daß er unsere Stärke ernsthaft unterschätzt hatte. Die Flankenangriffe hatte ich so spät angesetzt, weil vorher der Gegner seine Flotte bestimmt noch nicht eng genug zusammengezogen hatte. Das Erschrecken über die Attacke von der Flanke her führte vielleicht auch dazu, daß viele Kapitäne oder sogar Chenbar selbst die Schiffe wenden ließen, und wenn das geschah, hatten wir zumindest die bessere Angriffsposition.

Wir sahen die Einheiten meiner zweiten Angriffswelle vorbeigleiten, die Schiffspaare, jedes Paar auf der Spur der zugeteilten Sechzehner-Gruppe.

Die Dorna blieb zurück, auf den Wellen schaukelnd, Ruder innenbords.

Hundertundfünfzig Tarnschiffe hielt ich in Reserve, die zugleich mit der fünften Welle, den Flankenattacken, in Signalweite der Dorna erscheinen würden.

»Soll ich den Mast senken, Kapitän?« fragte einer meiner Offiziere.

»Nein«, sagte ich. Ich brauchte den Mastkorb, um die Schlacht zu verfolgen.

Es war Herbst, und der Wind peitschte in kalten Böen das Wasser. Wolkenfetzen jagten sich am Himmel. Im Norden lag die Dunkelheit wie eine Linie am Horizont. Am frühen Morgen hatte es noch gefroren.

»Holt das Segel ein!« befahl ich.

Der Offizier begann Befehle zu brüllen.

Gleich darauf kletterten Seeleute in die Wanten, bedienten Seile, holten das lange dreieckige Segel ein.

Ich musterte die Wasseroberfläche.

»Was jetzt?« erkundigte sich der Offizier.

»Beidrehen«, sagte ich. »Ich leg mich aufs Ohr. Weck mich in einer halben Ahn.«

Als ich wieder an Deck kam, fühlte ich mich erfrischt.

Der Wind war noch kälter geworden, und die Dorna wurde tüchtig durchgeschüttelt. Wir hatten den Bug- und den Heckanker unten.

Man reichte mir meinen Admiralsumhang, den ich mir um die Schulter warf. Dann steckte ich mir einige Streifen getrocknetes Tarskfleisch in den Gürtel, rief den Ausguck aus seinem Korb herab und kletterte selbst am Mast empor. Oben angekommen, wickelte ich mich in den warmen Umhang, kaute auf einem Stück Tarskfleisch und hob mein Fernglas.

Sorgfältig erkundete ich den Stand des Gefechts.

Tarskfleisch ist salzig, aber der Ausguck hat gewöhnlich eine Wasserflasche in seinem Korb hängen. Ich öffnete sie und trank.

Während ich aufs Meer hinaus starrte, bewegte sich unten die endlose Linie unserer Rundschiffe vorbei, gegen den Wind kreuzend, ohne Ruder, die kleinen, dreieckigen Sturmsegel im Nordwind flatternd. Eine Galeere mit Dreieckssegel kann ihr Segel zwar bergen, aber die Segelfläche nicht vergrößern oder verkleinern, deshalb führt sie für verschiedene Wetterbedingungen unterschiedliche Segel mit. Der Segelbaum wird herabgehievt und das Tuch gewechselt; es gibt ein großes Segel für gutes Wetter, ein kleineres Segel für rauhere Winde, und ein Sturmsegel, wie es jetzt zum Einsatz kam.

Ich lächelte, als sich die Schiffe entfernten. Ihre Decks wirkten verlassen. Aber ich wußte, daß sie vor Kämpfern fast barsten.

Die Schiffe meiner ersten Angriffslinie waren inzwischen auf die Flotte aus Cos und Tyros gestoßen. Hinter ihnen, auf dem kalten Thassa verstreut, sah ich die Schiffspaare der zweiten Welle mit blitzenden Rudern in rauher See auf die lange Reihe der gelben und purpurnen Segel zugleiten — gelb für Tyros, purpur für Cos.

Ich fragte mich, wie viele Männer jetzt sterben mußten.

Es war kalt, und ich zog meinen Umhang enger. Wer war ich? Ich wußte es nicht. Mir war kalt, und ich war allein, das wußte ich, auch, daß in der Ferne Männer kämpften und bald weitere in die Schlacht gehen würden, wie ich es befohlen hatte.

Ich fragte mich, ob mein Plan überhaupt Sinn hatte, und die Antwort lautete ebenfalls: ich wußte es nicht. Es gab so viele tausend Faktoren zu berücksichtigen, die unmöglich vorherzusehen waren, soviel konnte sich verändern, konnte sich zu unseren Gunsten oder Ungunsten auswirken.

Ich wußte, daß Chenbar ein brillanter Ubar und Kapitän war — aber selbst er konnte unmöglich unsere Pläne wissen oder erraten, denn wir selbst hatten vor Stunden noch nicht gewußt, was wir machen sollten, wie wir uns des Angriffs am besten erwehren konnten.

Ich rechnete nicht mit einem Sieg.

Es kam mir plötzlich närrisch vor, daß ich nicht aus der Stadt geflohen war, als ich dazu noch Gelegenheit hatte. Gewiß hatten viele andere Kapitäne so gehandelt, hatten ihre Laderäume mit angeketteten Sklaven und Schätzen angefüllt. Warum war ich nicht geflohen? Warum waren die anderen Kapitäne da draußen geblieben? Waren denn alle Menschen Narren? Jetzt mußten Menschen sterben. Gibt es überhaupt ein Ziel, das ein Menschenleben wert ist? Muß man nicht selbst die schändlichste Unterwerfung dem Tod vorziehen? Ist es nicht besser, einem Herrn untertänig zu dienen, als auch nur den Verlust eines Menschenlebens zu riskieren — und sei es des eigenen? Ich dachte daran, daß ich mich einmal in den fernen Sümpfen in mein Schicksal ergeben hatte, um zu überleben, und nun saß ich, derselbe Feigling, hier im Umhang eines Admirals und beobachtete die Formierung von Flotten, sah Menschen dem Weg ihrer Bestimmung — Vernichtung oder Sieg — folgen, auf den ich sie geschickt hatte, obwohl ich doch so wenig über das Leben oder den Krieg oder das Glück wußte.

Sicher gab es andere, die der Verantwortung solcher Worte bes-

ser gewachsen waren, solcher Befehle, mit denen Männer in den Tod geschickt wurden. Was würden sie von mir halten, wenn sie im kalten Wasser des Thassa ertranken oder vom Schwert getroffen auf die Decksplanken sanken? Würden sie mich dann auch noch bejubeln? Und welche Schuldenlast trag ich an jedem dieser Toten, denn es waren meine Worte, die Worte eines törichten, unwissenden Narren, die sie ins Wasser und in die Klingen der Feinde geschickt hatten.

Ich hätte ihnen zur Flucht raten sollen. Statt dessen hatte ich ihnen einen Heimstein geschenkt.

»Admiral!« rief eine Stimme unter mir. »Seht!« Der Ruf kam von einem Seemann, der mit einem Fernglas auf dem hohen Bug der Dorna stand. »Die Venna!« rief er. »Sie ist durchgebrochen!« Ich hob das Glas und schaute nach Westen. In der Ferne sah ich mein Tarnschiff, die Venna. Sie war auf die Linien aus Cos und Tyros getroffen, war durchgebrochen und schwenkte nun herum, um erneut zuzuschlagen. Bei ihr war ihr Schwesterschiff, die Tela. Ich sah zwei Tarnschiffe aus Cos und Tyros angeschlagen im Wasser liegen; das eine sank schnell. Wrackteile schwappten gegen den Rumpf.

Die Venna stand unter Tabs Kommando.

Die Männer unter mir jubelten. Gut gemacht, dachte ich. Gut gemacht.

Mehrere Schiffe an der Durchbruchstelle begannen nun zu wenden, um sich dem Gegner entgegenzustellen.

Aber hinter ihnen, ohne Masten und tief im Wasser liegend, nahte die zweite Angriffswelle.

Ich sah, wie sich die Formation der Schiffe aus Cos und Tyros zusammenzog, um an bestimmten Punkten mehr Schiffe ins Spiel zu bringen. Als die Flotte so zusammenrückte, konnte ich sie zum erstenmal in voller Ausdehnung überschauen, was vorher nicht möglich gewesen war.

Hinter den Schiffen meiner zweiten Welle sah ich in einem Bogen, der von Horizont zu Horizont reichte, meine Rundschiffe vorrücken; ihre kleinen Sturmsegel flatterten im Wind.

Ich schaute nach hinten.

Achtern von der Dorna kamen in aller Ruhe und mit halber Schlagzahl fünfzig Tarnschiffe mit aufgerichteten Masten, an deren Rahen kleine Sturmsegel gesetzt waren. Im Durcheinander des Kampfes konnten sie auf den ersten Blick für eine zweite Angriffswelle von Rundschiffen gehalten werden.

Nach dieser vierten Angriffswelle war die fünfte Welle vorgesehen, die beiden Flotten, die von Norden und Süden angriffen; zugleich sollte meine Reserve, einhundertundfünf Tarnschiffe, in Signalweite der Dorna auftauchen. Mit diesen Reserven kamen zusätzliche zehn Rundschiffe, breite Holz-Transporter aus dem Arsenal. Ihre Ladung war sogar meinen höchsten Offizieren nicht bekannt.

Alle Faktoren, die ich in meine Berechnungen aufgenommen hatte, waren nun in Bewegung. Aber es gab bestimmt auch noch andere.

Ich blickte nach Norden. Dann öffnete ich das Glas und suchte das Thassa ab. Schließlich ließ ich das Glas wieder zuschnappen. Im Norden hing eine bedrückende Schwärze über dem Thassa. Über uns eilten weiße Wolken dahin, wie springende Tabuk, die vor den Fangzähnen des schwarzmähnigen Larl fliehen. Es war Herbst.

Mit dem Thassa hatte ich nicht gerechnet, mit seiner Schnelligkeit, seinen Stimmungen.

Es war eisig kalt im Mastkorb, und ich begann ein zweites Stück Trockenfleisch zu essen. In der Trinkflasche war das Wasser inzwischen gefroren.

Über drei Stunden saß ich nun schon im Mastkorb der Dorna, von Wind durchgeschüttelt, die Finger frostkalt am Fernglas. Ich beobachtete die Schlacht.

Ich hatte gesehen, wie meine erste Angriffswelle an Dutzenden von Stellen die Schiffsketten aus Cos und Tyros durchbrach, hatte gesehen, wie die Schiffe der großen Flotte kehrtmachten, hatte erleben dürfen, wie verletzlich sie dadurch für meine schwache zweite Angriffswelle waren, die einen unerwartet großen Erfolg erzielte. Als sich die Angriffslinien aus Cos und Tyros enger formierten, hatte die gewaltige Kette aus Rundschiffen ihr Netz um sie geschlossen. Hunderte von Schiffen hatten Anstalten gemacht, die plumpen Angreifer zu vernichten, und viele hatten dabei zu spät entdeckt, daß sie es nicht mit gewöhnlichen Rundschiffen, sondern mit schwimmenden Festungen voller entschlossener Krieger zu tun hatten. Schließlich hatte ich gesehen, wie sich etwa fünfzig Feindschiffe meiner nächsten Angriffswelle entgegenstellten, die scheinbar aus Rundschiffen bestand, nur um von den Rammen und Scherblättern überrascht zu werden. Ich war stolz auf meine Männer und ihre Schiffe. Sie kämpften vorzüglich. Und ich hatte nicht mehr das Gefühl, daß meine Strategie schwach war. Allerdings ahnte ich, daß

sich mit der Zeit die zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners bemerkbar machen würde. Ich hatte eben nur etwa zweitausendfünfhundert Schiffe, zumeist Rundschiffe, während der Gegner viertausendzweihundert Kampfeinheiten in die Schlacht schicken konnte, ausnahmslos mit Rammen und Scherblättern ausgerüstet.

Im dunklen, winddurchtosten Nachmittag brannten zahlreiche Schiffe. Funken und Flammen wurden durch den starken Wind von einem Schiff zum nächsten getragen. Stellenweise lagen mehrere Einheiten so dicht beieinander, in Gruppen zu zehn oder zwölf, wie schwimmende Holzinseln im Meer.

Das Thassa wurde unruhiger, und die Dunkelheit aus dem Norden bedeckte nun schon den halben Himmel, beugte sich wie ein beutegieriges Ungeheuer über uns.

Die fünfte Angriffswelle verspätete sich.

Die Dorna ruckte an ihren Ankern. Wir hatten sie kurz gelichtet und das Schiff in den Wind schwingen lassen, um dann erneut zu ankern, aber trotzdem bockte die Dorna in der unruhigen See. Ihre Planken ächzten, und ich hörte das Knirschen der Bolzen und Eisenhaken und das Klirren der Ketten, die hier und dort ihr Gerüst stützten.

Meine fünfte Angriffswelle, die Flotten, die von den Flanken her vorgehen sollten, standen im Norden unter dem Kommando von Nigel und im Süden von Chung. Die Schiffe, die den ehemaligen Ubars der Stadt unterstanden, waren ausnahmslos Tarnschiffe.

Doch die fünfte Angriffswelle war noch nicht zu sehen.

Dagegen sah ich aus dem Südwesten die Reserveflotte aus hundertundfünf Tarnschiffen näherkommen, gefolgt von den zehn breiten Rundschiffen, deren Fracht geheimgehalten worden war.

Ich fragte mich, ob ich den Ubars Nigel und Chung hätte vertrauen sollen.

Das Kommandoschiff der Reserve schloß in Signálnähe zur Dorna auf. Durch das Fernglas sah ich drüben auf dem Ruderdeck Antisthenes stehen, dessen Namen stets als erster auf der Kapitänsrolle des Rats gestanden hatte.

Die anderen Schiffe glitten hinter dem Kommandoschiff in eine vierfach gestaffelte Formation. Und zwischen ihnen, tief im Wasser liegend, die kleinen Sturmsegel eingeholt, warteten die zehn Rundschiffe, die Holzfrachter aus dem Arsenal. Trotz ihrer Breite lagen sie unruhig im aufgewühlten Wasser.

Wieder richtete ich das Glas nach Westen, wo sich Rauch über den Horizont wälzte.

Ich erkannte nun, daß die Tarnschiffe aus Cos und Tyros dem Kampf mit meinen Rundschiffen auswichen und sich in ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit auf meine Rammschiffe konzentrierten. Die langsamen Rundschiffe, weitgehend den Gewalten des Windes überlassen, wurden als Gegner kaltgestellt.

Ich lächelte. Chenbar war ein vorzüglicher Admiral. Er kämpfte einen Kampf, den er kannte. Er wollte seine Überlegenheit gegen meine Tarnschiffe einsetzen und sich die Rundschiffe für später aufheben, wenn sie von vier oder fünf Rammschiffen gleichzeitig attackiert werden konnten. Die Rundschiffe waren natürlich zu langsam, um meinen Tarnschiffen die schnelle, entschlossene Unterstützung zu gewähren, die sie sicher bald brauchen würden.

Ich ließ das Glas zuschnappen und behauchte meine Finger. Es war sehr kalt, und es war mir, als sei das Ergebnis der Schlacht bereits an der großen Tafel des nördlichen Horizonts angeschlagen, düster, bedrohlich, davor die brennenden und qualmenden Schiffswracks.

Der Wind peitschte mir ins Gesicht.

Dann hörte ich unter mir einen Schrei, gefolgt von lautem Jubel. Der Mann am Bug der Dorna, das Fernglas an den Augen, schwenkte seine Kappe durch die Luft. Die Ruderer unter mir brüllten und winkten ebenfalls.

Ich öffnete mein Fernglas. Von Norden und Süden näherten sich die Flotten meiner fünften Angriffswelle. Wie Messer schnitten sie durch das Wasser.

Ich brüllte mit meinen Leuten.

Chung hatte nordwärts gegen den Wind vorrücken müssen. Nigel, der sich mit den Meeresverhältnissen auskannte, hatte seine Schiffe, die vor dem Wind segeln konnten, zurückgehalten, damit die beiden Angriffspunkte der Zange gleichzeitig zuschlugen, wie von einer einzigen Hand gelenkt.

Ich ließ das Fernglas fallen, das mir an einer Schnur um den Hals hing, steckte das letzte Stück Tarskfleisch in den Mund und kletterte kauend die Strickleiter hinab. Unten angekommen sprang ich von der letzten Sprosse an Deck und winkte Antisthenes zu, der etwa hundert Meter entfernt auf dem Ruderdeck seines Schiffs stand, des Flaggschiffs meiner Reservestreitkräfte. Er ließ sofort eine Signalflagge setzen.

Ich stieg auf das Ruderdeck der Dorna.

Erstaunte Rufe wurden laut — auf der Dorna wie auf anderen

Schiffen —, als die Decksplanken der zehn Rundschiffe angehoben und entfernt wurden.

Der Tarn ist ein Landvogel, der aus dem Gebirge stammt, wenn es auch buntgefiederte Dschungeltarns gibt. Die Tarns, die dicht gedrängt in den Laderäumen der Rundschiffe saßen, trugen Kopfhäuben. Als sie nun plötzlich Wind und Kälte spürten, warfen sie die Köpfe hoch, schlugen mit den Flügeln und zerrten an ihren Fußfesseln.

Einem Tier wurde die Haube abgenommen, die Schnüre, die seinen Schnabel hielten, fielen. Der Tarn stieß seinen Kriegsschrei aus, einen Schrei, der sogar die heulenden Winde des Thassa übertönte.

Den Männern lief ein Schauer der Angst über den Rücken.

Es ist sehr schwierig, einen Tarn über das offene Meer zu lenken. Ich wußte nicht, ob sie sich über dem Wasser kontrollieren ließen. Im allgemeinen lassen sie sich nicht einmal unter Anwendung eines Tarnstabs vom Land fortbringen.

Ich nahm mein Fernglas von der Schulter und reichte es einem Seemann. Dann wandte ich mich an einen Offizier. »Laß ein Boot zu Wasser.«

»Bei dieser See?«

»Mach schon!« rief ich.

Das Boot wurde ins Wasser gesetzt. An einem der Ruder, als gehörte er dorthin, saß der Sklavenjunge Fisch. Mein Rudermeister übernahm die Steuerung.

Von Lee näherten wir uns dem ersten der großen Rundschiffe, dessen Deck ich erkletterte.

»Du bist Terence, Söldnerführer aus Treve?«

Der Mann nickte.

Treve ist eine Banditenstadt in den unzugänglichen Voltai-Bergen. Kaum jemand kennt ihre genaue Lage. Vor Jahren hatten die Tarnkämpfer Treves sogar der Tarnkavallerie Ars Widerstand geleistet. In Treve kennt man keine Landwirtschaft, sondern lebt im Herbst von den Überfällen auf die Ernte anderer. Man ernährt sich von Plünderung. Die Bürger Treves sollen zu den stolzesten und rücksichtslosesten auf Gor gehören. Sie lieben die Gefahr. Ihre Stadt ist angeblich nur auf dem Rücken eines Tarn erreichbar. Ich hatte einmal ein Mädchen gekannt, das aus dieser Stadt kam — Vika aus Treve.

»Du hast in den zehn Rundschiffen hundert Tarns mit ihren Reitern?«

»Ja«, sagte er, »und wie verlangt, ist an jedem Tarn ein Knoten-

seil befestigt, an dem sich fünf Seeleute aus Port Kar festhalten können.«

Ich blickte in den offenen Laderaum des Rundschiffes. Der gefährliche gebogene Schnabel des Tarn hob sich mir entgegen. Funkelnde Augen starrten mich an. Es schien ein guter Vogel zu sein; ich bedauerte trotzdem, daß ich meinen Ubar des Himmels nicht hier hatte.

»Und ich erhalte hundert Stein Gold für den Einsatz der Vögel und meiner Männer?« fragte Terence aus Treve nochmals.

»Richtig«, versicherte ich ihm.

»Ich möchte gleich bezahlt werden«, meinte der Söldnerführer aus Treve.

Ich zog blank und hielt ihm meine Klinge gegen die Kehle.

»Meine Sicherheit ist der Stahl«, sagte ich.

Terence lächelte. »Wir aus Treve verstehen solche Sicherheit.«

Ich senkte das Schwert. »Von allen Tarnkämpfern in Port Kar«, sagte ich, »und von allen Söldnerführern hast du allein das Risiko nicht gescheut — den Einsatz von Tarns über dem Meer.«

Es gab noch einen Mann, der diese Gefahr nicht gescheut hätte — doch er war mit seinen tausend Leuten seit Wochen nicht in der Stadt. Der Söldnerführer Ha-Keel, der an goldener Kette eine abgegriffene, diamantenbesetzte Tarnmünze um den Hals trägt, eine Münze aus Ar. Wie ich erfahren hatte, waren seine Streitkräfte im Augenblick in der Nähe von Tor beschäftigt, die Überfälle gewisser Wüstenstämme zu unterbinden, die mit Tarns großes Unheil anrichteten. Die Dienste Ha-Keels und seiner Männer standen dem Meistbietenden zur Verfügung; ich weiß, daß er einmal durch Zwischenmänner den Anderen gedient hatte, die mit den Priesterkönigen um die Vorherrschaft auf dieser Welt kämpften. Ich kannte Ha-Keel aus dem Haus des Kaufmanns Saphrar in Turia.

»Ich fordere die hundert Stein«, sagte Terence, »egal, wie das Unternehmen ausgeht.«

»Natürlich«, sagte ich. »Hundert Stein sind kein hoher Preis bei dem Risiko. Dabei ist der Heimstein Port Kars nicht der deine.«

»Wir stammen aus Treve«, sagte Terence.

»Gib mir einen Tarnstab«, sagte ich.

Als ich das Instrument in der Hand hielt, warf ich meine Robe ab und legte einen Windschutz um. Es hatte zu schneien begonnen.

Die Tarns waren verhüllt aufs Meer gebracht worden. Da sie instinktiv das Meer mieden, wußte ich nicht, was passieren würde, wenn sie nun über dem Wasser aufsteigen mußten. Vielleicht wei-

gerten sie sich, das Schiff zu verlassen. Vielleicht gebärdeten sie sich vor Wut oder Angst wie verrückt. Mancher Reiter war schon von seinem Vogel getötet worden, der nicht aufs Meer hatte fliegen wollen. Aber ich hoffte, daß sich die Tarns außer Sichtweite des Landes in ihr Schicksal ergeben würden.

Meine Ungewißheit konnte nicht mehr lange dauern.

Ich sprang in den Sattel des Tarn. Er schrie auf, als ich mir den breiten purpurnen Sicherheitsgurt um die Hüfte legte. Der Tarnstab hing an meinem rechten Handgelenk. Ich legte mir den Windschutz über das Gesicht.

»Wenn ich den Vogel lenken kann«, sagte ich, »folgt ihr mir und achtet auf meine Anweisungen.«

»Laß mich als erster fliegen«, sagte Terence aus Treve.

Ich lächelte. Wie konnte ein ehemaliger Tarnkämpfer aus Ko-roba einem Erzfeind, einem Mann aus Treve, die Führung überlassen? Da ich ihm dies nicht sagen konnte, lautete meine Antwort einfach: »Nein.«

Um den Sattelknauf war ein Paar Sklavenfesseln und ein Stück Schnur gewickelt. Beides stopfte ich mir in den Gürtel. Dann zog ich am ersten Zügel.

Der Tarn sprang mit mächtigem Flügelschlag aus dem Laderaum. Er verhielt auf dem Deck des Rundschiffs, hob und senkte ungeschlüssig die Flügel, sah sich um und warf dann mit mächtigem Kampfgeschrei den Kopf zurück. Die anderen Tarns unter ihm wurden unruhig und rasselten mit ihren Ketten.

Der peitschende Schneeregen brannte mir auf dem Gesicht.

Wieder zog ich den ersten Zügel, und schon saßen wir auf der langen, schrägen Vormastrah. Der Tarn hatte den Kopf erhoben, und jeder Muskel seines Körpers war angespannt. Er sah sich verwirrt um. Ich drängte das Tier nicht.

Ich tätschelte ihn am Hals und redete beruhigend auf ihn ein, dann zog ich am ersten Zügel. Der Vogel bewegte sich nicht. Seine Klauen umfingen die Rah. Ich gebrauchte den Tarnstab nicht, sondern wartete einige Zeit, streichelte den Vogel und redete ihm gut zu.

Und plötzlich stieß ich einen Schrei aus, zog hart am ersten Zügel. Der Tarn folgte seinen Reflexen und seinem Instinkt und schwang sich in die Lüfte, stieg in die tobenden Elemente.

Ich saß wieder auf dem Rücken eines Tarn!

Der Vogel gewann an Höhe, bis ich den ersten Zügel losließ;

dann kreiste der Tarn. Seine Bewegungen waren so sicher, als finde er sich über den vertrauten Abgründen der Voltai-Berge.

Ich testete seine Reaktionen auf die Zügel. Der Vogel war bestens ausgebildet und befolgte meine Befehle ohne Zögern. Und plötzlich wurde mir klar, daß der Tarn vor Erregung und Freude zitterte, daß er das neue und fremde Element genoß, in dem er sich befand.

Schon sah ich, wie unter mir andere Tarns fertiggemacht wurden. Reiter stiegen in die Sättel. Ich sah, wie Tarns auf die Decks der Rundschiffe hüpfen, wie die geknoteten Seile an den Sätteln festgemacht wurden und wie kampferfahrene Seeleute ihre Plätze einnahmen, fünf Mann je Seil. Jeder Tarnreiter trug am Sattel außerdem eine brennende Schiffslaterne und Ledertaschen mit Tonflaschen, die mit Lappen verkorkt waren. Die Behälter enthielten Tharlarionöl, und die Lappen, die den Verschluß bildeten, waren mit dem leicht brennbaren Öl getränkt.

Kurz darauf waren hinter mir etwa hundert Tarns in der Luft, und unter jedem Vogel hingen an einem kräftigen Seil fünf ausgewählte Kämpfer.

Ich sah, daß die Flotten meiner fünften Angriffswelle unter Chungs und Nigels Kommando ihren Zangenangriff angesetzt hatten und in heftige Kämpfe verwickelt waren.

Nun folgte ich mit den Tarnkämpfern nach — zu einem Zeitpunkt, da der Gegner die Stärke dieses Flankenangriffs noch gar nicht erfaßt haben konnte.

In dem Durcheinander der kämpfenden Tarnschiffe unter uns, mit denen die Rundschiffe aufzuschließen versuchten, erblickte ich das Flaggschiff von Cos und Tyros, das durch einen Ring von vierzig Tarnschiffen geschützt wurde. Es war ein großes Schiff, im Gelb von Tyros gehalten, mit über zweihundert Rudern — Chenbars Schiff.

Außer seinen Ruderern, die ausnahmslos Freie waren, enthielt es etwa hundert Bogenschützen und weitere hundert Seeleute, Artilleristen, Hilfspersonal und Offiziere.

Ich zog den vierten Zügel. Mein Tarn senkte sich herab und landete am Heck des Schiffs. Ich sprang sofort aus dem Sattel und zog mein Schwert. Verwirrt erwiderte Chenbar, Ubar von Tyros, meine Geste und zog ebenfalls seine Klinge.

Ich entfernte den Windschutz von meinem Gesicht

»Du!« rief er.

»Ja«, sagte ich. »Bosk aus Port Kar.«

Unsere Klingen trafen aufeinander.

Hinter uns hörte ich lautes Geschrei, die Geräusche von Männern, die sich von ihren Tarnseilen an Deck fallen ließen, Waffengeklirr. Auch zischten Armbrustpfeile durch das Schneetreiben.

Eine Gruppe Vögel verharrte über dem Deck, und die Männer ließen sich von den Seilen fallen. Die Tarns wirbelten davon, und die nächste Gruppe flog an. Nachdem sämtliche Krieger abgesprungen waren, schwenkten die Vögel mit ihren Reitern am schwarzen drohenden Himmel ab. Nun wurden die öldurchtränkten Luntentzündet und aus dem Himmel auf die Decks der Schiffe aus Cos und Tyros geschleudert. Ich rechnete nicht damit, daß unsere Brandbomben allzu großen Schaden anrichteten, verließ mich aber auf das Zusammentreffen dreier Faktoren: auf die psychologische Wirkung eines solchen Angriffs, auf die Angst vor den Flankenfлотten, deren Größe man noch nicht hatte abschätzen können, und auf die plötzliche Ausschaltung des Flaggschiffs mit dem Anführer Chenbar.

Ich glitt auf dem eisüberzogenen Deck aus und wehrte Chenbars Klinge dicht vor meinem Hals ab. Dann sprang ich wieder auf und setzte den Kampf fort. Wir gingen in den Clinch, hielten unsere Schwertarme mit den freien Händen gepackt.

Ich warf Chenbar gegen die Reling; er prallte mit Rücken und Kopf gegen das Heckspriet. Ich hörte einen Krieger hinter mir, der jedoch von einem meiner Leute abgefangen wurde. Waffengeklirr ertönte von allen Seiten. Ich fürchtete schon, Chenbar das Rückgrat gebrochen zu haben, ließ die Schwerthand des Admirals aus Tyros los und versetzte ihm einen Faustschlag in den Magen. Als er nach vorn zuckte, riß ich meine Rechte los und hieb ihm mit der Faust ins Gesicht. Dann wirbelte ich herum. Meine Männer hinderten die Soldaten des Gegners daran, auf das Ruderdeck des Schiffs zu klettern. Chenbar war betäubt in die Knie gegangen. Ich zog eine Sklavenfessel aus dem Gürtel und legte sie Chenbar an. Dann zerrte ich den Mann zu den Klauen meines Tarn. Mit dem Seil von meinem Gürtel machte ich die Sklavenfessel am rechten Fuß des Vogels fest.

Chenbar versuchte schwerfällig sich aufzurichten, doch ich setzte ihm einen Fuß in den Nacken und drückte ihn wieder zu Boden.

Dann sah ich mich um.

Meine Männer drängten die Schiffsbesatzung über die Reling ins kalte Wasser. Die gegnerischen Soldaten waren völlig überrumpelt worden und wehrten sich kaum noch. Außerdem waren meine Männer um etwa hundert Schwerter überlegen.

Die feindlichen Soldaten schwammen zu ihren anderen Tarnschiffen hinüber, die nun aufschlossen, um uns zu entern.

Armbrustpfeile begannen über das Deck des Flaggschiffs zu sirren.

»Haltet die Gefangenen über die Brustwehren!« rief ich.

Da dröhnte eine Stimme über das Wasser: »Nicht schießen!«

Nun kehrte der erste Tarn zum Flaggschiff zurück; er hatte seine Feuerbomben abgeworfen. Fünf Männer ergriffen das Seil und wurden in Sekundenschnelle vom Schiff gehoben.

»Setzt das Schiff in Brand!« rief ich meinen Männern zu.

Sie eilten unter Deck.

Weitere Tarns kehrten zurück, und immer mehr Männer, manchmal sieben an einem Seil, wurden vom Schiff getragen.

Schon begann sich Rauch durch die Decksritzen zu kräuseln.

Meine Männer wehrten enternde Kämpfer ab, stießen ein gegnerisches Schiff mit den Rudern zurück.

Ein weiteres Schiff näherte sich unserer Flanke, wobei es die Ruder abscherte. Meine Männer eilten hinüber, um es fortzustoßen.

»Seht doch!« rief ein Krieger.

Ein großer Jubel setzte ein. Das Schiff trug die Flagge Bosks. »Tab!« brüllten sie. »Tab!«

Es war die Venna, die kühn vorgestoßen war, um uns zu befreien. Ich sah Tab, der sogar bei dieser Kälte schwitzte, am Heck seines Schiffs.

Im nächsten Augenblick tauchte auf der anderen Seite die Tela auf, das Schwesterschiff der Venna. Die schweren Dollborde, parallel verlaufende Balken, die ihre Außenwandung schützten, wiesen zahlreiche neue Schrammen auf und waren halb abgerissen.

Meine Männer sprangen hastig hinüber. Ich winkte Tarnkämpfer fort, die jetzt erst das Flaggschiff anfliegen, um unsere Soldaten abzuholen.

Ringsum brannten Schiffe. Im nächsten Augenblick loderten auch bei uns die Flammen hoch auf.

Männer aus Tyros, die sich bis jetzt an Bord gehalten hatten, sprangen nun auch in das kalte Wasser, um zu anderen Schiffen zu schwimmen. In einigen hundert Metern Entfernung sah ich Gestalten an Bord von Tarnschiffen klettern, einige sogar über die Ruder.

Chenbar und ich blieben allein an Bord des Flaggschiffs zurück. Ich stieg in den Tarnsattel.

Chenbar schüttelte verzweifelt den Kopf, sprang auf. »Kämpft!« brüllte er seinen fernen Schiffen zu. »Kämpft!«

Ich zog am ersten Zügel, und der Tarn sprang in den Wind. Chenbar aus Kasra, Ubar von Tyros, baumelte gefesselt unter mir, der Wut des Winds und des peitschenden Schneesturms hilflos ausgeliefert, ein Gefangener Bosks, eines Kapitäns aus Port Kar, Admiral der Flotte dieser Stadt.

18

Als wir das eisige Deck der Dorna erreichten, erhoben sich meine Männer von ihren Ruderbänken und brüllten begeistert herauf.

»Führe den Gefangenen unter Deck«, sagte ich zu einem Offizier. »Er muß angekettet werden. Der Rat wird entscheiden, was aus ihm wird.«

Wieder klang Jubelgeschrei auf.

Chenbar blieb einen Augenblick lang vor mir stehen, die Fäuste geballt, das Gesicht vor Wut verzerrt, dann wurde er herumgerissen und von zwei Seeleuten unter Deck geschleift.

»Wahrscheinlich endet er in den Lumpen eines Sklaven auf irgendeiner Galeere«, bemerkte der Rudermeister.

»Admiral!« rief eine Stimme aus dem Mastkorb. »Die Flotte aus Cos und Tyros dreht ab! Sie flieht!«

Ich begann zu zittern und brachte kein Wort heraus. Die Männer ringsum jubelten.

Dann sagte ich: »Ruft unsere Schiffe zurück!«

Männer rannten los, um unseren Reserveschiffen zu signalisieren, sie sollten sich der kämpfenden Flotte nähern und den Rückzug anordnen.

Die Dorna kämpfte nun mit den Wellen wie ein gefangener Sleen. Ich blickte zu den Rundschiffen hinüber, die ebenfalls wie wild auf den Wogen tanzten.

»Anker lichten!« befahl ich. »Und setzt das Sturmsegel.«

Männer hasteten los, während ich signalisieren ließ, jedes Schiff sollte sich nach bestem Vermögen sofort in Sicherheit bringen. Es war unmöglich, den Sieg über die Flotte aus Cos und Tyros auszukosten und den fliehenden Einheiten etwa nachzusetzen.

Ich stand auf dem schwankenden Deck der Dorna, mit dem Rücken zum Sturm. Der Admiralsumhang, den meine Männer vom

Rundschiff mitgebracht hatten, wurde mir gebracht, und ich wickelte mir zitternd vor Kälte den dicken Stoff um die Schulter. Man reichte mir eine Schale mit heißem Paga.

»Der Siegestrank«, sagte der Rudermeister.

Ich grinste. Ich fühlte mich gar nicht wie ein Sieger. Mir war kalt, aber ich lebte. Ich schlürfte dankbar den heißen Paga.

Die Rah war herabgelassen worden, damit das kleine dreieckige Sturmsegel gesetzt werden konnte. Die Anker wurden gelichtet, und die Rah, von Flaschenzügen gehoben, begann am Mast emporzusteigen. Inzwischen zogen die Steuerbordruder auf Zuruf des Rudermeisters das Schiff herum, um das Heck in den Wind zu bringen. Der Sturm packte unsere Flanke, und die Dorna neigte sich nach Lee. Das Deck wurde von zwei Brechern überspült. Die beiden Steuerleute mühten sich mit ihren Seitenrudern, drehten das Schiff herum. Dann hatten wir den Wind von achtern und der Rudermeister begann seinen Schlagrhythmus, trieb das Schiff an, bis das Sturmsegel der vollen Wucht des Windes ausgesetzt war. Die Dorna wurde wie von einer Riesenfaust gepackt, der Mast knirschte, und eine schreckliche Sekunde lang neigte sich der Bug unter Wasser, ehe er wieder in die Höhe kam und den Himmel auszufüllen schien.

»Zieht durch!« rief der Rudermeister, dessen Stimme im Toben des Winds fast unterging. »Zieht — durch! Zieht — durch!«

Die Trommel legte die höchste Schlagzahl vor. Das winzige Sturmsegel, das sich im Wind blähte, zerrte an der Takelage. Die Dorna schnitt durch das Wasser, durchpflügte die Wellen, die sich zu beiden Seiten hoch auftürmten. Sie würde es überstehen.

Ich wußte nicht, ob der errungene Sieg entscheidend für die Stellung Port Kars war oder nicht, aber eins war mir klar — der fünfundzwanzigste Se'Kara, der heutige Tag, würde in Port Kar nicht so schnell vergessen werden, in der früher so verhaßten Stadt, die nun einen Heimstein gefunden hatte, in jener Stadt, die man die Geißel des schimmernden Thassa nannte, die sich jetzt jedoch einen besseren Ruf erwerben konnte, vielleicht sogar als Juwel des Meeres. Ich fragte mich, wieviele Männer überall auf Gor erzählen würden, sie hätten am fünfundzwanzigsten Se'Kara vor Port Kar mitgekämpft, im Schneesturm in tobender See und unter schwarzem Himmel. Ich lächelte. Dieser Tag würde zweifellos ein Feiertag in Port Kar werden.

Ich ging zu dem Tarn, der mich zur Dorna getragen hatte, zog

meinen Admiralsmantel aus und legte ihn dem zitternden Vogel über den Rücken.

In der Nähe stand der Sklavenjunge Fisch.

Ich hob den Kopf und sah in seinen Augen Verständnis für mein Tun. »Ich komme mit«, sagte er.

Ich wußte, daß sich die Schiffe der Ubars Eteocles und Sullius Maximus unserer Flotte nicht angeschlossen hatten. Ich wußte auch, daß die Blockade der letzten Festung des Sevarius aufgehoben worden war, damit die Wachschiffe an der entscheidenden Schlacht teilnehmen konnten. Es hatte einen Informationsaustausch zwischen Claudius, dem Regenten Henrius Sevarius', und Cos und Tyros gegeben, das wußte ich. Es wäre verblendet, anzunehmen, daß kein ähnlicher Kontakt zwischen Cos und Tyros und Eteocles Sullius Maximus bestanden hatte. So war nun mit einer gemeinsamen Aktion zu rechnen. Vielleicht stand die Ratshalle der Kapitäne bereits in Flammen. Die beiden Ubars und der Regent Claudius mochten bereits ihre Herrschaft ausgerufen haben, ein Triumvirat für Port Kar. Sie konnten sich natürlich nicht lange halten, denn Port Kar hatte die Seeschlacht nicht verloren. Wenn der Sturm nachließ — ob in Stunden oder erst in einem oder zwei Tagen —, würde die Flotte in Port Kar einlaufen. Aber inzwischen würden die beiden Ubars und Claudius in ihrer Ahnungslosigkeit über das Ergebnis der Schlacht die Stadt von denen zu befreien suchen, die gegen sie waren.

Ich fragte mich, ob mein Haus noch stand.

Ich ließ dem Tarn Fleisch bringen, große Brocken Tarskfleisch, die ich ihm vorwarf. Das Tier zerrte gierig an den Brocken.

»Ich komme mit«, sagte der Junge noch einmal.

Im Gürtel seiner Tunika steckte das Schwert, das ich ihm vor Beginn des Kampfs von einem Offizier hatte geben lassen.

Ich schüttelte den Kopf. »Du bist noch zu jung«, sagte ich.

»Nein, ich bin ein Mann.«

»Bedeutet dir Vina soviel?«

Er starrte mich an und wußte nicht, was er sagen sollte.

»Ich würde dich auch so begleiten — du bist mein Kapitän.«

»Du bleibst hier«, sagte ich entschieden.

Er zog das Schwert, das ich ihm gegeben hatte.

»Prüfe mich!« verlangte er.

»Steck das Schwert wieder zurück«, sagte ich. »Es ist eine Waffe für Männer.«

»Verteidige dich!« rief er.

Meine Klinge sprang aus der Scheide, und ich parierte seinen Schlag. Er war viel schneller zum Angriff übergegangen, als ich erwartet hatte.

Männer liefen zusammen. »Es ist nur Spaß«, sagte einer.

Ich ließ meine Klinge vorschnellen, doch der Junge parierte meinen Schlag. Ich war beeindruckt, denn ich hatte ihn nicht treffen wollen.

Auf dem schwankenden Deck begannen wir uns zu umkreisen, und unsere Schwerter klirrten gegeneinander. Nach etwa einer Ehn steckte ich meine Waffe in die Scheide zurück. »Ich hätte dich jetzt viermal töten können«, sagte ich.

Fisch senkte sein Schwert und starrte mich gequält an.

»Aber«, sagte ich, »du hast schon viel gelernt. Ich habe gegen Krieger gekämpft, die weitaus weniger schnell waren als du.«

Da lächelte er, und einige Männer schlugen sich beifällig mit der rechten Hand gegen die linke Schulter.

Fisch war überall beliebt. Wie hätte er auch sonst das erste Ruder in dem Boot übernehmen können, das mich in den Ratssaal brachte? Wie wäre er in das Boot gelangt, das mich zum Rundschiff trug? Auch ich mochte den Jungen. Im Gegensatz zu den anderen sah ich in ihm einen Ubar.

»Du darfst nicht mitkommen«, sagte ich. »Du bist zum Sterben noch zu jung.«

»In welchem Alter ist ein Mann für den Tod alt genug?« fragte er.

»Wenn du jetzt mitgehst«, sagte ich, »bist du ein Narr.«

»Jeder Mann hat das Recht, sich auch einmal wie ein Narr zu benehmen, nicht wahr?«

»Ja«, sagte ich zögernd.

»Dann sollten wir jetzt losfliegen. Der Vogel ist ausgeruht.«

»Bringt einen Umhang für den jungen Narren«, wandte ich mich an einen Seemann. »Und auch einen Waffengurt.«

»Ja, Kapitän!« rief der Mann.

»Glaubst du, daß du dich stundenlang an einem Seil festhalten kannst?«

»Natürlich, Kapitän«, erwiderte er.

Sekunden später breitete der Tarn seine Flügel in den Sturm und wurde vom Deck der Dorna gerissen. In schwindelerregenden Kreisen gewann er an Höhe. Der Junge hatte seine Füße gegen einen Knoten des schwankenden Seils gestemmt, und seine Hände krampften sich um das Hanf. Tief unten schaukelte Dorna in den

mächtigen Wellen, weiter hinten lagen die Schiffe unserer Flotte, die mit blitzenden Rudern vor dem Sturm dahinjagten.

Die Schiffe aus Cos und Tyros waren nicht mehr zu sehen.

Terence aus Treve, der Söldnerführer, hatte sich geweigert, mit seinen Tarns vor der Flotte nach Port Kar zu fliegen. Vielleicht hatten die aufständischen Ubars andere Tarntruppen zu Hilfe geholt, mit denen sich Terence nicht auf einen Kampf einlassen wollte.

Der Vogel wurde vom Sturm herumgeworfen, aber er war stark. Wir konnten nicht direkten Kurs nach Port Kar einschlagen, sondern mußten uns seitlich vor der Sturmfront bewegen, in der Hoffnung, bald in ein ruhigeres Gebiet zu kommen. Fisch pendelte durchnäßt am Ende des Seils.

Schließlich wurden Regen und Wind schwächer, und plötzlich schimmerte das Thassa unter uns in kühlem Sonnenlicht. Wir hatten das Unwetter hinter uns gelassen. In der Ferne sahen wir eine Felsküste und dahinter Grasland und Savanne, die in große Wälder überging.

Ich ließ den erschöpften Tarn zwischen den Bäumen landen. Fisch sprang rechtzeitig ab. Der Vogel schüttelte seine Flügel aus, ehe ich ihm den Admiralsmantel überstreifte. Der Junge und ich zündeten ein Feuer an, an dem wir unsere Kleidung trocknen und uns wärmen konnten.

»Wir fliegen nach Anbruch der Dunkelheit in die Stadt«, sagte ich.

»Natürlich«, erwiderte er.

Fisch und ich standen nun im düsteren Saal meines Hauses, wo noch am Abend zuvor meine Siegesfeier stattgefunden hatte. Unsere Schritte hallten laut auf den Fliesen.

Wir hatten den Tarn draußen auf dem Hof gelassen, der an mein Hafenbecken grenzte. Keine Tarnkämpfer hatten uns aufgehalten, und die Stadt selbst lag im Dunkeln.

Wir hatten blank gezogen und sahen uns um. Niemand war uns in den Korridoren begegnet, auch in den vielen Räumen war keine Menschenseele.

Jetzt hörten wir einen gedämpften Laut aus der Ecke des dunklen Saals. Zwei Mädchen knieten dort am Boden. Sie waren geknebelt, und jemand hatte ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Es waren Vina und Telima.

Fisch wäre am liebsten sofort losgestürzt, doch ich hielt ihn

zurück. Wortlos bedeutete ich ihm, sich seitlich vom Saaleingang zu postieren, wo er nicht gesehen werden konnte.

Ärgerlich ging ich dann auf die beiden Mädchen zu. Ich ließ sie nicht frei. Sie hatten sich gefangennehmen und als Köder verwenden lassen. Vina war noch jung, aber Telima war erfahren genug und hätte es besser wissen müssen.

Ich fuhr ihr mit den Fingern durch das Haar. »Dummes Mädchen!« sagte ich leise.

Sie versuchte nur zu sagen, daß Männer in der Nähe waren, um mich anzugreifen. Verzweifelt wand sie sich in den Fesseln und sah mich angstvoll an.

Laut sagte ich: »Na, dann wollen wir euch mal befreien.«

Im nächsten Augenblick schrillte in einem Korridor ein Pfiff, gefolgt vom Trappeln zahlreicher Füße. Fackeln tauchten auf.

»Auf ihn!« rief Lysius, der seinen Helm mit dem Sleenhaar trug. Doch Lysius selbst ging nicht mit zum Angriff über. Mehrere Männer stürzten auf mich zu. Insgesamt waren etwa vierzig Gestalten aufgetaucht.

Mit schneller Bewegung trat ich ihnen entgegen, wobei ich ständig meine Position veränderte und die Männer hinter mir herlockte, dann wieder zurücktrieb. Nach Möglichkeit blieb ich dabei in der Nähe der Mädchen, so daß die Männer mit dem Rücken zum Saaleingang kämpfen mußten.

So sah nur ich den Schatten hinter ihnen, der im Halbdämmer und im flackernden Licht der Fackeln blitzschnell herumhuschte, eine Klinge in der Hand. Im nächsten Augenblick hatte die Gestalt einen Helm aufgesetzt und war nun von den anderen nicht mehr zu unterscheiden. Schon sanken einige Männer mit durchschnittener Kehle zu Boden.

Ich selbst besiegte neun Krieger, bis wir neues Geschrei hörten und weitere Fackeln auftauchen sahen.

Im nächsten Augenblick war der Saal von Licht erfüllt. Fisch schlug sich auf meine Seite, um Rücken an Rücken mit mir weiterzukämpfen.

»Du hättest doch bei der Flotte bleiben sollen, Sklave«, sagte ich.

Ich sah, wie der Junge mit blitzschnellem Stoß seine Klinge führte und schon wieder kampfbereit war, ehe sein Opfer zu Boden gesunken war.

»Du hast vorzüglich zu kämpfen gelernt, Sklave«, sagte ich.

Männer kamen durch den Korridor, doch nun auch von der Seite, selbst durch die Küchentüren drängte eine Gruppe Krieger herein.

Jetzt sind wir verloren, dachte ich. Verloren.

Wütend registrierte ich, daß die Gruppe, die aus der Küche kam, von Samos aus Port Kar angeführt wurde.

»Du steckst also doch mit den Feinden Port Kars unter einer Decke!« rief ich. Doch zu meiner Verblüffung wandte er sich gegen unsere Angreifer, begann auf unserer Seite zu kämpfen. Nun bemerkte ich auch, daß einige Männer seiner Gefolgschaft in meinen Diensten standen, während ich andere nicht kannte.

»Rückzug!« brüllte Lysius im Kampfgetümmel.

Seine Männer wichen kämpfend zurück. Wir trieben sie zum Saalausgang, wo wir die Doppeltüren zuwarfen und sie mit schweren Eisenstäben sicherten.

Samos schwitzte. Der Ärmel seiner Tunika war zerrissen. Blut lief ihm über das Gesicht, befleckte sein weißes Haar und den Goldring in seinem Ohr.

»Was ist mit der Flotte?« fragte er.

»Wir haben gesiegt.«

»Gut«, erwiderte er und steckte das Schwert fort. »Wir verteidigen deinen Wehrturm in der Nähe der Deltamauer«, sagte er. »Komm mit.«

Bei den gefesselten Mädchen blieb er stehen und wandte sich um. »Sie haben sich fortgeschlichen, um dich zu suchen.«

»Das ist ihnen ja auch gelungen«, sagte ich und trennte Vinas Fesseln durch. Langsam richtete sie sich auf und eilte weinend zu Fisch und schmiegte sich an ihn. Er umarmte sie.

Dann befreite ich auch Telima von ihren Fesseln.

Am Nachmittag des folgenden Tages standen Samos und ich an der Brustwehr des Turms. Über unseren Köpfen waren Tarnnetze angebracht. Schwere Holzdeckungen, auf Pfosten stehend, ragten in der Nähe auf, die uns vor dem Armbrustfeuer von Tarnreitern schützen sollten.

Mein großer Langbogen stand griffbereit neben mir. Er hatte geholfen, die Belagerer auf Distanz zu halten. Aber ich hatte nur noch wenige Pfeile.

Unsere Männer waren weiter unten im Turm. Wir waren müde. Zu lange schon hatten wir den Schlaf bekämpft, so daß nur noch Samos und ich Wache hielten.

Vor meiner Rückkehr nach Port Kar hatte Samos mit seinen und meinen Männern elf Angriffen auf den Turm standgehalten — dabei war man mit Infanterie und Tarnkämpfern vorgegangen. Seit

meiner Rückkehr am Vorabend hatte es vier weitere Attacken gegeben. Wir hatten nun nur noch fünfunddreißig Mann, achtzehn von Samos' Leuten und siebzehn, die in meinen Diensten standen.

»Warum bist du gekommen, um ausgerechnet meinen Turm zu verteidigen?« fragte ich Samos.

»Weißt du das nicht?« erwiderte er.

»Nein.«

»Ist ja auch egal«, sagte er.

»Ohne dich und deine Männer wäre meine Festung längst gefallen.«

Samos zuckte die Achseln.

Wir schauten über die Bastion. Der Turm steht nahe der Delta-mauer meines Anwesens. Von hier oben aus konnten wir die Sümpfe überblicken, die sich bis zum Horizont erstreckten, und das weite, schöne Voskdelta, durch das ich vor so langer Zeit gekommen war.

Unsere erschöpften Kämpfer lagen unter uns im Turm. Jede Ehn Schlaf war kostbar. Sie und wir waren am Ende unserer Kräfte. Das Warten und Kämpfen, gefolgt von neuen Warteperioden, hatte uns zermürbt.

Im Turm hielten sich außerdem vier Mädchen auf — Vina, Telima, Luma und die Tanzsklavin Sandra. Die meisten anderen, ob Männer, ob Frauen, ob Sklaven oder Freie, waren geflohen. Sogar Thurnock und Thura und Clitus und Ula, von denen ich es nicht erwartet hätte, waren nicht mehr in der Festung. Allerdings nahm ich es ihnen nicht übel. Sie waren klug, und es wäre Wahnsinn gewesen, hierzubleiben. Letztlich war ich es, der hier als Narr dand, nicht sie. Und doch wäre ich in diesem Augenblick an keinem anderen Ort lieber gewesen als hier oben, über dem Besitz, den ich mir in Port Kar zu eigen gemacht hatte.

Und so hielten Samos und ich Wache.

Ich sah ihn an. Ich verstand diesen Sklavenhändler nicht. Warum hatte er meine Festung verteidigt? War er so verrückt oder schätzte er sein Leben so gering ein?

Er gehörte nicht hierher.

Dieser Besitz gehörte mir, mir allein!

»Du bist müde«, sagte Samos. »Geh nach unten. Ich passe schon auf.«

Ich nickte. Es war sinnlos, Samos noch zu mißtrauen. Sein Schwert hatte manchen Kämpfer für mich getötet. Sein Leben war auf der Brustwehr meines Wehrturms mehr als einmal in Gefahr

gewesen. Mir war egal, wem er diente — ob den Ubars, oder dem Regenten Claudius, oder den Ubaraten in Cos und Tyros, oder etwa den Anderen oder vielleicht doch den Priesterkönigen — oder ob er allein seine eigenen Ziele verfolgte. Mir war alles gleichgültig geworden. Ich war zu Hause, und ich war müde.

Ich stieg durch die Falltür; über eine Leiter erreichte ich die Etage unter dem Turmdach. Hier gab es Nahrung und Wasser, ausreichend Vorräte für eine weitere Woche. Aber ich glaubte nicht, daß wir noch soviel brauchen würden. Vor Einbruch der Dunkelheit gab es bestimmt weitere Angriffe — denen wir kaum noch etwas entgegenzusetzen hatten. Die erste oder höchstens zweite Angriffswelle würde uns überrollen.

Ich sah mich um. Die Männer schliefen. Sie waren unrasiert, verdreckt und zum Teil verwundet. Mehrere Kämpfer aus Samos' Mannschaft waren mir unbekannt, während mir andere viel bedeuteten. Einige waren sogar Sklaven von mir, die mit Pfählen und Hämmern gekämpft hatten, andere waren früher Sklaven gewesen, hatten jedoch die Freiheit errungen und eine Waffenausbildung erhalten. Einige waren Seeleute, und zwei waren Söldner, die meinen Dienst nicht hatten verlassen wollen. In einer Ecke schlief Fisch; Vina lag in seinen Armen. Er hatte sich wacker gehalten.

»Herr«, sagte jemand neben mir.

An der Wand saß die Tanzsklavin Sandra. Zu meiner Überraschung hatte sie Vergnügungsseide angelegt.

Ich ging zu ihr hinüber. Sie kniete vor einem Bronzespiegel und bearbeitete eine Augenbraue mit einer kleinen Bürste.

Sie sah furchtsam zu mir auf. »Wenn sie kommen«, sagte sie, »werden sie doch Sandra nicht umbringen, oder?«

»Ich glaube nicht«, sagte ich. »Ich nehme an, die Männer werden dich hübsch finden und am Leben lassen.«

Sie sah mich erleichtert an, wandte sich wieder dem Spiegel zu und starrte prüfend hinein.

Ich hob sie hoch und blickte ihr in die Augen.

»Bitte bring meine Schminke nicht durcheinander«, sagte sie.

Ich lächelte. »Sie werden dich bezaubernd finden.«

Dann küßte ich ihren Hals und stieg in das nächste Stockwerk hinab.

Hier lehnte mit angezogenen Beinen Luma an einer Wand.

Ich blieb vor ihr stehen.

Sie blickte auf und fuhr mit der Hand über meine Wange.

»Ich würde dich befreien«, sagte ich, »aber ich fürchte, daß freie Frauen umgebracht werden.«

Ich berührte ihren Sklavenkragen.

»Hiermit darfst du vielleicht weiterleben.«

Sie begann zu weinen und lehnte den Kopf an meine Schulter. Ich umarmte sie.

»Meine mutige Luma«, sagte ich. »Meine brave, mutige Luma.«

Ich küßte sie, schob sie sanft von mir und begab mich wieder zur Leiter.

Im nächsten Stockwerk kümmerte sich Telima um zwei Verwundete. Müde setzte ich mich auf eine Decke, die auf dem Boden lag, und stützte den Kopf in die Hände.

Das Mädchen kniete neben mir nieder und sah mich an.

»Ich rechne damit«, sagte sie nach längerem Schweigen, »daß in ein paar Stunden die Flotte zurückkehrt und wir alle gerettet sind.«

Dabei wußte sie ebensogut wie ich, daß die Flotte im Sturm viele Pasang nach Süden abgetrieben worden war und erst in zwei oder drei Tagen hier sein konnte.

»Ja«, sagte ich, »in wenigen Stunden ist die Flotte da, und wir alle sind gerettet.«

Sie legte mir die Hand auf die Stirn und barg das Gesicht an meiner Schulter.

»Du darfst nicht weinen«, sagte ich und drückte sie an mich.

»Ich habe dir so weh getan«, sagte sie.

»Nein.«

»Es ist alles so seltsam.«

»Was ist seltsam?«

»Daß Samos hier ist.«

»Wieso?«

»Weil er vor Jahren mein Herr war.«

Ich sah sie verblüfft an.

»Ich wurde im Alter von sieben Jahren bei einem Überfall zur Sklavin gemacht«, sagte sie, »und Samos kaufte mich auf dem Markt. Jahrelang behandelte er mich mit großer Fürsorge. Ich wurde gut behandelt und lernte Dinge, die Sklaven sonst nicht beigebracht werden. Du weißt ja, daß ich lesen kann.«

Ich wußte noch, wie ich mich gewundert hatte, daß sie als einfaches Rencemädchen so gebildet war.

»Und ich erfuhr auch viele andere Dinge«, sagte sie. »Als ich lesen konnte, wurde mir sogar das Zweite Wissen eröffnet.«

Das sogenannte ›Zweite Wissen‹ war auf Gor im allgemeinen nur den höchsten Kasten vorbehalten.

»Obwohl ich nur eine Sklavin war«, fuhr sie fort, »wurde ich mit Liebe großgezogen, und Samos war fast wie ein Vater zu mir. Ich durfte mit Schriftgelehrten und Sängern und Kaufleuten und Reisenden sprechen. Ich schloß Freundschaften mit anderen Mädchen im Haus, die auch viel Bewegungsfreiheit hatten, wenn auch nicht soviel wie ich. Wir konnten uns in der Stadt frei bewegen, obwohl wir immer von Wächtern begleitet waren, die uns beschützen sollten.«

»Und was geschah dann?«

Gepreßt sagte sie: »Man hatte mir gesagt, an meinem siebzehnten Geburtstag würde eine große Veränderung in meinem Leben eintreten.« Sie lächelte. »Ich rechnete damit, daß ich freigelassen und als Samos' Tochter adoptiert werden würde.«

»Und was geschah?«

»Bei Tagesanbruch kam der Sklavenmeister zu mir. Ich wurde in den Keller geführt, erhielt einen Sklavenkragen und wurde ausgepeitscht und zu anderen Mädchen in einen Saal gesperrt. Diese Mädchen mißhandelten mich weiter, denn sie wußten, welche bevorzugte Stellung ich im Hause gehabt hatte. Tagelang dachte ich, da wäre ein schrecklicher Irrtum passiert. Aber dann wurde ich Samos vorgeführt.«

»Und was sagte er?«

»Er sagte: ›Aus den Augen mit dieser Sklavin!‹«

Sie erbebte in meinen Armen.

»Dann mußte ich im Haus dienen und erhielt meistens die unwürdigsten Arbeiten zugeteilt. Ich wurde oft geschlagen und mußte nachts in einem winzigen Käfig schlafen, in dem ich mich kaum bewegen konnte.« Wütend hob sie den Kopf. »In mir wuchs ein großer Haß auf Port Kar, auf Samos und die Männer und auf die Sklaven, zu denen ich gehörte. Schließlich lebte ich nur noch für meinen Haß und den Traum, daß ich eines Tages fliehen und meine Rache genießen würde.«

»Und du bist geflohen!«

»Ja, als ich das Quartier des Sklavenmeisters saubermachte, fand ich den Schlüssel zu meinem Kragen.«

»Er muß ein sehr unvorsichtiger Mann gewesen sein«, sagte ich.

Sie zuckte die Achseln. »Und dicht neben dem Schlüssel lag ein goldener Armreif. Ich nahm ihn an mich. Vielleicht brauchte ich das Gold, um einen Wächter zu bestechen.« Sie senkte den Kopf. »Aber

es war kein Problem, das Haus zu verlassen. Ich sagte, ich hätte einen Auftrag, und die Wächter ließen mich durch. Natürlich war ich schon öfter in der Stadt unterwegs gewesen. In einem dunklen Winkel entfernte ich den Kragen, damit ich mich freier bewegen konnte und in der Stadt nicht angehalten wurde. Ich fand einige Stämme, Schnur und eine Stange, baute mir ein einfaches Floß und entkam durch einen der Deltakanäle, die damals noch nicht versperrt waren. So gelang mir die Flucht. Ich war als Kind in den Sümpfen groß geworden und hatte keine Angst vor einer Rückkehr dorthin. Die Männer Ho-Haks fanden mich und nahmen mich in ihre Gemeinschaft auf. Dabei durfte ich sogar den goldenen Armreif behalten.«

Ich betrachtete nachdenklich die gegenüberliegende Wand. »Haßt du Samos noch immer?«

»Ich hatte damit gerechnet«, sagte sie. »Aber nachdem er nun hier ist und uns hilft, hasse ich ihn plötzlich nicht mehr. Es ist alles sehr seltsam.«

Ich war müde. Ich wollte schlafen. Es freute mich, daß mir Telima einen Abschnitt ihres Lebens geschildert hatte, den ich bisher noch nicht kannte. Ich spürte, daß mehr hinter ihrem Bericht steckte, als mir im Augenblick klar wurde, mehr, als sie selbst begriff. Aber ich war zu müde zum Nachdenken.

»Du weißt natürlich, daß der Turm bald gestürmt und wir alle niedergemacht werden? Zumindest die Männer.«

»Die Flotte wird kommen«, sagte sie zuversichtlich.

»Ja — aber wenn sie nun nicht käme?«

»Sie kommt.«

Ich streichelte zärtlich ihre Wange, lehnte den Kopf an die Wand und schlief auf der Stelle ein.

»Sie kommen!« brüllte jemand.

Ich fuhr auf und sprang an die Leiter.

»Mein Ubar!« rief Telima hinter mir. »Ich habe dir dies mitgebracht.«

Zu meiner Verblüffung reichte sie mir mein altes Schwert, meinen langjährigen Kampfgefährten, den ich in den letzten Monaten nicht bei mir gehabt hatte.

Ich betrachtete die Klinge. Dann legte ich das Admiralsschwert ab.

»Danke«, sagte ich.

Unsere Lippen berührten sich, dann stieg ich die Sprossen hin-

auf. Geschrei und hastiges Fußgetrappel waren von oben zu hören.

An meiner Hüfte hing nun das Schwert, das mich nach Port Kar begleitet hatte, das ich schon bei der Belagerung Ars geführt hatte, in Tharna und im Nest der Priesterkönige, auf den Ebenen der Wagnvölker und in den Straßen Ars, als ich dort Cernus, dem Besitzer des Hauses Cernus, diente. Es besaß keinen juwelengeschmückten Griff und auch keine ziselierte Klinge, doch als Waffe genügte es mir. Telima hatte sie bei meinen Besitztümern gefunden und mit in den Turm genommen. Es erschien mir seltsam, daß sie so fest mit meiner Rückkehr nach Port Kar gerechnet hatte. Ich freute mich, daß ich die vertraute Klinge, die mich an frühere, schönere Zeiten erinnerte, an mein Leben als Tarl Cabot, in diesem Augenblick bei mir hatte.

Wenn man schon sterben muß, dann am liebsten mit einer vertrauten Klinge in der Hand, einem alten Kampfgefährten.

Wir verteidigten die Turmspitze.

Die letzten vier Pfeile meines Langbogens waren verschossen, und vier Männer, die eine Gefahr für uns werden konnten, waren von der Deltamauer unterhalb des Turms gestürzt. Von dort versuchten die Schützen den Angriff der Belagerer zu decken.

Wir standen sogar auf den Holzunterständen, dicht unter den Tarnnetzen, und kämpften mit Speeren und Schwertern gegen die Tarnkämpfer, die von ihren Vögeln sprangen und uns von oben angriffen, um uns niederzumachen.

Wir hörten Seile mit Haken heransurren, hörten, wie sich die Metallspitzen im Mauerwerk und in den Maschen des Tarnnetzes verhakten. Wir hörten, wie Rammböcke gegen die Mauern donnerten, große Masten, an die kleine Sprossen gebunden waren, an die Außenwände gelehnt wurden. Wir hörten das Trompetenzeichen, das zum Angriff blies, die hastigen Schritte, das Klettern, das Geklirr der Waffen, das Schlachtgebrüll der Männer.

Kurz darauf erschienen behelmte Köpfe über den Bastionen. Augen blitzten in den Y-förmigen Schlitzten der Helme, behandschuhte Hände und gestiefelte Füße kamen in Sicht — zahlreiche Kämpfer stürmten auf unsere letzte Bastion.

Ich sprang von dem Unterstand, auf dem ich gestanden hatte, und stürmte zur Mauer. Ich hörte Samos' Schwert klirren und die Schreie von Männern hinter mir.

Aus dem Augenwinkel sah ich Fisch, der an mir vorbeirannte, einen Speer mit beiden Händen über den Kopf erhoben, und hörte

einen langgezogenen Entsetzensschrei, der mit dem häßlichen Aufklatschen eines Körpers unten auf dem Pflaster des Hofes abriß.

»Hindert sie am Übersteigen der Bastion!« rief ich meinen Leuten zu.

Sie eilten zu den Mauern.

Wir kämpften verzweifelt mit Gegnern, die die Außenmauer bereits überstiegen hatten. Einer der Eindringlinge kletterte sogar schon die Leiter in die unteren Geschosse des Turms hinab. Doch dann schrie er plötzlich auf und verschwand aus meinem Blickfeld.

Im nächsten Augenblick erschien Telimas Kopf in der Öffnung. Zwischen den Zähnen hielt sie einen Dolch und schwenkte mit der Rechten mein Admiralsschwert; die Klinge war blutig.

»Zurück!« rief ich ihr zu.

Da sah ich Luma und Vina hinter ihr auftauchen. Sie hoben Steine auf, liefen zur Außenwand und schleuderten sie aus aller nächster Nähe auf die Köpfe der Angreifer.

Mit heftiger Bewegung, das Schwert mit beiden Händen führend, schlug Telima einem Mann den Kopf ab. Doch im nächsten Augenblick schlug ihr ein anderer Gegner die Klinge aus der Hand. Er hob seine Waffe, um sie zu erschlagen, doch ich war rechtzeitig zur Stelle und streckte ihn nieder, ehe er sein Vorhaben verwirklichen konnte.

Ich sah einen Mann kreischend rückwärts stürzen, von einem kopfgroßen Stein getroffen, den Luma geschleudert hatte. Vina hatte sich eines Schildes bemächtigt, das sie kaum heben konnte, und versuchte damit Fisch zu decken, der in einen heftigen Zweikampf verwickelt war. Er entschied das Duell zu seinen Gunsten und sah sich hastig nach einem neuen Gegner um.

Ich warf den Mann, den ich getötet hatte, über die Brüstung, der dabei gegen einen anderen Kämpfer prallte. Dieser, an den Belagerungspfahl geklammert, segelte in hohem Bogen mit dem vom Turm abrutschenden Mast in die Tiefe. Neben mir erwehrte sich einer meiner früheren Sklaven mit einem abgebrochenen Speerschaft seines Gegners.

Samos stieß seine Klinge in die Yförmige Öffnung eines Helms, parierte einen Speerhieb und erwiderte den Schwertschlag eines dritten Gegners.

In diesem Augenblick wurde zum Rückzug geblasen. Schwer atmend, blutüberströmt — sahen wir uns um.

»Der nächste Angriff«, sagte Samos keuchend, »ist der letzte.«

Samos war noch am Leben, Fisch und ich und die vier Mädchen und noch insgesamt fünf Männer.

Ich blickte über das Delta.

Von unten schallte Lärm herauf. Offenbar wurden die Krieger neu formiert. Waffen klirrten. Diesmal brauchten wir nicht lange auf den neuen Angriff zu warten.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich zu Samos.

»Auch ich wünsche dir alles Gute, Krieger«, sagte er und wandte den Kopf. Er schien seltsam verlegen zu sein. Ich fragte mich, was er hatte und weshalb er mich Krieger genannt hatte.

Ich nahm Telima in die Arme. »Beim nächsten Angriff bleibst du unten.«

»Und du ebenfalls«, wandte sich Fisch an Vina.

»Aber ich finde es unten zu stickig«, bemerkte Telima.

»Und ich auch«, sagte Luma unter Tränen.

»Also gut, dann werdet ihr eben unten an die Leitern gebunden!«

»Dazu hast du wohl nun keine Zeit mehr«, sagte Samos mit einem Blick über die Brüstung.

Die Trompeten bliesen wieder zum Angriff. Lärm schallte herauf.

Mit lautem Geschrei stürmten Hunderte von Männern an den Fuß des Turms. Wieder hörten wir, wie Belagerungspfähle angelegt wurden, wieder knirschten Haken in die Mauern. Und auf der Mauer zum Delta hin standen nun ganz offen Armbrustschützen, die wußten, daß wir unsere Pfeile verschossen hatten. Sie wollten den Kletternden Deckung geben.

Wir hörten, wie die Männer an der Turmwand höherkamen, wie ihre Schwerter und Speerspitzen gegen die Mauer schlugen.

Drüben brüllte der Anführer der Armbrustschützen seine Befehle. Die Belagerer kamen unaufhaltsam näher.

Plötzlich traute ich meinen Augen nicht. Ich sah eine Erscheinung hinter der Mauer, auf der die Armbrustschützen standen — ein seltsames Aufblitzen. Der Anführer der Schützentruppe zuckte zusammen, griff sich an die Brust und stürzte.

»Du tust mir weh!« schrie Telima. Ich hatte eine Hand um ihren Arm gekrampft.

»Bleib unten!« rief Samos.

Plötzlich waren auf der Krone der Mauer zum Delta über hundert Enterhaken zu sehen, deren Seile sich strafften, als seien sie belastet worden. Einer der Armbrustschützen blickte in Richtung Sumpf und zuckte zurück. Ein Pfeil ragte ihm aus der Stirn, ein Geschoß, das nur von einem Langbogen stammen konnte.

Dann sahen wir die Armbrustschützen von der Mauer fliehen.

Doch unsere Belagerer waren schon gefährlich nahe.

Im nächsten Augenblick schwärmten Hunderte von Männern über die Deltamauer.

»Rencebauern!« rief ich verblüfft.

Doch jeder der Männer trug einen Langbogen über der Schulter. Sie nahmen auf der Deltamauer Aufstellung, hoben wie ein Mann ihre Bogen, legten Pfeile auf, und im nächsten Augenblick erblickte ich Ho-Hak, der mit lautem Aufschrei den Arm senkte, und wie ein Hagelschauer zuckten die federbesetzten Pfeile in Richtung Turm. Und ich sah neben Ho-Hak den Bauern Thurnock mit seinem Bogen und neben ihm, mit Netz und Dreizack, meinen Freund Clitus. Die Männer auf den Belagerungsleitern schrien auf, Holz scharfte an der Turmwand entlang. Körper regneten auf die unten wartenden Soldaten. Wieder und wieder bohrten sich Pfeilsalven in die dichtgedrängt stehenden Belagerer, die schließlich in wilder Panik die Flucht ergriffen. Doch jeder Bogenschütze verfolgte sein Ziel, und es gab nur wenige, die sich auf der anderen Seite meines Anwesens in Sicherheit bringen konnten. Schon schwärmten die Rencebauern von der Mauer und sprangen auf andere Dächer, um wirklich jeden Punkt des umschlossenen Gebiets bestreuen zu können. Meine Männer und die Mädchen warfen Steine auf die Belagerer, die die Deckung des Turms suchten, bis auch diese Gruppe auseinanderlief. Einen Augenblick sah ich tief unten Lysius' angstverzerrtes Gesicht und neben ihm, ein Stirnband aus Perlen um den Kopf, den Rencebauern Henrak, der vor langer Zeit seine Gefährten an Port Kar verraten hatte. Hinter ihnen, in eine kostbare Robe aus weißem Fell gekleidet, erblickte ich einen anderen Mann, der sich verzweifelt umsah. Ich kannte ihn nicht.

»Das ist Claudius!« rief Fisch neben mir. »Claudius!«

Das also war Claudius, der Regent des Henrius Sevarius, der den Jungen hatte töten wollen.

Fisch ballte die Fäuste auf der Brustwehr.

In Begleitung einiger anderer Männer flohen die drei Gestalten in mein Haus.

Auf der gegenüberliegenden Mauer schwenkte Thurnock seinen Langbogen über dem Kopf, und Clitus tat es ihm nach. Ich hob die Hand und erwiderte ihren Gruß.

Auch grüßte ich Ho-Hak, den Rencebauern. Mir entging nicht, wie geschickt seine Männer ihre Bogen einsetzten. Zweifellos konnten sie die Vorteile einer solchen Waffe von mir und hatten sie nun

zu ihrer eigenen gemacht. Ich glaubte nicht, daß die Rencebauern weiterhin dem Willen der Sklavenhändler aus Port Kar unterworfen waren.

»Sieh doch!« rief Samos.

Männer flohen von meinem Grundstück — ein Stück weiter unten kamen mit blitzenden Rudern und gesenktem Mast zwei Tarnschiffe durch einen Kanal.

»Die Venna!« rief ich. »Und die Tela!«

Den Schild erhoben, einen Speer in der Hand, so stand Tab am Bug der Venna.

Er mußte seine beiden Schiffe quer zum Sturm gerudert haben, ohne ein Sturmsegel zu setzen. Er harte sein Leben riskiert, nur um nicht abgetrieben zu werden. Die übrige Flotte lag bestimmt noch hundert Pasang weiter südlich.

»Ein Seemann, der seiner Stadt wirklich würdig ist!« sagte Samos.

»Liebst du Port Kar so sehr?« fragte ich.

»Es beherbergt meinen Heimstein«, sagte er schlicht.

Die beiden Schiffe bogen in das Innenbecken ein, und meine Armbrustschützen feuerten auf die Fliehenden im Hof. Kämpfer warfen ihre Waffen fort und knieten nieder. Der Widerstand war gebrochen.

Ich drückte Telima an mich, die zugleich lachte und weinte.

Am Fuß des Turms traten uns kurz darauf Thurnock, Clitus und Ho-Hak entgegen. Wir umarmten uns stumm.

»Ihr habt euch den Langbogen zu eigen gemacht«, sagte ich zu Ho-Hak.

»Du hast uns gelehrt, was man damit machen kann, Krieger«, erwiderte Ho-Hak.

Thurnock und Clitus hatten sich mit ihren Mädchen Thura und Ula an die Rencebauern gewandt und um Hilfe gebeten, und die Rencebauern hatten tatsächlich ihr Leben für mich riskiert.

»Vielen Dank, Ho-Hak«, sagte ich.

»Du brauchst mir nicht zu danken«, sagte er, »Krieger.«

»Wir haben drei Männer im Haus umzingelt«, meldete ein Seemann. Wir hasteten in den großen Festsaal, in dem drei Männer von Armbrustschützen in Schach gehalten wurden. Es waren Ly-sius, Claudius und Henrak.

»Sei begrüßt, Tab«, sagte ich und schlug meinem Kapitän auf die Schulter.

»Sei begrüßt. Admiral.«

Als Lysius mich erblickte, stürzte er vor. Ich erwiderte seinen Angriff sofort, und nach kurzem Schlagwechsel sank er blutüberströmt zu Boden.

»Ich bin reich«, sagte Claudius. »Ich kann für meine Freiheit bezahlen.«

»Der Rat der Kapitäne von Port Kar«, sagte Samos, »hat mit dir zu sprechen.«

»Aber ich habe auch etwas mit ihm zu klären«, sagte Fischs Stimme. Der Junge hatte sein Schwert gezogen.

»Du!« rief Claudius. »Du!«

Samos starrte den Jungen verwundert an und wandte sich an Claudius. »Der Anblick eines einfachen Sklaven scheint dich seltsam zu berühren!«

In seiner armseligen Sklaventunika stand der Junge vor uns, ein junger Ubar. Er lebte, und er hatte für sein Recht und seine Stadt gekämpft. Er war kein Junge mehr.

Mit einem Wutschrei, das Schwert erhoben, stürzte sich Claudius auf den Sklaven, der den Angriff jedoch geschickt parierte.

»Ja«, sagte er. »Ich bin kein schlechter Fechter! Und jetzt wollen wir kämpfen.«

Claudius warf seinen weißen Umhang fort und näherte sich vorsichtig.

Er war ein ausgezeichnete Schwertkämpfer, doch Sekunden später war Fisch blitzschnell vorgesprungen, zurückgewichen — und wischte seine Klinge an der weißen Tunika ab, die am Boden lag. Claudius stand schwankend in der Mitte des großen Saals. Er wollte schreien, doch nur ein Schwall Blut drang aus seinem Mund, und dann stürzte er um und regte sich nicht mehr.

»Bemerkenswert«, sagte Samos. »Claudius ist tot. Von einem einfachen Sklaven erschlagen.«

Fisch lächelte.

»Und der da«, sagte Ho-Hak und deutete auf Henrak, »ist ein Rencebauer, und mit dem habe ich eine Rechnung zu begleichen!«

Henrak starrte ihn an, aschgrau im Gesicht.

»Eechius ist bei dem Oberfall auf die Renceinsel getötet worden«, sagte Ho-Hak. »Er war mein Sohn.«

»Tu mir nichts!« flehte Henrak. Er wollte sich zur Flucht wenden, doch er kam nicht weit.

Ho-Hak packte sein Handgelenk, ergriff den Mann und stemmte ihn über seinen Kopf. Henrak zappelte und schrie, doch er wurde aus dem Saal getragen.

Wir folgten dem riesigen Mann aus den Sümpfen, sahen, wie er die schmale Treppe der Mauer zum Delta hinaufstieg und sich auf ihre Brustwehr stellte. Als Silhouette vor dem Himmel stehend, verharnte einen Augenblick, dann schleuderte er die schreiende Gestalt in den Sumpf hinaus.

Am Fuße der Mauer warteten die Tharlarion.

Der Abend war weit fortgeschritten.

Wir hatten aus den Vorräten der Venna und Tela ein reichhaltiges Abendessen serviert bekommen. Dabei bedienten Telima und Vina in der Tunika von Küchensklavinnen. Fisch saß bei uns am Tisch und wurde ebenfalls bedient.

Midice kniete neben Tab, ohne mich anzusehen. Der Kapitän hatte ihr den Arm um die Schultern gelegt.

»Wie ich sehe«, sagte Ho-Hak zu Telima, »trägst du immer noch den goldenen Armreif.«

»Ja.«

»Daran sollte ich dich erkennen«, sagte Ho-Hak, »als du vor vielen Jahren in die Sümpfe kamst.«

Telima starrte ihn verwirrt an.

Samos setzte seine Pagaschale ab. »Wie werden sich die Dinge wohl in der Stadt entwickeln?« fragte er Tab.

Tab senkte nachdenklich den Kopf. »Die Ubars Eteocles und Sullius Maximus sind mit ihren Schiffen und Männern geflohen. Die letzte Festung des Henrius Sevarius ist verlassen. Der Ratsbau, obwohl teilweise durch Feuer zerstört, steht noch. Die Stadt, so will mir scheinen, ist in Sicherheit. Ich glaube, daß die Flotte in vier oder fünf Tagen eintrifft.«

»Dann scheint ja der Heimstein Port Kars nicht mehr gefährdet zu sein.« Samos hob seine Pagaschale.

Wir tranken mit.

»Wenn es mein Kapitän gestattet«, sagte Tab. »Es ist spät, und ich möchte mich zurückziehen.«

»Es sei dir gestattet«, sagte ich.

Er neigte den Kopf und ging. Midice richtete sich auf und begleitete ihn.

»Es wäre sicher nicht klug«, sagte Ho-Hak, »wenn die Rencenbauern zu lange in Port Kar blieben. Wir werden im Schutze der Nacht abziehen.«

»Dank sei dir und deinem Volk«, sagte ich.

»Die Renceinseln, die nun vereint sind, stehen dir zur Verfügung.«

»Dafür sei dir gedankt, Ho-Hak«, erwiderte ich.

»Wir können nie gutmachen, was du für uns getan hast. Du hast viele von uns vor Port Kar gerettet und uns den Gebrauch des Langbogens gelehrt.«

»Dafür habt ihr mich mehr als entschädigt«, erwiderte ich.

»Dann stehen wir also nicht mehr in des anderen Schuld?«

»Nein.«

»So schließen wir Freundschaft.«

Wir reichten uns die Hände.

»Du hast viele Freunde in den Sümpfen!«

»Das ehrt mich«, sagte ich.

Ho-Hak wandte sich zum Gehen, und ich blickte dem breit-schultrigen ehemaligen Galeerensklaven nach. Ich hörte, wie er draußen seine Männer zusammenrief. Sie würden zu ihren Rencebooten zurückkehren, die unten an der Deltamauer festgemacht waren.

»Wenn du gestattest, Kapitän«, sagte Thurnock mit einem Blick auf Thura. »Es ist spät.«

Ich nickte und Thurnock und Clitus verließen mit ihren Sklavinnen den großen Saal.

Samos, Telima und ich blieben allein zurück.

»Bald muß der Morgen grauen«, bemerkte der Sklavenhändler.

»Vielleicht noch eine Ahn bis Sonnenaufgang.«

»Nehmen wir unsere Umhänge«, sagte Samos. »Wir wollen auf den Wehrturm steigen.«

Wir zogen uns warm an und folgten Samos über den gepflasterten Hof, um das Hauptgebäude herum und in den nun geöffneten Turm.

Von seiner Spitze aus waren Tabs Männer von der Venna und der Tela zu erkennen, die hier und dort Wache standen. Das große Tor, das zur Stadt führte, war geschlossen. Nacheinander kletterten die Rencebauern über die Mauer und stiegen in ihre kleinen Boote, die wir nicht sehen konnten. Ho-Hak folgte als letzter, und wir winkten ihm zum Abschied zu.

Der endlose Sumpf glitzerte im Licht der drei Monde.

Telima wandte sich an Samos. »Dann war es also vorgesehen, daß ich aus deinem Haus floh?«

»Ja«, erwiderte Samos, »und du solltest auch den goldenen Arm-

reif nehmen, so daß Ho-Hak und seine Männer dich im Sumpf erkennen würden.«

»Sie fanden mich nach wenigen Stunden.«

»Sie warteten auf dich«, sagte Samos.

»Ich verstehe das nicht.«

»Ich kaufte dich, als du noch ein Mädchen warst«, sagte Samos.

»Und ich hatte von Anfang an diesen Plan.«

»Du hast mich wie deine Tochter großgezogen«, sagte sie. »Aber als ich siebzehn wurde ...«

»Ja — da wurdest du grausam behandelt und dann durftest du fliehen.«

»Aber warum?«

»Samos«, schaltete ich mich ein, »hast du die Nachricht geschickt, die ich vor einigen Monaten im Rat der Kapitäne erhielt?«

»Ja.«

»Aber damals hast du das abgestritten«, sagte ich.

»Die Folterkammer schien mir nicht der rechte Ort zu sein, über die Belange der Priesterkönige zu sprechen.«

»Priesterkönige?« fragte Telima atemlos.

Ich lächelte. »Nein, da hast du wohl recht. Aber als die Nachricht übergeben wurde, warst du doch gar nicht in der Stadt.«

»Das stimmt«, sagte Samos. »Ich hoffte dadurch eine Verbindung zwischen mir und dem Zettel abstreiten zu können, falls es erforderlich werden sollte.«

»Du hast nie den Versuch gemacht, dich mit mir in Verbindung zu setzen«, sagte ich.

»Du warst nicht bereit dazu«, sagte Samos. »Außerdem brauchte dich Port Kar.«

»Du dienst also den Priesterkönigen.«

»Ja.«

»Und deswegen bist du in meine Festung gekommen — um einen Mann zu schützen, der ihnen früher auch gedient hat, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Samos, »aber auch, weil du viel für meine Stadt, für Port Kar, getan hast. Nur deiner Initiative ist es zu verdanken, daß sie jetzt einen Heimstein besitzt.«

»Bedeutet dir das soviel?« fragte ich. Samos war ein Larl von einem Mann, das rief ich mir ins Gedächtnis. Er war grausam, ein Raubtier mit tödlichen Jagdinstinkten.

»Natürlich«, sagte er.

Wir starteten in die Ferne. Zahlreiche kleine Boote verschwanden im Rence der Sümpfe.

Samos wandte sich wieder an mich. »Du mußt in den Dienst der Priesterkönige zurückkehren.«

»Das kann ich nicht«, sagte ich und senkte den Kopf. »Ich wäre ihnen ein unwürdiger Diener.«

»Alle Männer und Frauen, jeder von uns, hat irgendwo in seinem Innern verabscheuungswürdige Elemente, grausame und feige Züge, keiner ist gefeit gegen böartige, gierige und egoistische Anwandlungen, Dinge, die wir vor anderen und in erster Linie vor uns selbst verbergen.«

Telima und ich sahen ihn an.

Nicht ohne Zärtlichkeit legte der Sklavenhändler eine Hand auf Telimas Schulter, die andere auf meine.

»Der Mensch ist ein Chaos aus Grausamkeit und Edelmut, aus Haß und Liebe, aus Ablehnung und Zuneigung, aus Neid und Bewunderung. Das ist eine alte Wahrheit, die nur von wenigen wirklich begriffen wird.«

Ich starrte auf den glitzernden Sumpf, hinüber. »Es war also kein Zufall, daß ich in der Marsch abgefangen wurde«, sagte ich.

»Nein«, lächelte Samos.

»Dient auch Ho-Hak den Priesterkönigen?«

»Wissentlich nicht«, sagte Samos. »Aber vor vielen Jahren versteckte ich ihn auf seiner Flucht in meinem Hause und verhalf ihm später zur Freiheit. Er hat mir seither öfter geholfen.«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Daß ich wüßte, ein Mann aus Port Kar würde in Kürze die Sümpfe durchqueren.«

»Sonst nichts?«

»Nur, daß Telima als Köder benutzt werden sollte, um dich zu fangen.« Er warf dem Mädchen einen Blick zu.

»Die Rencebauern hassen die Bürger dieser Stadt. Sie hätten mich töten können.«

»Das war ein Risiko, das ich eingehen mußte.«

»Du bist sehr freigiebig mit dem Leben anderer.«

»Hier geht es um ganze Welten, Kapitän.«

Ich nickte.

»Hat Priesterkönig Misk von dem Plan gewußt?«

»Nein«, erwiderte Samos, »er hätte ihn bestimmt nicht gutgeheißen. Denn trotz ihres großen Wissens verstehen die Priesterkönige den Menschen kaum. Ihnen geht es um den Kampf gegen die Anderen.«

»Wer sind die Anderen?« fragte Telima.

»Frage jetzt nicht«, sagte Samos abweisend, und das Mädchen erstarrte.

»Ich werde dir eines Tages davon erzählen«, sagte ich.

»Wir sahen voraus«, rühr Samos fort, »daß sich deine menschliche Natur durchsetzen würde, daß du im Angesicht eines sinnlosen, absurden Todes in den Sümpfen lieber um dein Leben flehen würdest.«

Mir blutete das Herz. »Das habe ich getan.«

»Du hast der Freiheit des ehrenhaften Todes, wie sich die Krieger ausdrücken, die unwürdige Knechtschaft vorgezogen.«

Tränen standen mir in den Augen. Es war nicht nur der scharfe Wind. »Ich habe mein Schwert und meine Stadt entehrt. Ich verriet die Maximen, nach denen ich zuvor gelebt hatte.«

»Aber du fandest deine Menschlichkeit wieder«, sagte Samos. »Nur in solchen Augenblicken stellt man fest, daß in den eigenen Lebensmaximen nicht die ganze Wahrheit und die ganze Wirklichkeit enthalten ist. Das bricht den Hochmut und die Selbsttäuschung. Es ist ein heilsames Erlebnis.

Ich starrte ihn an.

»Wenn du nicht umkamst, würdest du als Sklave weiterleben, das wußten wir. So hatten wir seit Jahren in diesem Mädchen Haßgefühle geweckt, daß sie sich deiner annehmen und dich das Joch der Sklaverei spüren lassen konnte.«

Telima neigte den Kopf. »Du hast mich gut vorbereitet, Samos«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Trotzdem kann ich den Priesterkönigen nicht mehr dienen. Du hast zu gute Arbeit geleistet. Als Mensch bin ich vernichtet. Ich achte mich selbst nicht mehr.«

Telima legte ihren Arm um meine Schultern.

»Glaubst du«, wandte sich Samos an Telima, »daß Bosk vernichtet wurde? Daß er sich selbst nicht mehr achten kann?«

»Nein«, sagte sie. »Mein Ubar weiß, wer er ist.«

»Ich habe grausame und abscheuliche Dinge getan«, wandte ich ein.

»Ich ebenso — dazu sind wir alle fähig«, erwiderte Samos lächelnd.

»Nein, eher habe *ich* den Boden unter den Füßen verloren«, flüsterte Telima. »*Ich* wurde vernichtet!«

Samos blickte sie freundlich an. »Du bist ihm sogar nach Port Kar gefolgt.«

»Ich liebe ihn.«

»Keiner von euch beiden ist vernichtet. Ihr seid beide ein gesundes Ganzes, und ihr seid — menschlich.«

»Sehr menschlich«, sagte ich sarkastisch. »Allzu menschlich.«

»Bei dem Kampf gegen die Anderen kann man nicht menschlich genug sein«, sagte Samos.

Verwirrt starrte ich ihn an.

»Ihr beide habt nun neue Seiten eures Selbst kennengelernt, und aus dieser Kenntnis heraus werdet ihr die Stärken und Schwächen anderer besser verstehen können. Dabei gab es nur ein Problem«, fuhr Samos fort, »und ihr habt das nicht recht begriffen, auch jetzt noch nicht.«

»Und das wäre?«

»Euer Stolz«, sagte er und lächelte. »Als ihr die Achtung vor euch selbst verlor und eure Menschlichkeit begreifen lerntet, gabt ihr eure Mythen und Lieder auf, als müßte ein hochstehendes Wesen wie ihr entweder ein Priesterkönig oder ein Untier sein. Euer Hochmut verlangte nach der Vollkommenheit des Mythos oder nach der Vollkommenheit des denkbar tiefsten Abstiegs. Konntet ihr nicht die Höchsten sein, wolltet ihr prompt am allertiefsten sinken; konntet ihr nicht als die besten gelten, kam nichts anderes als die Position des Schlechtesten in Frage; gab es keinen Mythos, durfte es gar nichts mehr geben.« Samos fuhr leise fort: »Zwischen den Ideenwelten der Dichter und dem Zuschnappen und Schnüffeln von Tieren existiert sehr viel.«

»Was?« fragte ich.

»Der Mensch.«

Ich blickte über die Stadt und sah die Venna und die Tela im Hafenbecken liegen und dahinter das Meerestor und die Kanäle und die zahlreichen Dächer. Es wurde hell. Ein neuer Tag begann.

»Warum wurde ich nach Port Kar geholt?« fragte ich.

»Zur Vorbereitung auf deine Aufgabe«, sagte Samos.

»Welche Aufgabe?«

»Da du nicht mehr in den Diensten der Priesterkönige stehen willst«, sagte Samos, »ist es sinnlos, davon zu sprechen.«

»Welche Aufgabe?« verlangte ich zu wissen.

»Ein Schiff *muß* gebaut werden, das sich von allen anderen unterscheidet.«

Ich starrte ihn an.

»Ein Schiff, das über das Ende der Welt hinaus segeln kann.«

Dies war ein Ausdruck aus dem Ersten Wissen von Gor, eine Bezeichnung für das Meer, einige hundert Pasang westlich von Cos und Tyros, wo es keinen Schiffsverkehr mehr gibt.

Samos wußte natürlich ebensogut wie ich, wie beschränkt das Erste Wissen war. Ihm war die Kugelgestalt Gors bekannt. Ich wußte nicht, warum die Menschen nicht in das Meer westlich von Cos und Tyros vorstießen. Auch Telima, die im Hause Samos' vom Zweiten Wissen erfahren hatte, kannte den Ausdruck ›Ende der Welt‹ als eine metaphorische Bezeichnung für unerforschte Gegenden. In gewisser Weise endete die goreanische Welt im Westen aber wirklich dort, so wie sie im Osten mit den Voltai-Bergen abschloß. Dies waren die Grenzen des bekannten Gor im Osten und im Westen. Im tiefen Süden und Norden gab es nach goreanischer Auffassung nur den kalten Wind und Schnee, der über das endlose Eis getrieben wurde.

»Wer sollte so ein Schiff bauen?« fragte ich.

»Tersites.«

»Aber der ist verrückt.«

»Er ist ein Genie!«

»Ich diene den Priesterkönigen nicht mehr«, sagte ich.

»Gut«, sagte Samos und wandte sich zum Gehen. »Dann war eben alles umsonst. Ich wünsche euch alles Gute«, verabschiedete er sich über die Schulter.

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte ich.

Obwohl Telima einen eigenen Umhang trug, öffnete ich meinen Admiralsmantel und umschloß sie damit. So standen wir auf der Spitze des Wehrturms und schauten über die Stadt und sahen zu, wie die Dämmerung über die endlose schimmernde Weite des Thassa heraufkroch.

**Das Gesamtverzeichnis der Heyne-Taschenbücher
informiert Sie ausführlich über alle lieferbaren Titel.**

**Sie erhalten es von Ihrer Buchhandlung
oder direkt vom Verlag.**

**Wilhelm Heyne Verlag, Postfach 2012 04,
8000 München 2**

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor - der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Port Kar, die große Hafenstadt an der Mündung des Vosk, von der aus die Piratenkapitäne die Thassa heimsuchen, das Meer von Gor. Nach Port Kar führt die Spur, der Tarl Cabot folgt, und er ist in seinem Binsenboot unterwegs durch die gefährlichen Sümpfe des Vosk-Deltas, wo die Sklavenhändler von Port Kar ihre grausamen Raubzüge unternehmen. Tarl Cabot fällt den aufgebrachten Schilfbauern in die Hände und wird für einen Sklavenhändler gehalten. Er zieht die Sklaverei dem Tod vor, wird verlacht und bespuckt und hat ein Leben als Entehrter vor sich. Da werden die Sumpfbewohner ihrerseits in die Sklaverei geführt. Tarl Cabot kann entkommen, und er beschließt, furchtbare Rache für seine Erniedrigung zu nehmen - an sich und seinen Gegnern.

Als Bosk wird er der gefürchtetste Kaperkapitän und schließlich der mächtigste Mann in Port Kar, das er vor dem Untergang bewahrt und dem er einen Heims tein schenkt. Aber was ist Berühmtheit und Macht gegen Ehre und Selbstachtung? Bis Tarl Cabot erfährt, daß seine Erniedrigung eine abgekartete Sache war, die seinen Stolz brechen sollte und ihm seine Grenzen zeigen - nur ein weiterer Schritt seiner jahrelangen Ausbildung für die Mission, die er eines Tages im Dienst der Priesterkönige erfüllen soll.

DM 5,80 - Best-Nr. 06/3433 EIN HEYNE BUCH